

A AUSSIGER
BEITRÄGE B

GERMANISTISCHE SCHRIFTENREIHE
AUS FORSCHUNG UND LEHRE

2

2008

2. JAHRGANG

Die Geburt der Identität aus dem Geiste der Ambivalenz.
Betrachtungen im mitteleuropäischen Literatur- und Kulturkontext

Hrsg. von
Renata Cornejo und Ekkehard W. Haring



ACTA UNIVERSITATIS PURKYNIANAE
FACULTATIS PHILOSOPHICAE STUDIA GERMANICA

AUSSIGER BEITRÄGE

Germanistische Schriftenreihe aus Forschung und Lehre

Redaktionsrat:

Hana Bergerová (Ústí n. L.), Andrea Bartl (Bamberg), Renata Cornejo (Ústí n. L.),
Ekkehard W. Haring (Wien), Klaus Johann (Münster), Marie Maroušková (Ústí n. L.),
Georg Schuppener (Leipzig), Marek Schmidt (Ústí n. L.)

E-mail-Kontakt: *ABRedaktion@ujep.cz*

Für alle inhaltlichen Aussagen der Beiträge zeichnen die Autor/innen
verantwortlich.

Hinweise zur Gestaltung der Manuskripte unter <http://kgerff.ujepurkyne.com>

Die Zeitschrift erscheint einmal jährlich.

Anschrift der Redaktion: Katedra germanistiky FF UJEP
České mládeže 8, CZ-40096 Ústí nad Labem

Bestellung in Tschechien: Knihkupectví UJEP
Brněnská 2, CZ-40001 Ústí nad Labem
knihkupectvi@rek.ujep.cz

Bestellung im Ausland: PRAESENS VERLAG
Wehlistraße 154/12, A-1020 Wien
bestellung@praesens.at

Design: LR Consulting, spol. s r. o.
Dlouhá 1548/5, CZ-40001 Ústí nad Labem
lubomir@lrdesign.cz

*Technische Redaktion
und Druck:* Jiří Bartoš – SLON, spol. s r. o.
U Chemičky 880/18, CZ-40001 Ústí nad Labem

Auflage: 200

© *Univerzita J. E. Purkyně v Ústí nad Labem, Filozofická fakulta
Ústí nad Labem, 2008*

ISSN 1802-6419

ISBN 978-80-7414-014-3

ISBN 978-3-7069-0525-1

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort der Herausgeber	7
I. LITERATURWISSENSCHAFTLICHE UND KULTURGESCHICHTLICHE BEITRÄGE	
INGEBORG FIALA-FÜRST: Ambivalenzen in der Begriffsbildung deutsch-mährischer Literaturgeschichte	11
HANS HÖLLER: Libussa in der Gründerzeit. Grillparzer zwischen Kürnberger und Heine	25
KARIN WOZONIG: Spanischer Skandal im österreichisch-ungarischen Almanach. Betty Paolis Novelle <i>Merced</i> im literarischen Taschenbuch <i>Iris</i> , 1845	39
FRIEDERIKE PARTZSCH: Oskar Jellinek. Ein deutsch-mährischer Schriftsteller zwischen Traditionalismus und Moderne	51
EKKEHARD W. HARING: Von der ‚Entartung‘ zur ‚Nervenhygiene‘. Die Pathologie der Großstadt im zionistischen Diskurs um 1900	63
GERHARD TRAPP/ALENA KOVÁŘIKOVÁ: Bitteres Böhmen. Zu Johannes Urzidils Erzählung <i>Die Frau mit den Handschuhen</i>	75
BENNO WAGNER: Kafkas „vergleichende Völkergeschichte“. Eine Skizze zum Verhältnis von Literatur und kulturellem Wissen	89
JOACHIM W. STORCK: „Meine Herkunft als Österreicher und Böhme“. Rainer Maria Rilkes böhmisches Selbstverständnis	101
MIREK NĚMEC: Auf der Suche nach der Identität. Zu Hugo Bettauers Roman <i>Die Stadt ohne Juden</i>	121
JÜRGEN EDER: Der subversive Schelm. Bertolt Brechts <i>Schwejk im Zweiten Weltkrieg</i>	137

RENATA CORNEJO: Im Geiste der Ambivalenz. Die interkulturelle Literatur am Beispiel der deutsch schreibenden Autor/innen aus der ehemaligen Tschechoslowakei (Katja Fusek) 147

HANS-PETER ECKER: Bernhard Setzwein, ein Anwalt mitteleuropäischer Solidarität 163

II. REZENSIONEN

Mária Bielíková: Bipolarität der Gestalten in Hermann Hesses Prosa. Die Romane *Demian* und *Der Steppenwolf* vor dem Hintergrund der daoistischen Philosophie. Hamburg: Dr. Kovač, 2007 (*László V. Szabó*) 175

Maria Balaskó/Petra Szatmári (Hrsg.): Sprach- und literaturwissenschaftliche Brückenschläge. Vorträge der 13. Jahrestagung der GESUS in Szombathely, 12.-14. Mai 2004. München: Lincom, 2007 (*Jonathan Schüz*) 177

Pia Janke (Hrsg.): Elfriede Jelinek: „Ich will kein Theater“. Mediale Überschreitungen. Mit einer DVD. Wien: Praesens, 2007 (*Renata Cornejo*) 179

Dana Pfeiferová: Angesichts des Todes. Die Todesbilder in der neueren österreichischen Prosa: Bachmann, Bernhard, Winkler, Jelinek, Handke, Ransmayr. Wien: Praesens, 2007 (*Alena Lejsková*) 181

Slawomir Piontek: ‚Erben des Feuers‘. Krieg, Nationalsozialismus und Identitätsfrage in den Nachkriegsromanen der österreichischen ‚jungen Generation‘. Poznań: Wydawnictwo Naukowe UAM, 2008 (*Jana Hrdličková*) 183

Ester Saletta: Die Imagination des Weiblichen. Schnitzlers Fräulein Else in der österreichischen Literatur der Zwischenkriegszeit. Wien u.a.: Böhlau, 2006 (*Barbara Hindinger*) 185

Alice Stašková (Hrsg.): Friedrich Schiller und Europa. Ästhetik, Politik, Geschichte. Heidelberg: Carl Winter, 2007 (*Filip Charvát*) 186

Brita Steinwendtner: Jeder Ort hat seinen Traum. Dichterlandschaften. Innsbruck, Wien: Haymon, 2007 (<i>Klaus Johann</i>)	189
Mirjam Triendl-Zadoff: Nächstes Jahr in Marienbad. Gegenwelten jüdischer Kulturen der Moderne. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2007 (<i>Ekkehard W. Haring</i>)	190
Christoph von Ungern-Sternberg: Willy Haas 1891-1973. „Ein grosser Regisseur der Literatur“. München: edition text + kritik, 2007 (<i>Klaus Johann</i>)	192
Neue Publikationen zum Kafka-Jubiläumsjahr (Sammelrezension) (<i>Ekkehard W. Haring</i>)	193
 III. AKTUELLE BERICHTE, FORSCHUNGSPROJEKTE u.a.	
Mitteuropa. Kontakte und Kontroversen. II. Kongress des Mitteleuropäischen Germanistenverbandes (MGV) in Olomouc, 13.-16.09.2007 (<i>Jürgen Joachimsthaler</i>)	201
Otakar Veselý zu Ehren: die Aussiger Tagung <i>Uferdasein</i> in Ústí nad Labem, 19.09.2007 (<i>Jana Hrdličková</i>)	203
Kanon – Kontakte – Kultur. Zum österreichisch-tschechischen Germanist/innen-Treffen in Olomouc, 20.-23.09.2007 (<i>Sabine Eschgfäller</i>)	205
Komparatistik und die Weltliteratur in der Epoche der Globalisierung. Bericht aus dem Kongress KCTOS in Wien, 06.-09.12.2007 (<i>Mária Bielíková</i>)	206
„Ein oft kopiertes Format“. 12. Münchner Bohemisten-Treffen des Collegium Carolinum, 07.03.2008 (<i>Vera Schneider</i>)	209
Hauptwerke der österreichischen Literatur aus der Sicht der internationalen Literaturwissenschaft. Tagung der Franz Werfel-Stipendiat/innen in Wien, 28.-29.03.2008 (<i>Renata Cornejo</i>)	211

Ein weiblicher „Prager Kreis“? Symposion des Instituts für Wissenschaft und Kunst in Wien, 24.-25.04.2008 (<i>Vera Schneider</i>)	213
Germanistik und die neuen Herausforderungen in Forschung und Lehre. Germanistentreffen in Telč, 22.-23.05.2008 (<i>Věra Janíková, Jaroslav Kovář</i>)	215
„Franz Kafka und Robert Walser“. Internationales Symposium der Germanistik in Maribor, 19.-20. 06. 2008 (<i>Vesna Kondrič Horvat</i>)	218
Treue oder Veränderung: Ein Literaturpreis im Wandel? Bericht über die 32. <i>Tage der deutschsprachigen Literatur</i> in Klagenfurt, 27.-28.06.2008 (<i>Anne Gühlich</i>)	219
Forschungsprojekt: Die Identitätssuche der böhmisch-deutsch-jüdischen Autorin Irma Singer aus Prag (<i>Rahel Rosa Neubauer</i>)	222
Verzeichnis der Beiträger/innen	225
Gutachter/innen der AB 2 (2008)	229

VORWORT

Nach der positiven Resonanz, die der erste Jahrgang der Aussiger Beiträge 2007 als neues fachgermanistisches Periodikum bei den Leserinnen und Lesern fand, ist es naheliegend, an bewährten Konzepten festzuhalten. So bietet auch das vorliegende zweite Heft eine breite Auswahl an Beiträgen aus Forschung und Lehre mit Bezug zum deutsch-österreichisch-tschechischen Kulturraum. Die Vielfalt an Themen mag andeuten, dass es hier nicht um einen Rückzug in die Sphären fachwissenschaftlicher Esoterik geht, sondern – ganz im Gegenteil – um eine Intensivierung des wissenschaftlichen Austauschs über die engen Grenzen der Nationalphilologien, Disziplinen und ‚Schulen‘ hinweg.

Trotz des gebotenen thematisch breiten Spektrums möchten die Aussiger Beiträge dennoch nicht ganz darauf verzichten, Akzente zu setzen. Die zweite Ausgabe 2008 versucht dieser Überlegung mit einer stärkeren Orientierung auf „Literatur- und Kulturgeschichtliches“ Rechnung zu tragen. Hinreichenden Anlass mag dafür in diesem Jahr zunächst der 125jährige Geburtstag Franz Kafkas geben – ein Jubilar, der auf exemplarische Weise die Entwicklung der jüngeren Germanistik geprägt und für Öffnungen in geisteswissenschaftlichen Diskussionen gesorgt hat.

Doch schon aus konzeptionellen Gründen möchten wir uns nicht auf einen einzelnen Autor festlegen, sondern einen Themenrahmen schaffen, der den besonderen Standort von Aussig/Ústí an der deutsch-tschechischen Grenze berücksichtigen und gleichsam aus der Mitte eines bewegten Europas neue Impulse zu anstehenden Diskussionen beitragen würde. Nach reiflicher Überlegung hat sich der Redaktionsrat für den Schwerpunkt **„Die Geburt der Identität aus dem Geiste der Ambivalenz. Betrachtungen im mitteleuropäischen Literatur- und Kulturkontext“** entschieden, der unseres Erachtens den hier dargelegten Intention sehr gut entspricht.

Mit dieser Ausrichtung etablieren die Aussiger Beiträge gewiss kein neues ‚Programm‘ in der Zeitschriftenlandschaft der Gegenwart. Ihre Leser/innen werden jedoch leicht feststellen, dass hier eine Zeitschrift mit sehr hohen qualitativen Ansprüchen vorliegt, der es um die Vermittlung von Themen mit überaus brisanten Fragestellungen geht – Perspektiven, die nicht zuletzt den Blick auf gegenwärtige und künftige Debatten öffnen könnten.

Um die Qualität der Beiträge zu garantieren, wurde für die Auswahl und Bearbeitung der Manuskripte erstmalig ein Peer Review Verfahren eingeführt, das den Richtlinien internationaler Standards für Fachzeitschriften folgt. Gutachter/innen aus zehn Ländern unterstützten uns dabei. Wir hoffen, mit dieser Veränderung einen weiteren Schritt bei der Positionierung unserer Zeitschrift gegangen zu sein; das entscheidende Urteil darüber werden letztthin ihre Leser/innen sprechen, von deren Zuspruch und Interesse unsere Arbeit ideell getragen ist.

Die Herausgeber

Renata Cornejo

Ekkehard W. Haring

I

**LITERATURWISSENSCHAFTLICHE
UND KULTURGESCHICHTLICHE
BEITRÄGE**

INGEBORG FIALA-FÜRST

Ambivalenzen in der Begriffsbildung deutschmährischer Literaturgeschichte

Der Beitrag stellt die 1997 im Lehrstuhl für Germanistik der Palacký-Universität in Olmütz gegründete Forschungseinrichtung Arbeitsstelle für deutschmährische Literatur vor und beschäftigt sich mit literatur-theoretischen, methodologischen und ideologischen Fragen, die an die Erforschung des Gegenstandes, der deutschmährischen Literatur, geknüpft sind.

Als 1989 der demokratische Umsturz in Mittel- und Osteuropa wieder freies Denken und Forschen zuließ, standen die tschechischen Germanisten vor der Entscheidung, die in Ländern mit ehemals starker deutschsprachiger Kultur obligat ist: Soll man sich als Germanist, als Historiker deutschsprachiger Literatur großen Erscheinungen der deutschen Literatur widmen, sich mit verbürgter, ‚weltliterarischer‘ Qualität beschäftigen, sie für die Lehre aufarbeiten, oder soll man sich den kleinen regionalen Erscheinungen zuwenden, Autoren, deren Namen niemand mehr kennt, deren Werk, verstreut in Zeitschriften und Almanachen, nie gesammelt wurde, ungelesen blieb und nun längst vergessen ist und außerdem ‚unberechenbare‘ Qualität hat? Wie hoch ist die Gefahr einzustufen, immer bloß auf Mittelmäßiges und künstlerisch Ärmliches zu stoßen, sich in den Fahrwassern der Trivialität, der bloßen Gebrauchsliteratur zu bewegen? Vor diesem Dilemma standen bereits die Gründer der modernen Germanistik in Böhmen am Anfang des 20. Jahrhunderts. Beide entgegengesetzten Antworten wurden von namhaften Germanisten gegeben und vertreten: August Sauer, der Ordinarius der Germanistik der Prager deutschen Universität war seiner Zeit der größte Goethe-Forscher in deutschen Landen (seine Vorlesungen über Goethe hörten viele, später berühmte Vertreter der Prager deutschen Literatur); Jan Krejčí andererseits, der erste Inhaber des germanistischen Lehrstuhls der Brüner Universität (seit 1920), beschäftigte sich sein Leben lang mit mährischen und böhmischen Autoren und regionalen Bezügen: mit Franz Thomas Bratranek, Marie von Ebner-Eschenbach, Vinzenz Brandl, Siegfried Kapper u.a.m.

Die im Lehrstuhl für Germanistik der Palacký-Universität Olmütz 1997 gegründete *Arbeitsstelle für deutschmährische Literatur* trat programmatisch

den – durch historisch-ideologische Zäsuren – unterbrochenen ‚Krejčí-Weg‘ an, wobei die Gründer der Arbeitsstelle in Olmütz auf fruchtbaren Boden stießen, dessen Reichhaltigkeit sich aus der unnormalen Situation der Zeit der ‚Normalisierung‘ ergab: Die Olmützer Literaturhistoriker, Václavek, Topolská und Chytil, waren in der Zeit der Normalisierung (wie die meisten Prager und Brüner Kollegen auch) von der europäischen Forschung, ihren Themen und Entwicklungen völlig isoliert, hatten beschränkte oder gar keine Publikationsmöglichkeiten.¹ In dieser dunklen Zeit widmeten sie sich verstärkt – da ihnen „große“ Themen untersagt oder nicht zugänglich waren – der deutschen Literatur aus Olmütz, der Olmützer Umgebung, aus ganz Mähren und Böhmen. Sie sammelten ein Wissen und ein Reservoir an Fakten, das nach Festhaltung und Veröffentlichung geradezu rief.

Die ursprüngliche Erwartung eines Textkorpus von höchstens 200 deutschmährischen Autoren wurde schnell widerlegt: In der Datenbank der Arbeitsstelle (die im Internet benutzbar ist²) figurieren heute bereits etwa 3000 Namen. Der erste Höhepunkt der Feldforschung und Sammlertätigkeit war 2003 die Herausgabe des *Lexikons deutschmährischer Autoren*, in dem etwa 120 Schriftsteller in Einzeldarstellungen festgehalten sind und das, als ‚work in progress‘ angelegt, bereits 2006 eine Ergänzung um weitere 80 Autoren-Artikel erfahren hat.

Die Arbeitsstelle ruft auch Konferenzen zusammen (in der kurzen Zeit ihrer Existenz waren es bereits vierzehn), gibt Sammelbände dieser Konferenzen und andere Publikationen (auch Belletristik) heraus, kann inzwischen auf zwölf Veröffentlichungen zurückblicken³, leistet Öffentlichkeitsarbeit, organisiert Ausstellungen, Lesungen und Vorträge⁴ und wahrt außerdem die für eine Universität typische Doppelfunktion, verbindet organisch Forschung und Lehre, indem das Team aus vier graduierten Wissenschaftlern⁵ und aus 20 bis 40 Studenten verschiedener Studienabschnitte besteht. Diese Zusammensetzung des Forscher-Teams garantiert

¹ Zur Situation der tschechoslowakischen Germanistik in der Normalisierungszeit nachzulesen im Aufsatz L. Václavek (vgl. VÁCLAVEK 1993 u. 2000b).

² www.germanistika.cz/Arbeitsstelle-datenbanken. Außer dieser ‚großen Datenbank‘ existieren noch weitere kleinere Datenbanken: DB der Nachlässe deutschmährischer Autoren, DB zum *Bild des Tschechen in der deutschböhmischen und deutschmährischen Literatur*, DB der *Literarischen Wanderungen durch Mähren*, DB des *Mitteuropa-Gedankens*.

³ Verzeichnis der Konferenzen und Veröffentlichungen unter www.germanistika.cz/Arbeitsstelle.

⁴ Ein wichtiges Resultat der Öffentlichkeitswirksamkeit der Arbeitsstelle war z.B. 2005 die Erteilung der Ehrenbürgerschaft der Stadt Sternberg an Erica Pedretti, die 1946 aus dieser Stadt als ‚Sudetendeutsche‘ vertrieben wurde.

⁵ Prof. Ludvík Václavek, Doz. Lucy Topolská, Prof. Ingeborg Fiala-Fürst, Prof. Jörg Krappmann.

einerseits die Ausbildung im Forschungsprozess – unter der Ägide der Arbeitsstelle publizieren Studenten und Doktoranden ihre ersten wissenschaftlichen Arbeiten⁶, lernen schrittweise die Methoden und Wege wissenschaftlichen Arbeitens –, garantiert aber andererseits eine hohe Dynamik, jugendlichen Elan und allgemein eine ‚fröhliche Wissenschaft‘.

Doch selbst die handfesteste Feldforschung darf nicht nur bei ihren Daten und Fakten verharren, sondern muss über übergeordnete theoretische, methodologische und ideologische Fragen reflektieren, desto gründlicher, je belasteter und „unselbstverständlicher“ ihr Forschungsobjekt ist. Praktisch ab dem Tag der Gründung der Arbeitsstelle wurden Überbaufragen dieser Art gestellt (vgl. MAIDL 1999: 17-25), die sich auf die folgenden fünf miteinander verwobenen Problemfelder beziehen:

1 Das Nationale

Wer die neueste Geschichte der böhmischen Länder kennt (und sei es nur schlagwortartig), weiß, dass die ursprüngliche territoriale Einheit etwa in der Mitte des 19. Jahrhunderts Risse bekam, als die zwei böhmischen Völker der Tschechen und der Deutschen anfangen, nach nationalen Vorgaben ihre kollektive und individuelle Identität zu definieren und aufzubauen. Das Miteinanderleben der beiden Völker änderte sich in ein national bestimmtes Neben- und Gegeneinanderleben, das einerseits eine hochspannende und fruchtbare Atmosphäre eines kulturellen Wettbewerbs, eines ‚kunstgebärenden Schmelztiegels‘ mit sich brachte, andererseits häufig zu offener Gewalt führte und mit der nazistischen Okkupation der böhmischen Länder und der nachfolgenden Vertreibung der Deutschen endete (vgl. BECHER/ FÜRST 2005).

Nach dem 2. Weltkrieg, in den 40 Jahren kommunistischer Herrschaft wurde die Existenz einer starken deutschsprachigen Kultur so gut wie totgeschwiegen. In der kurzen Zeitspanne der Lockerung vor dem Prager Frühling wurden alle Kräfte der damaligen tschechischen Germanistik auf die Erforschung der sog. Prager deutschen Literatur konzentriert, der ‚Kampf um Kafka‘ wurde zum wichtigen Bestandteil des Kampfes der ganzen intellektuellen Gemeinschaft um eine unzensurierte, freie, nicht sozialistisch-realistisch bestimmte Kunst und Kultur in der Tschechoslowakischen Republik. Man verknüpft vordringlich den Namen Eduard

⁶ Verzeichnis der Diplom- u Doktorarbeiten mit mährischen Themen und weitere Veröffentlichungen des Forscher-Teams – sh. Homepage.

Goldstückers (der beide ‚Liblicer Konferenzen‘ 1963 und 1965 zusammenrief) mit diesem Kampf, doch an der Erforschung der Prager deutschen Literatur beteiligten sich damals alle ernstzunehmenden Germanisten aus Böhmen, Mähren und der Slowakei. Während die erste Liblicer Konferenz sich ausschließlich dem Werk Kafkas widmete, zog die zweite Liblicer Konferenz bereits breitere Kreise um Kafka: Es wurde u.a. über das Werk Werfels, Brods, Weiskopfs, Kischs, über die Zeitschrift *Ost u West* und die *Herder-Blätter*, sowie über den expressionistischen Aufbruch der jüngsten Prager Generation usw. gesprochen. Die Beiträge der zweiten Liblicer Konferenz, im Band *Weltfreunde* zusammengefasst, gehören – nach mehr als 40 Jahren – immer noch zum ‚goldenen Fond‘ der Erforschung der Prager deutschen Literatur.

Um noch tiefer und breiter zu forschen, als es die zweite Liblicer Konferenz tat, um also u.a. vielleicht einen geographisch weiteren Kreis, von Prag aus bis in die Regionen, zu ziehen, blieb damals keine Zeit: Die Panzer des Warschauer Paktes zerstörten nebst den demokratischen und politischen Ambitionen der Prager Reformen auch die Ansätze dieser germanistischen Forschung. Für lange Jahre der Normalisierungszeit war das Nachdenken und Schreiben über die deutschsprachige Literatur aus Böhmen – wenn nicht direkt untersagt, dann zumindest tabu oder den Machthabern suspekt. Die Träger der Forschung der 60er Jahre wurden vielfach ihrer universitären Ämter enthoben, mit Lehr- und Publikationsverbot belegt, fristeten ihr Dasein in Heizkellern, Gemüseläden, Bibliotheken oder gingen ins Exil. Zu der Bemühung der kommunistischen Kulturträger, das Volk vor der „Infizierung“ durch nicht-marxistisches „Freidenkertum“, durch „Defaitismus, kapitalistische moralische Fäulnis“ – wie man es damals nannte und wie man es in den Werken Kafkas ortete – zu schützen, gesellte sich der staatlich anerkannte Antisemitismus und der forcierte tschechische Nationalismus, der die reale Geschichte Böhmens durch verflachte Mythen des 19. Jahrhunderts und durch triviale Denkklišees und Ideologien ersetzte, deren Hauptlinie die „läuternde“ – ja nationsstiftende – Gegnerschaft des Tschechentums und des Deutschtums bildete. Es ist klar, dass in dieser Atmosphäre an die institutionelle Beschäftigung mit der deutschsprachigen und/oder jüdischen Kultur und Literatur Böhmens nicht zu denken war. Selbst in der gebildeten Öffentlichkeit ist das Wissen über eine ehemals starke deutschsprachige und jüdische Kultur des böhmischen Landes, das Bewusstsein des mitteleuropäischen Zusammenhanges so gut wie verschwunden. Bei der Überbetonung der ausschließlich tschechischen Kultur Böhmens durch die damaligen offiziellen Vertreter der historischen und literaturhistorischen Wissenschaften ergaben sich häufig paradoxe – der Wissenschaft unwürdige – Situationen: So wurde in den 70er Jahren bei einer wissenschaftlichen Konferenz

zur Geschichte der Stadt Olmütz im 19. Jahrhundert (einer Stadt, die bekanntlich bis tief ins 20. Jahrhundert überwiegend deutsch besiedelt war) die deutsche Komponente mit keinem Wort erwähnt. Einer der mutigen Zuhörer soll die Resultate dieser Konferenz mit den Worten kommentiert haben: „Man vertrieb die Deutschen aus Böhmen also schon 1812.“

Diese Situation bessert sich nur allmählich. Das tschechische Publikum weiß immer noch sehr wenig über die deutsche/österreichische Vergangenheit, Kultur und Literatur ihres eigenen Landes und verspürt häufig wenig Lust, die Existenz einer deutschen Kultur-Komponente zuzugeben. Die Olmützer Arbeitsstelle – die in diesem Falle kulturpolitische Funktionen ausübt – ist freilich nicht die einzige Institution in Tschechien, die in diesem Sinne wirkt, sondern es ließen sich weitere 20 bis 30 nennen, darunter einige Forschungsstellen, Kulturinstitutionen, Zeitschriften, Verlage, der Kultursender des öffentlichen Rundfunks u.a.m. Das Problem dieser Institutionen besteht darin, dass sie kaum zusammenarbeiten, selten überhaupt etwas voneinander wissen, nur in Ausnahmefällen von der öffentlichen Hand unterstützt werden und allgemein auf der kulturpolitischen Szene Tschechiens ein Schattendasein führen.⁷

⁷ Abgesehen davon, dass diese leise Öffentlichkeitsarbeit freilich durch jegliche grobschlächtige Äußerungen auf der ‚hohen‘ innen- oder außenpolitischen Ebene immer nachhaltig gefährdet wird, kommt heutzutage noch erschwerend hinzu, dass das Deutsche langsam aus Tschechien schwindet: Während am Anfang der 90er Jahre das Deutsche (als Kommunikationssprache mit einem ökonomisch starken und geographisch nahen Nachbar) konkurrenzlos die erste Fremdsprache im Lande war, und auch die politische Situation einer Wiederentdeckung der deutschen/österreichischen Kultur und Tradition des eigenen Landes und der Wiedergutmachung historischen Unrechts relativ zuträglich war, fand am Ende der 90er Jahre der ‚Entscheidungskampf‘ zwischen dem Deutschen und dem Englischen als lingua franca Europas statt. Warum das Englische so vollkommen und schnell in diesem Kampf siegte, wäre eine Frage für Linguisten, Soziologen, Politologen, Historiker und Kulturhistoriker. Dass es siegte, ist eine Tatsache, die hinzunehmen ist. Was aber nicht mehr widerstandslos hingenommen werden darf, ist die weitere Entwicklung der ersten Jahre nach der Jahrtausendwende, als das Deutsche unter dem Druck des pragmatischen, ökonomischen, utilitaristischen Denkens in Tschechien langsam aufhörte, selbst die zweite Fremdsprache zu sein. Diese Entwicklung ist mit zurücklaufenden Zahlen der Deutschlernenden an Grund- und Mittelschulen, der Deutschstudierenden an Hochschulen statistisch belegbar und hinterlässt vor allem im universitären Bereich der Geisteswissenschaften deutliche Spuren und irreparable Schäden: Im Philosophie- und Ästhetik-Seminar können nicht mehr deutsche Denker und Philosophen behandelt werden, da die Kursteilnehmer nicht mehr deutsch verstehen, die jungen Historiker sind nicht mehr fähig, deutsche Quellen zur Geschichte des eigenen Landes zu lesen, die Bohemisten reduzieren die Kenntnis der Schriftkultur des Landes auf nationale Kriterien (wie zu Zeiten der kommunistischen Herrschaft - nur jetzt aus anderen Gründen), die Existenz einer eigenständigen tschechischen philologischen Germanistik ist gefährdet (fast alle Germanistiken im Lande haben inzwischen auf irgendeine Art ‚Deutsch für pragmatische Zwecke‘ umgestellt) usw.

2 Das Territoriale

Eine methodologische Stütze beim Angehen der deutschen/österreichischen Kultur und Vergangenheit der böhmischen Länder könnte die wiederbelebte territoriale Erforschung der Literaturgeschichte bieten. Das territorial bestimmte Prinzip läuft dem häufiger praktizierten glossozentrischen Prinzip zuwider (das die Literatur eines geschlossenen nationalen Sprach-Raumes zu ihrem Forschungsobjekt machte), setzt es gar außer Kraft, indem behauptet wird, dass die nationale Sprache des einzelnen literarischen Werkes bloß ein „zufälliger Träger“ wichtigerer Informationen inhaltlicher, ideologischer, geistig-historischer, ästhetischer Natur sei, dass die nationale Sprache (bzw. nationale oder staatliche Zugehörigkeit der Autoren) kein brauchbares Kriterium und Unterscheidungsmerkmal für die Definition einer Literatur sei, sondern dass die Kultur, der Lebensstil, der geistig-historische Entstehungsraum, die verbindende historische Atmosphäre für die Schöpfung der literarischen Werke viel ausschlaggebender seien.

Gerade der böhmisch-mährischer Bereich scheint der ideale Raum für die Anwendung dieser Strategie zu sein. Seit Jahrhunderten war die Zugehörigkeit zu diesem historischen Territorium das stärkste Identifikationskriterium ihrer Bewohner über nationale Sprach- und Kulturgrenzen hinweg. Der „böhmische Landespatriotismus“ (vgl. HÖHNE 2002 u. 2004) war die vornehme Intellektuellen-Haltung um die Mitte des 19. Jahrhunderts (vertreten durch Bernard Bolzano, Marie Ebner von Eschenbach, Ferdinand von Saar, Adalbert Stifter, Karl Egon Ebert, Moritz Harmann, Uffo Horn und viele andere) und fand seine Anhänger und Wortführer noch im 20. Jahrhundert (wo aber freilich das nationale Paradigma und Pathos bereits die meisten Köpfe und Seelen besetzt hielt und die landespatriotische Haltung zum anachronistischen Denkschema herabdrängte). Im Hinblick auf die zwei seit Jahrhunderten nebeneinander koexistierenden Kulturen und Literaturen, die tschechische und die deutsche/österreichische, spricht man von ‚gemeinsam erlebter oder gemeinsam erlittener Geschichte der Deutschen, Tschechen und Juden in einem politisch und historisch zusammengewachsenen Raum‘, von einer ‚Erinnerungsgemeinschaft‘, vom ‚hohen Grad der Durchmischung beider Ethnien und nationaler Kulturen‘ (deren hoher Grad belegt wird durch Biographien prominenter Deutscher mit tschechischem Elternteil – Henlein – und prominenter Tschechen mit deutschem Elternteil – Němcová – sowie durch die Eigennamen- und Toponyma-Forschung), man spricht von einem ‚befruchtenden Wettbewerb zwischen Deutschen und Tschechen‘, von ‚gegenseitig befruchtender Spannung‘, von ‚einer gemeinsamen deutsch-tschechischen Identität‘, von ‚gesunder Rivalität, die viel älter ist als

der moderne Nationalismus'. Man macht auf die Binsenwahrheit aufmerksam, dass die Kenntnis bloß der einen Literatur aus Böhmen ohne die Kenntnis der anderen unvollständig ist.

Die territoriale Methode scheint ihre Berechtigung zu haben, doch in der praktischen Anwendung müsste sie Hindernisse überwinden, die scheinbar unüberwindbar sind: Abgesehen von den zweifelhaften Traditionen dieser Strategie, die wohl bei Hauffen, Sauer und Nadler anzusiedeln sind, abgesehen von der übermächtigen Konkurrenz der glossozentrischen Strategie und abgesehen von der Kardinalfrage, ob die territorial begrenzte Multikulturalität Böhmens **tatsächlich** ein ausreichend starkes Bewusstsein erzeugen konnte, das die sprachlichen/nationalen Prämissen nebensächlich werden ließ – oder ob jede der sprachlich und kulturell geschiedenen Gruppen doch besser und sinnvoller für sich betrachtet werden sollte (wie bisher)⁸ – abgesehen von diesen Problemen, müsste das angestrebte Ziel doch die Schöpfung einer kompletten kulturgebundenen Literaturgeschichte eines Territoriums sein, die die einzelnen nationalen Literaturen unter dem territorialen Aspekt zusammenfasst. Um diese Aufgabe zu bewältigen, braucht man ein internationales und interdisziplinäres Team von Mitarbeitern, die alle deutsch und tschechisch (gegebenenfalls auch polnisch, hebräisch und jiddisch) verstehen – etwa 50 Menschen für die nächsten 20 Jahre. Ein Mäzen, der dieses Unternehmen unterstützen würde, ist noch nicht geboren worden. Und außerdem: Hätte eine solche ‚Eigenleistung‘ wirklich einen Sinn, da – erfahrungsgemäß – die ‚nichtmährischen‘/überregionalen Fakten und Abschnitte schon rein zahlenmäßig überwiegen würden? Die meisten deutschsprachigen Mährer des 19. Jahrhunderts haben in Wien studiert, gelebt und gewirkt, waren fest in die Kulturkreise der Österreichischen Monarchie eingebunden und sind eigentlich nur dort und dadurch zu Ruhm und Bekanntheit gelangt. Die meisten deutschsprachigen Mährer des 20. Jahrhunderts sind aus Mähren vertrieben worden und schrieben – falls sie überhaupt weiter schrieben – im Kontext der deutschen, österreichischen oder Schweizer Literatur.⁹

⁸ Die Argumente mancher Widersacher der territorialen Methode/der „areálová studia“ (dieser Begriff hat sich im tschechischen literaturwissenschaftlichen Diskurs eingebürgert) sind freilich – wenn es nicht bloß ideologisch untermauerte Argumente sind – ernst zu nehmen.

⁹ Trotz dieser Bedenken lässt die AS dieses größte Ziel nicht aus den Augen, versucht mit den momentan gegebenen, beschränkten Mitteln zumindest Zubringer-Arbeiten zu leisten, etwa in Gestalt von Dissertationen, die sich nach dem territorialen und kulturgeschichtlichen Prinzip mit einzelnen Regionen Mährens beschäftigen (*Iglauer Sprachinsel* – bereits fertiggestellt, Publikation 2009; *Schönhengst, Kuhländchen, Schönberg* – bereits fertiggestellt, Publikation 2008).

3 Regionalität

Das erste Problem der territorialen Literaturgeschichtsschreibung besteht darin, dass sie dem mächtigen Sog der glossozentrischen Strategie ausgesetzt ist, die (wie jede Äußerung des Nationalismus) nichts anderes neben sich duldet und – indem sie die Nationalliteratur als ihr Forschungsobjekt definiert – zugleich grundlegende nationale Werte verwaltet. Jegliche ‚Infiltrierung eines fremden Elements‘ wird eifersüchtig abgewehrt, auch eben der Versuch der territorialen Literaturgeschichtsschreibung, deutsch geschriebene Literatur dem Korpus der tschechischen Nationalliteratur einzuverleiben, bzw. dieses Korpus anders als national/sprachlich zu definieren. Die Beschäftigung mit territorialer/regionaler Literatur wird von der glossozentrischen Literaturgeschichtsschreibung stets an den Rand gerückt, ins Provinzielle, Abweichende, künstlerisch Unzureichende. Die nach territorialen Prinzipien erforschte Literatur wird mit Zuweisungen wie ‚Heimatliteratur‘, folkloristisch bzw. ethnographisch orientierte Literatur, Trivial- und Gebrauchsliteratur bedacht. Der nicht wertende Begriff „Region“ verschmilzt mit dem wertenden Begriff „Provinz“ und wird zum Stigma. Äußerungen, wie die von Ludvík Václavěk, „dass wir keine regionale Literatur erforschen, sondern Weltliteratur, die an eine Region gebunden ist, bzw. die wir an eine Region binden“¹⁰, setzen sich nur schwer durch.

Die Erforschung einer Region – ob sie nun nach der territorialen oder glossozentrischen Strategie vorgeht – hat freilich ihre Spezifika, bietet Vorteile wie Nachteile. Zu den Vorteilen gehört der heuristische und historische Wert einer solchen Arbeit, denn längst hat die Literaturgeschichte erkannt, dass die kanonbildende Orientierung bloß an den großen Werken der sog. Weltliteratur die Geschichte verzerrt oder gar verfälscht, zu Verflachungen und Pauschalisierungen führt und Ideologien transportiert. Ein solcher – gewichtender und im voraus wertender – Umgang mit der literarischen Masse wäre höchstens aus didaktischen Gesichtspunkten gutzuheißen, der dozierenden Verflachung müsste jedoch eine umfassende Kenntnis der Grundmaterie vorausgehen, die u.a. die regionale Forschung bieten kann. Doch andererseits fragt man sich sofort: Wo unterscheidet sich hier die Arbeit, die Methode eines Literarhistorikers von der eines „reinen“ Historikers, eines Archivars? Die rettende Definition der unterschiedlichen Gestaltung belletristischer, fiktionaler und faktischer, non-fiktionaler Texte lässt keine rechte Befriedigung aufkommen, zumal gerade in

¹⁰ Rundfunkinterview, ČR Olomouc 2006. Archiv des ČR Olomouc.

der regionalen Forschung häufig mit non-fiktionalen Texten gearbeitet wird, mit Briefen, Tagebucheintragungen, Memoiren, Zeitungsaufsätzen, und man fragt sich – zum zweiten – nach dem Interessegrad der Marginalia, die die regionale Forschung doch meistens zu Tage fördert, nach dem Interessewert der mühsam zusammengetragenen Informationen, die doch höchstens als mehr oder weniger wichtiger Kontext bereits bekannter Tatsachen, Werke und Wertungen einzustufen sind. Man fragt sich also letztlich doch nach dem Sinn der regionalen Forschung.

Nur selten hat man das Glück, einen wirklich großen, wichtigen, auch über die Grenzen der Region hinaus bekannten Autor ‚zu besitzen‘. Ist das einmal doch der Fall, streitet man meistens dann um die Zugehörigkeit einer solchen Größe mit anderen, ebenfalls Anspruch erhebenden Beheimatungsstrategien – meist höheren und wichtigeren Ranges. Bestes mährisches Beispiel: Marie von Ebner-Eschenbach. Wer würde es wagen, sie nicht als gesamt-österreichische Dichterin anzusehen, die das mährische Land allerhöchstens gelegentlich bewohnte. Zweitbestes mährisches Beispiel: Erica Pedretti, die schweizerische preisgekrönte Autorin, deren mährische Wurzeln doch höchstens als ins literarische ‚Kindheitsmuster‘ eingewobene Strähnen interessant sind. Weitere solche Beispiele gäbe es zuhauf: Charles Sealsfield, Josef von Sonnenfels, Robert Musil, Rainer Maria Rilke, Fritz Grünbaum, Peter Härtling u.a.m. Zum unangefochtenen Fundus der regionalen Forschung gehören meistens nur die, die ‚keiner mehr will‘, sei es aus ideologischen Gründen – so werden der mährischen Arbeitsstelle die ‚wildgewordenen Nationalisten‘ kaum streitig gemacht, etwa Robert Hohlbaum, Ignatz Göth, Franz Spunda, Karl Hans Strobl, – sei es, weil sie nie die Grenze der regionalen Marginalien überschritten haben, wie etwa Erwin Ott, August Scholtis, Emil Hadina, Maria Stona und hunderte weitere mehr.

4 Kanonisierung

Es sei denn – man findet für diese Unbequemen und Unbedeutenden neue Beheimatungsstrategien, man versucht sie und ihre Werke zu rekanonisieren, man ‚schmuggelt sie in höhere Kreise ein‘ (wo sie vielleicht tatsächlich einmal waren), etwa Franz Spunda in die Gesellschaft der Verfasser phantastischer Romane, Erwin Ott in die Gesellschaft der Verfasser der Ersten-Weltkriegs-Romane, August Scholtis in die Reihe der verspäteten expressionistischen Romanschreiber, Emil Hadina in den Kontext der belletristischen späten Goethe-Rezeption, Maria Stona in eine frühe ‚Gender-Reihe‘ usw.

Die historischen Prozesse der Kanonbildung und die theoretischen Probleme, die an Kanonbildungen gebunden sind (vgl. RUTHNER 2003), vor allem die Erkenntnis,

dass jegliche Kanons immer publikums-, d.h. auftraggebergebunden sind und immer auch die Weltanschauung und Ideologie des Auftraggebers transportieren und zementieren, sind für die regionale Forschung enorm wichtig, denn hier ist die Möglichkeit, einen theoretisch fundierten Vorstoß gegen die zentralistisch verfahrenende Literaturgeschichtsschreibung zu führen, etwa zu beweisen, dass jegliche Diffamierungen der regionalen Erscheinungen nicht etwa objektive Darstellungen eines ‚organisch gewachsenen Zustands‘ sind, sondern ideologiegesteuerte Prozesse der Ent- und Rekanonisierung. Die methodologische Stütze für dieses Unterfangen ist am ehesten bei den Methoden der Literatursoziologie¹¹ zu suchen, die – indem sie „[...] auf die Analyse der Prä- und Epiphänomene der Literatur, also die Untersuchung der Faktoren vor dem Text selbst (Autoren, Produktion) und nach ihm (Verlagswesen, Vertrieb, Publikum) [...]“ (ROSSBACHER 1975:66) Wert legt – es ermöglicht, auf die strukturelle Andersartigkeit dieser Literatur und das sie umgebende ideologische Netz ernsthaft einzugehen, sie in zuständigen Kontexten (die gewiss anders sind als die Kontexte der ‚zentralen‘ Literatur des glossozentrischen Kanons) zu belassen und darzustellen.

5 Typologien

Ein mächtiges Vehikel, ein Arbeitsinstrument der ideologischen Kanonbildungen sind Typologien. Nur scheinbar sind nämlich Typologien bloß harmlose Ordnungsprinzipien, die – in Geisteswissenschaften seit alters her benutzt – komplizierte Materie organisieren und dadurch überschaubarer machen, sondern es sind immer zugleich Wertungen und moralisierende Schematisierungen.

Die deutschmährische Literatur wurde in der Vergangenheit mit der Position des Gegensatzpaares zur sog. Prager deutschen Literatur bedacht, die ihr bis heute anhaftet. Diese Gegensätzlichkeit mag zwar vielleicht die künstlerische, gedankliche, politische Profilierung der Prager deutschen Literatur in den 20er und 30er Jahren widerspiegeln und auf authentische Texte, Aufsätze von Brod, Eisner, Winder, Pick, auf spätere Memoiren der Prager Autoren zurückgehen. Nichtsdestoweniger etabliert sie das übliche Zentrum-Provinz-Denkschema, das grobe Vereinfachung, wertende Missgriffe und hypothetische Eskamotagen verursacht. Die deutsche Literatur aus der Provinz wird an der (ästhetisch und auch moralisch) ‚guten‘

¹¹ Freilich verursacht es einem Literaturhistoriker meiner Generation (die in der sozialistischen Tschechoslowakei mit dubiosen Methoden der marxistischen Literatursoziologie abgespeist wurde) einige Schwierigkeiten, sich unvoreingenommen zu den Methoden der Literatursoziologie zu bekennen.

Prager deutschen Literatur gemessen und vereinfachend, en gros, meist mit dem Begriff (oder gar Bann) ‚sudetendeutsche Literatur‘ belegt, der neben verbohrtem Nationalismus, Antisemitismus und biederer Heimatpflege auch ein abwertendes Kunstverständnis suggeriert. Die Literatur aus der böhmischen und mährischen Provinz wird im Ganzen als triviale Heimat-, Grenzland- oder Blut- und Boden-Dichtung abgestempelt, Abhandlungen über ‚sudetendeutsche Schriftsteller‘ gelten bis heute als politisch und moralisch anrühlich.

Die grundlegenden Distinktionspaare dieser Typologie heißen ‚deutschnational versus protschechisch/tschechisch-freundlich‘ und ‚antisemitisch versus jüdisch/projüdisch/jüdisch-freundlich/jüdisch-tolerant‘. Die Eigenschaften und Einstellungen auf der linken Seite werden freilich für die Prager deutsche Literatur reklamiert, die auf der rechten der sudetendeutschen zugeschrieben, bzw. es wird in der Forschung so getan, als ob die überwiegende Mehrheit der Texte der einen oder der anderen Gruppe diese Distinktionsmerkmale aufweisen würde. Dass dies nicht zutrifft, sondern ein reines Ideologie-Gespinnst ist, beweisen bereits die mitunter grotesken Versuche, einige Autoren aus dem ‚bösen Provinzsumpf‘ zu retten, indem man sie unter die Erklärungsmuster des ‚literarischen Phänomens Prag‘ subsumiert (etwa Ernst Weiß, Ludwig Winder, Ernst Sommer, Hermann Ungar, Oskar Jellinek, Hugo Sonnenschein, Elisabeth Janstein u.a.m.) – obwohl sie manchmal gar keinen Bezug zu Prag hatten.

Der zweite Missgriff einer solchen zwingenden zweigliedrigen Typologie besteht darin, dass das ‚Mährische‘ automatisch mit dem ‚Böhmischen‘ gleichgesetzt wird: Bei der Behandlung von Überblicksthemen (etwa Landespatritismus, Nationalismus, Jüdisches, Grenzlandroman usw.) wird in der Forschung so getan, als ob die Entwicklung, die historischen, politischen, sozialen Gegebenheiten, also die ‚Prä- und Postphänomene‘ der Literaturproduktion in Mähren genau die gleichen gewesen wären wie in Böhmen/wie in Prag – was eindeutig nicht stimmt, sondern: „Mähren ist anders“, war in bestimmten Zeitläufen sogar gewaltig anders.

Schon das Raumgefühl (das sich freilich in literarischen Texten äußerte und auf kollektive und individuelle Identitätsbildungen Einfluss nahm) war/ist in Mähren ein anderes: keine Spur hier von typisch böhmischen/tschechischen Kessel-, Festungs-, Zitadellen- oder Ghetto-Metaphern (wie sie die – an den böhmischen/Prager Raum gebundene – Literatur seit Cosmas her durchziehen); die Beziehung zum Zentrum – in Ermangelung eines eigenen eindeutigen mährischen Zentrums – eine ambivalente, die gesellschaftlichen und Siedlungs-Strukturen viel länger archaisch, die ‚Entscheidung zur Nation‘ um eine bis zwei Generationen verspätet, die Behandlung der hier ansässigen Juden und die darauf reagierende Bereitschaft

der Juden zur Assimilation (an die deutsche/an die tschechische Kultur?) sehr wenig vergleichbar mit den bekannten Prager Umständen; sogar das Reservoir an Gründungsmythen hier recht unterschiedlich als in Böhmen.¹²

Das Zusammenspiel verschiedener geographisch und soziologisch-demographischer Parameter ließ Mähren in den Fremd- aber auch Eigenzuschreibungen als das „Land der Unschuld“, „Land der friedlichen Widersprüche“ erscheinen (KRYWALSKI 2002: 262), in dem es noch 1905 (als in Böhmen längst erbitterte deutsch-tschechische Straßenkämpfe wüteten) möglich war, einen „deutsch-tschechischen Ausgleich“ zu schaffen. In diesem Sinne nennt der aus Nordböhmen stammende deutschsprachige Schriftsteller und Literaturhistoriker Josef Mühlberger Böhmen und Mähren, Prag und Brünn, zwei Pole eines Raumes: „Im Gegensatz zu Prag ist Brünn rustikal, matriarchalisch, leichter, beschwingter und lächelnder.“ (HOHMEYER 2002: 346)

Erst eine breit angelegte Forschung, die von einer umfassenden Materialsammlung ausgeht (und die u.a. in der Olmützer Arbeitsstelle durchgeführt wird), zeigt deutlich, wie wenig die bisherigen Typologien greifen, und könnte vielleicht die Autorität besitzen, sie außer Kraft zu setzten. Schreitet man nämlich die Geschichte der deutschböhmisches und deutschmährischen Literatur unvoreingenommen und gründlich ab, stellt man schnell fest, dass hier bei weitem keine bloß bipolare, von historischen Zeitläufen beeinflusste Pendelbewegung zwischen „national“ und „übernational/tolerant“ bzw. zwischen „antisemitisch“ und „jüdisch/projüdisch“ stattgefunden hat und als Erklärungsmuster aufgestellt werden darf, sondern dass eine ganze Skala an Identitätsfestlegungen und komplizierten Beziehungen sich darbietet, die auf keinen Fall – etwa im Namen einer zweifelhaften Übersichtlichkeit – unter den Tisch gekehrt werden dürfen.

¹² Das mährische (manchmal zu separatistischen Zwecken gebrauchte/missbrauchte) Inventar an Gründungsmythen und mythologisierten historischen Ereignissen bilden vor allem das sog. Großmährische Reich, die Christianisierung östlicher/byzantinischer Prägung durch Cyrill und Method, die Ermordung des letzten Premysliden in Olmütz, die katholische Gegnerschaft während der Hussiten-Kriege, die Kremsierer Beschlüsse und das Kremsierer Parlament, die Krönung Franz Josefs zum Kaiser in Olmütz 1848 und viele andere mehr. Vor allem die Gedichtsammlung *Welehrad* des Olmützer Dichters Joseph C. von Wiesers (1813-1886), eines Repräsentanten der jüngeren Generation der Olmützer Dichterschule, ist eine Fundgrube mährischer Mythologeme, die – ähnlich wie die landespatriotischen Stellungnahmen (der Böhmer) Bolzanos, Stiflers u.a.m. – primär die unbedingte und zu verteidigende Verbundenheit beider nationalen Stämme als wertvolles historische Erbe beschwören (vgl. VÁCLAVEK 2000a).

Literaturverzeichnis:

- BECHER, Peter/FIALA-FÜRST, Ingeborg (Hrsg.) (2005): *Literatur unter dem Hakenkreuz, Böhmen und Mähren 1938-1945*. Praha: Vitalis.
- HÖHNE, Steffen (2002): *Agonie und Nachleben einer deutsch-tschechischen Zeitschrift. Dokumente zum Ende der GERMANOSLAVICA aus den Jahren 1932 bis 1942*. In: *brücken. Germanistisches Jahrbuch Tschechien – Slowakei, Neue Folge 8*, S. 179-222.
- HÖHNE, Steffen (2004): *Rudolf Pannwitz – Otokar Fischer – Paul Eisner. Lesefrüchte aus einem deutsch-tschechoslowakischen Briefwechsel*. In: *brücken. Germanistisches Jahrbuch Tschechien – Slowakei, Neue Folge 11*, S. 297-314.
- HOHMEYER, Andrea (2002): *Böhmischen Volkes Weisen*. Münster, Hamburg, London: LIT Verlag.
- KRYWALSKI, Diether (2002): *Topographia Poesiae Moraviae*. In: Ders.: *Weit von hier wohnen wir, weit von hier*. Praha: Vitalis.
- MAIDL, Václav (1999): *Erneuerte Heimatkunde? Zu einigen Aspekten der regionalen Literaturforschung*. In: *Mährische deutschsprachige Literatur, eine Bestandsaufnahme*. Olomouc: Palacký-Univ., S. 17-25.
- ROSSBACHER, Karlheinz (1975): *Heimatkunstbewegung und Heimatroman. Eine Literatursoziologie der Jahrhundertwende*. Stuttgart: Klett.
- RUTHNER, Clemens (2003): *Am Rande. Kanon. Peripherie und die Intertextualität des Marginalen am Beispiel der (österreichischen) Phantastik im 20. Jahrhundert*. Tübingen: Francke.
- VÁCLAVEK, Ludvík (2000a): *Mittelalterliche Legende als nationaler Mythos im 19. und 20. Jahrhundert*. In: Topolská, Lucy/Václavek, Ludvík (Hrsg.): *Beiträge zur deutschgeschriebenen Literatur in Tschechien*. Olomouc: Palacký-Univ., S. 87-95.
- VÁCLAVEK, Ludvík (1993 u. 2000b): *Zur Vielschichtigkeit der Kafka-Rezeption in der ČSR 1945-1989*. In: Winkler, Norbert (Hrsg.): *Franz Kafka in der kommunistischen Welt*. Wien: Böhlau, 1993, S. 144-154 u. in: Topolská, Lucy/Václavek, Ludvík (Hrsg.): *Beiträge zur deutschgeschriebenen Literatur in Tschechien*. Olomouc: Palacký-Univ., S. 289-297.
- URL: www.germanistika.cz/Arbeitsstelle

HANS HÖLLER

Libussa in der Gründerzeit. Grillparzer zwischen Kürnberger und Heine

Am Beginn der siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts schrieb Ferdinand Kürnberger zwei Feuilletons zu Franz Grillparzer. Diese Feuilletons aus der ‚Gründerzeit‘ verdrängen die entscheidenden Fragen, die Grillparzer mit Heinrich Heine und Rahel Varnhagen verbunden haben: die Frage der Marginalisierung der Poesie in einer von Naturverwertung und instrumenteller Vernunft bestimmten Welt, die Frage einer gleichberechtigten Beziehung der Geschlechter zueinander und das Schicksal der Liebe in einer Zeit umfassender Rationalisierung und Verwertung.

I

Seine letzten Dramen wollte Grillparzer nicht mehr aufführen lassen. Um 1848 fertiggestellt, wurden sie erst nach seinem Tod (1872) auf die Bühne gebracht: *Ein Bruderzwist in Habsburg* hatte am 24. September 1872 im Stadttheater in Wien Premiere, vier Tage später, am 28. September, auch im Wiener Hofburgtheater; *Die Jüdin von Toledo* wurde am 21. November 1872 im Landestheater in Prag uraufgeführt, am 21. Januar 1873 folgte die Aufführung im Wiener Hofburgtheater, und, ebenfalls im Hofburgtheater, erfolgte am 21. Januar 1874 die Uraufführung der *Libussa*¹.

Es waren nicht nur die Zensurerfahrungen des Metternichstaats, die Grillparzer zu seiner Verweigerungshaltung gegenüber der Öffentlichkeit des Theaters geführt hatten, sondern eher ein tiefes Misstrauen gegen das deutschnationale Bürgertum und die bornierte Aristokratie, überhaupt gegen die neu heraufkommende Gesellschaft, der er kein adäquates Verständnis seiner Stücke mehr zutraute (vgl. BAUR 1993: 116-126). Für den Misserfolg von *Weh dem, der lügt!* bei der Uraufführung am 6. März 1838 hatte er, neben den schauspielerischen Unzulänglichkeiten, den Klüngel von altösterreichischer Aristokratie und deutschnationalen Burschenschaftlern verantwortlich gemacht.

Am Ende seines Lebens gelangte in Deutschland die preußische Variante dieser Konstellation, das Bündnis von Junkertum und deutschnationalem Bürgertum, an die Macht und etablierte seine führende Rolle durch den militärischen Sieg über Frankreich und durch die deutsche Reichsgründung in Paris, der „Hauptstadt des 19. Jahrhunderts“ (Walter Benjamin). Wie hätte der österreichische Dichter damals

¹ Vgl. den kritischen Apparat zu den späten Dramen (GRILLPARZER 1987c, Bd. III).

angesichts dieses spektakulären geschichtlichen Erfolgs der Politik von „Eisen und Blut“ (Bismarck) ein Verständnis für seine dramatischen Analysen des Kriegs, für die Bezweiflung der Machthaber und für das Eingedenken der Opfer der militärischen Gewalt erwarten können? Selbst ein so mutiger ehemaliger Achtundvierziger wie Ferdinand Kürnberger, dessen melancholische Kapitalismuskritik schon am Titel seines Romans *Der Amerikamüde* (1855) abzulesen ist, war in der Zeit des Deutsch-Französischen Kriegs, Anfang der siebziger Jahre, der Bismarckschen Politik verfallen. Diese ‚deutsche‘ Perspektive bestimmte Kürnbergers Blick auf Grillparzer, in einer merkwürdigen Verbindung von historischem Weitblick für das Zeitalter der Revolutionen, von melancholischer Erinnerung an das alte Österreich und gleichzeitiger deutschnationaler Blickverengung. Es ist diese unaufgelöste Widersprüchlichkeit, die seine beiden Grillparzer-Feuilletons zu den aufschlussreichsten Dokumenten der Grillparzer-Rezeption in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts macht.

Kürnberger erklärt die merkwürdige Gebrochenheit in Grillparzers Leben und Dramenschaffen mit der Abwendung von den revolutionären Entwicklungen in Europa. Da er die Linie der Revolutionen vom Josefinismus über die Französische Revolution von 1789, die Julirevolution 1830 und die Achtundvierziger Revolution in die preußische ‚Revolution‘ von 1870/71 einmünden lässt, beurteilt er Grillparzer und dessen dramatische Protagonisten aus der Perspektive des erstarkten „Willens“ der militärisch-politischen Tatkraft von Bismarck-Deutschland. In Kürnbergers Geschichtskonstruktion – vom österreichischen Josefinismus und der Französischen Revolution zur preußischen ‚Revolution‘ von 1870/71 – verkörpert Grillparzer das personifizierte schlechte Gewissen, als würde „der altkonservative, stockösterreichische Dichter“ die Erinnerung an die geschichtlichen Hoffnungen einer Zeit repräsentieren, die vom österreichischen Bürgertum aufgegeben und begraben worden sei: „War er doch gleichzeitig mit der Marseillaise geboren! War er doch im Schoße des Josefinismus geboren! Der Mann geht herum wie unser böses Gewissen. Seine Zeit haben wir begraben, aber er lebt“ (KÜRNBERGER 1911b: 264).

Kürnbergers erstes Grillparzer-Feuilleton erschien am Vorabend von dessen 80. Geburtstag und wenige Tage vor der Gründung des deutschen Kaiserreichs in Versailles (*Oesterreichs Grillparzer*; *Neues Wiener Tagblatt* vom 14. Januar 1871, und *Berliner Börsen-Zeitung* vom 15. Januar 1871), das zweite als Nachruf unmittelbar nach Grillparzers Tod im Jänner des folgenden Jahres (*Grillparzers Lebensmaske*, *Berliner Börsen-Zeitung* vom 23. Januar 1872, und verkürzt abgedruckt in *Der Wanderer*, Wien, 30. Januar 1872).

„In der literarischen Kulturgeschichte“ bedeute Grillparzer „die Scheidung Oesterreichs von Deutschland“, heißt es im ersten Feuilleton vom Januar 1871:

Was seiner Dichtweise den rätselhaften Charakter aufprägt, das ist die merkwürdige, vielleicht einzige Erscheinung, daß seine Helden ‚starke Leidenschaften, aber schwachen Willen haben‘. Medea, Ottokar, seine bedeutendsten Typen, fangen an wie leidenschaftliche Jakobiner und enden wie willensschwache Girondisten. Es ist in seiner Poesie etwas, wie eine ‚reue Revolution‘, wie eine ‚Revolution auf der Umkehr‘. Seine Poesie fängt an mit deutschem Verständnisse der Zeit und endet mit österreichischer Abwendung von der Zeit. (KÜRNBERGER 1911b: 262f.)

II

Kürnbergers Feuilletons benennen eine Verdrängung. Er kann sie noch registrieren, ist aber selber bereits mit seinen hochtönenden deutschliberalen Phrasen an der Verdrängung Grillparzers beteiligt. Grillparzers „Poesie“ ende mit „österreichischer Abwendung von der Zeit“? – Das Drama, mit dem Grillparzers Dramenschaffen für seine Zeitgenossen endete war *Weh dem, der lügt!* (1838). Eben dieses Lustspiel war vielleicht sein differenziertestes und am meisten politisches Stück, stellte es doch den auch für Heine oder Börne zentralen Konflikt des Vormärz in den Mittelpunkt der Bühnenhandlung: die ungleichzeitige Entwicklung von Frankreich und Deutschland im 19. Jahrhundert. Vershoben ins Frühmittelalter, lag die politische Provokation der Fabel des Lustspiels auf der Hand: ein fränkischer Plebejer übertölpelt ein altdeutsches Aristokratengeschlecht und demonstriert die zivilisatorische Überlegenheit der Kultur ‚jenseits des Rheins‘. Im alten Stoff der *Historia Francorum* enthielt das Lustspiel die Hoffnung einer anderen europäischen Geschichte, eine Hoffnung, die den österreichischen Dichter vor allem mit Heinrich Heine verband: die friedliche Ausbreitung der ‚Französischen Zustände‘ auf die zurückgebliebenen deutschen Verhältnisse. „Wenn ich meine Hoffnung der Freiheit auf Frankreich gründe“, hatte der angeblich altkonservative, stockösterreichische Dichter Franz Grillparzer 1841 in sein Tagebuch notiert,

so ist es nicht daß ich wünsche, letzteres möge die teure Gabe ihren Nachbarn mit dem Schwerte aufdringen, sondern ich hoffe, die Freiheit werde durch ihre Ausbildung in jenem tonangebenden Lande nach und nach so in die Sitte und Gewohnheit des Zeitalters übergehen, daß man endlich einen Absolutisten auslachen werde wie einen der einen roten Rock trägt oder eine Weste mit langen Schößen. Wenigstens Deutschland kann auf keine andere Art dazu kommen; Deutschland wo die Kräftigen ohne Geist und die Geistigen ohne Kraft sind. (GRILLPARZER 1965: 1008)

In dieser Tagebuchnotiz stecken sowohl ein politisches Bildungsprogramm, dem man historischen Weitblick nicht absprechen kann, wenn man an die weitere Geschichte Deutschlands und Frankreichs denkt, als auch ein philosophisch-kulturelles

Programm, wenn man an den auf der Bühne sinnfällig gemachten Gegensatz von Sensualismus und Spiritualismus denkt: auf der einen Seite der Bischof Gregor als spiritualistischer Wahrheitsfanatiker, auf der anderen Leon als sensualistischer Kochkünstler, und dazu die vielschichtigen Aspekte der Wahrheitsfrage in *Weh dem, der lügt!*, deren Facetten im Lichte der österreichischen Sprachphilosophie des 20. Jahrhunderts nur noch klarer hervortreten (vgl. POLITZER 1972: 252-269).

Grillparzer hatte sich mit seiner ästhetischen Position nicht erst seit 1848 vereinsamt gefühlt: „höchstens etwa“ Heine, den Autor bewusstester geschichtlicher Zeitgenossenschaft, wünschte er sich in einer Tagebuchnotiz im Jahr 1836 als Gegenüber für ästhetische Fragen: „[Es] ist niemand in Wien, mit dem ich über Kunstgegenstände sprechen möchte, ja auch in Deutschland wäre niemand, der mir anstünde, höchstens etwa Heine“ (Tagebuch, Nr. 3168 (1836), in GRILLPARZER 1965: 1639). Von einer Vereinsamung ist hier die Rede, die, wie das Verstummen nach dem Eklat bei der Aufführung von *Weh dem, der lügt!*, nicht mehr nur aus den Schikanen der österreichischen Zensur zu erklären ist, sondern auf einen tiefer gehenden Bruch in der zeitgenössischen ästhetischen Kommunikation verweist, den wir auch in Heines Klage um den Verlust der vielschichtigen, das Gesprochene wie das Unausgesprochene umfassenden Sprache am Ende der „Kunstperiode“ finden:

Unser eigentliches Geheimnis haben wir nie ausgesprochen, und werden es auch nie aussprechen, und wir steigen ins Grab mit verschlossenen Lippen! Wir, wir verstanden einander durch bloße Blicke, wir sahen uns an und wußten, was in uns vorging – diese Augensprache wird bald verloren sein, und unsere hinterlassenen Schriftmäher, z.B. Rahels Briefe, werden für die Spätergeborenen doch nur unenträthselbare Hieroglifen seyn.¹

Ein verständnisvollerer Kommentar zu Grillparzers Abbruch der Kommunikation mit dem Theaterpublikum seiner Zeit dürfte schwer zu finden sein. Der Brief mit dem Passus über die „verlorene Augensprache“, an Karl August Varnhagen geschrieben zu einer Zeit, als Grillparzer bereits auf diesen Kommunikationsverlust reagierte und seine Dramen nicht mehr für ein zeitgenössisches Publikum schrieb, lässt uns an jenes geglückte Gespräch mit Heine in Paris denken, anlässlich Grillparzers Besuch in der rue de Bergère im Mai 1836, als der habsburgisch-österreichische Konservative und der deutsch-jüdische Emigrant „gleich in die Literatur [kamen]“ und sie sich in ihren „Neigungen und Abneigungen ziemlich auf demselben Wege fanden“ (Tagebuch, Nr. 3168 (1836), in GRILLPARZER 1965: 1639).

¹ Heinrich Heine: Brief an Karl August von Varnhagen von Ense, 5. Februar 1840, zit. nach ALTENHOFER/BOHN 1993: 58.

III

Wenn Ferdinand Kürnberger, dreißig Jahre nach dieser denkwürdigen Begegnung Grillparzers und Heines in Paris, eben in der Zeit, wenn im besiegten Paris das Deutsche Kaiserreich proklamiert wird, seinen Zeitgenossen das Werk Grillparzers erklärt, ist in seine Feuilletons ausgesprochen und unausgesprochen die sprachliche Attraktion durch die militärische Kraft des preußisch-neudeutschen Realismus eingedrungen. Das neue „Fahnenwort“ (vgl. HAIDER 1994), aus der bonapartistischen Gewaltpolitik in die kulturelle Sphäre übertragen, heißt „Kraft“. „Die Kraft trug nicht Kraft, sondern Selbstbeschränkung, Selbstverleugnung, Entsamung“, auf diese Formel bringt Kürnberger im Feuilleton zum 14. Januar 1871 das Leben und Schaffen von „Oesterreichs Grillparzer“. Den „rätselhaften Charakter“ von Grillparzers Werk sieht er im Verlust des „deutsche[n] Verständnisse[s] der Zeit“ (HAIDER 1994: 262f.). Wenn Heinrich Heine im Bild der „Hieroglif“ die vieldeutige Symbolsprache am Ende der „Kunstperiode“ als Rätsel aufgab, so wird es bei Kürnberger mit dem Schlagwort der „Kraft“ wie ein Gordischer Knoten gelöst.

Im Feuilleton unmittelbar nach Grillparzers Tod (*Grillparzers Lebensmaske* vom 30. Jänner 1872) kann sich Kürnberger die Wirkung von Grillparzers literarischem Nachlass – es sind die mehr als zwei Jahrzehnte der Öffentlichkeit vorenthaltenen späten Dramen und die Epigramme – nur in der Metaphorik einer schlagkräftigen militärischen Aktion oder als kapitalistische Verwertung denken:

Als ein literarischer Schatz wird „ein Bruderzwist im Hause Habsburg“ figurieren [...], ein literarischer Schatz wird jenes fürchterliche Arsenal von Epigrammen heißen, womit Capuas Korruption in Grund und Boden gestampft wird und wo jeder seinen Strick bekommt, inkl. den Herausgeber der literarischen Schätze [...]. Ein schönes Wort: literarische Schätze, für: Blitz, Donner, Hagel, Teufel und Teufelsschwanz! Und freilich ist der Schwefel ein Schatz – wie hätte ihn sonst Rothschild auf Sizilien gepachtet? und auch der Phosphor ist ein Schatz, und Magnete und Elektrizität und, was weiß ich, sind lauter Schätze von mannigfachem und unerschöpflichem Nutzen im Gewerbsleben. In der Poesie aber nennt man Schwefel, Phosphor, Elektrizität, Magnetismus und all das Teufelszeug einfach Gewitter, und die Gewitter dienen auch, zwar nicht im Gewerbsleben, aber in der Physik, zumal in der politischen und moralischen Physik, wo sie [...] bekanntlich die Luft reinigen. (KÜRNBERGER 1911a: 272)

IV

In Kürnbergers Essays beginnt der Schlagschatten der bonapartistischen Politik von „Eisen und Blut“ und des Gründerzeit-Kapitalismus auf das ästhetische Denken zu fallen. Im Zeichen von Liberalismus und Deutschnationalismus setzt eine

Grillparzer-Rezeption ein, deren weiteren Verlauf man am besten mit dem bekannten Grillparzer-Wort charakterisieren könnte: „Von Humanität/Durch Nationalität/Zur Bestialität“ (GRILLPARZER 1960a: 500). Am Ende dieser Rezeptionslinie werden die nationalsozialistischen Grillparzerfeiern im Wien des Jahres 1941 stehen, wo der Dichter von hochrangigen Repräsentanten des Dritten Reichs als Dichter des Staats und des Kriegs gefeiert wird.

Doch im November 1941, im selben Jahr, kam im besetzten Prag mit *Weh dem, der lügt!* ein Werk Grillparzers auf die Bühne, das im politischen Widerstand gegen die nationalsozialistische Okkupation eine nie geahnte Aktualität erhielt, auch wenn nicht gesagt werden durfte, „daß der Dramatiker die Welt des Christentums im Gebiet des heutigen Frankreichs ansiedelte und daß die barbarische Welt der Finsternis ein germanischer Stamm ist“, und obwohl die Zensur die Streichung des Worts „Rhein“ verlangte und alle anderen „nationalen und geographischen Angaben“ getilgt werden mussten. Unter den Bedingungen des tschechischen politischen Widerstands und durch einen sprachlich geistesgegenwärtigen Regisseur, „der sich gern von der klassizistischen Tradition des europäischen Theaters inspirieren ließ“ (ČERNÝ 1994: 162, 164), gewann das Werk Grillparzers seine „verlorene Augensprache“ (Heinrich Heine) zurück.

Dass eine nicht unwesentliche Bedeutungsdimension der „hinterlassenen Schriftmäher“ Grillparzers in einer neuen Form der Darstellung der Kriegsschrecken lag, in der illusionslosen Erkundung des kriegerischen Ausnahmezustands und in der Erhellung der Verschränkung des Ich mit der politischen Herrschaftsform, dafür hatte schon die Gründerzeit kein Auge mehr. Der letzte Akt der *Jüdin von Toledo* erschien dem zeitgenössischen Theaterpublikum bei der Premiere am 21. November 1872 nur mehr „lächerlich“. „Der Schluß des fünften Aktes ist als hart, ja als lächerlich verschrien [...]. Die Reue stößt in die Schlachttrompeten und die Mauren müssen büßen für des Königs Verirrung“ (*Presse*, 24. 11. 1872, zit. nach GRILLPARZER 1987c, Bd. II: 865). Wenn man sich diesen Dramenschluss genauer ansieht und mit dem von Friedrich Hebbels *Agnes Bernauer* vergleicht, wo es auch um die Frau als Opfer der Staatsraison geht, versteht man, welches politische und historische Wissen Heines Wort von der „Hieroglif“ meinte. Dort, wo bei Hebbel die Verklärung des Opfers mit der Rechtfertigung der herrschaftlichen Mörder Hand in Hand geht, durchbricht Grillparzers Dramenschluss jede Versöhnung mit der „Restauration der Ordnung im Ausnahmezustand“ (BENJAMIN 1969: 66). Die Schuld am Verbrechen wollen die herrschenden Clans am Schluss der *Jüdin von Toledo* gemeinsam im Blut der äußeren Feinde reinwaschen. Im Eifer des Aufbruchs zum atavistischen Reinigungsfest in der Schlacht ist die ermordete Rahel schon vergessen, obwohl sie eben noch des Königs Geliebte war.

Gegen dieses Versöhnungsfest der Großen richtet sich in Grillparzers Drama *Die Jüdin von Toledo* der Einspruch der Schwester des Opfers. Ihr ist die abschließende Anklage vorbehalten. Esthers Wort vom „prunkenden Vergessen“ (V. 1927), mit dem sie das Schlusstableau, den Triumphzug der versöhnten Mächtigen, die in den Krieg aufbrechen, kommentiert, zerschneidet die falsche Selbstverständlichkeit der Wiederherstellung der Staatsordnung. Dem „Versöhnungsfest“ der „Großen“ wird das entstellte und verzerrte „Bild des Opfers“ (V. 1936) (GRILLPARZER 1987a: 554) entgegengehalten. Der stumme Ausdruck des Opfers, die Angstvisionen, Traum- und Gedächtnisbilder, die stummen Gebärden oder das Schweigen, sie stellen den neuen Ausdrucksbereich in Grillparzers Dramensprache dar. Die verbale Kriegstrompete in Kürbergers Feuilletons macht von vornherein taub für Grillparzers helllichtige und hellhörige Sprache der Dialektik des Fortschritts, für die dramatische Ausleuchtung des Zusammenhangs von äußerer und nach innen gerichteter Gewalt. Literarische „Schätze“, vorgestellt als „Blitz, Donner, Hagel, Teufel und Teufelsschwanz“ – hier war kein Verständnis angelegt für die Erkundung des äußeren und inneren Mordschauplatzes in der Liebes- und Staatstragödie der *Jüdin von Toledo*, für die Kritik der instrumentellen Vernunft in der *Libussa* oder für den erschütternden Ausdrucksbereich des Kriegs im *Bruderzwist*. Geradezu chorartig ist in diesem Trauerspiel das szenische Porträt des Kaisers in Prag, ein Künstler und Seher als alter Mann, von der Sprache des Kriegs umgeben. Zu dieser dramatischen Vergegenwärtigung des Kriegs im *Bruderzwist* gehört, wie sich im Drama immer massiver die Sprache der Waffen in den Vordergrund schiebt und, am Ende dieser szenischen Vergegenwärtigungen der Sprache des Eisens, Wallenstein im fünften Aufzug auftritt, die Verkörperung der „Kraft“ und „Geschwindigkeit“ (V. 2749) der konzentrierten Waffengewalt einer neuen Kriegsstrategie. Wenige Szenen dürfte es in der Weltliteratur geben, die beängstigender die sich formierende militärische Schlagkraft vor Augen führen als der letzte Aufzug des *Bruderzwist*, wo Wallenstein mehrmals beim Erklängen militärischer Musik zum Fenster eilt und die schnell sich sammelnden Truppen meldet. Technisch-instrumentelle Rationalität und ideologische Missachtung des Menschen, Wallensteins strategische Mobilität und Ferdinands biblische Reinigungs- und Rachephantasien finden am Ende des *Bruderzwist* zu einem bedrohlichen Machtblock zusammen, dessen Kritik um 1870 so aktuell war, wie sie es heute ist.

V

Als Grillparzer 1872 starb und seine Dramen auf die Bühne gelangten, begann die „Blütezeit des Kapitals“ (Eric Hobsbawm). Die Welt wurde, wie im Schlussbild von Grillparzers *Libussa*, zur Baustelle, jeder Mensch und jedes Naturding befragt nach seinem Zweck und Nutzen. In der gründerzeitlichen Euphorie kapitalistischer Naturbeherrschung war kein Platz und keine Zeit, sich auf Libussas kritischen

Blick einzulassen. Mit „nur geringem Erfolg“ ging das lang vor der Öffentlichkeit verborgen gehaltene Stück am 21. Jänner 1874 über die Bühne des Hofburgtheaters und wurde bereits „nach sechs Aufführungen wieder vom Spielplan abgesetzt“. Die Aufführung erbrachte einem zeitgenössischen Rezensenten den Beweis, „daß der Mangel an dramatischem Interesse auch durch einen verehrten Namen nicht gedeckt werden kann“.² Fremd musste sich Libussas Traum einer von der abstrakten Herrschaft des Nutzens und der Zwecke befreiten Natur damals ausnehmen, als die Erfolge der kapitalistischen Naturbeherrschung selbst beim Abwägen von Grillparzers „literarische(n) Schätze[n]“ angeführt wurden – „Und freilich ist der Schwefel ein Schatz [...] und auch der Phosphor ist ein Schatz, und Magnete und Elektrizität und, was weiß ich, sind lauter Schätze von mannigfachem, und unerschöpflichem Nutzen“ (KÜRNBERGER 1911a: 272).

Mit wie viel weniger Begeisterung wird die Ausbeutung der Naturschätze in Grillparzers *Libussa* registriert – „Der Felsen Innres/Durchwühlt der Eigennutz und sprengt die Fugen,/Dem Licht verschlossen seit dem Schöpfungstag“ (V. 1981f.)! Die märchenhafte Gründung der Stadt Prag ist im Trauerspiel das poetische Bild für die Entstehung der bürgerlich kapitalistischen Weltstadt. Die dramatische Chiffrierung der neu heraufkommenden Zeit im Bild der entstehenden Stadt ist ein Indiz dafür, dass die Universalisierung des Verwertungsstandpunkts in der traditionalistischen Welt der Habsburgermonarchie nur noch schärfer empfunden wurde, weil hier die vorbürgerlichen Lebensverhältnisse als Folie länger erhalten blieben. Die verschiedenen Länder der Habsburgermonarchie mit ihrer Vielfalt der Kulturen und die Gegenwart des Vergangenen in der Residenzhauptstadt Wien dürften das Bewusstsein für Ungleichzeitigkeit, für geschichtliche Brüche, für kulturelle und sprachliche Gegensätze und für den Zusammenstoß verschiedener gesellschaftlicher Entwicklungen verfeinert haben. Was Kürnberger im Leben und Werk Grillparzers als „österreichische Abwendung von der Zeit“ (KÜRNBERGER 1911b: 262f.) kritisierte, war eher eine andere, weiter reichende Form historischen Gedächtnisses. Das Innehalten von Grillparzers Dramenhelden und ihre innere Gebrochenheit haben mit diesem weiter reichenden Blick zu tun. Nicht zufällig verfügen viele seiner Zentralgestalten – Medea, Rudolf II, Libussa, hierher gehörte auch der Plan eines Cassandra-Drama – über seherische Fähigkeiten. Libussa ist, im Sinne Walter Benjamins, die allegorische Verkörperung dieser geschichtlichen Bedenklichkeit, die von den forschenden Reichsgründungsjournalisten als langweilig abgetan wurde.

Gewiss weist die Handlung der *Libussa*, der Gründungsmythos der Stadt Prag, keine besonders dramatischen Züge auf. Nach dem Tod ihres Vaters Krokus tritt

² Zit. nach dem kritischen Apparat von Helmut Bachmaier, in GRILLPARZER 1987c, Bd. III: 736.

die Königstochter Libussa aus dem magisch-kontemplativen Dasein im Kreis ihrer Schwestern heraus und übernimmt die Regentschaft im verwaisten Land. Als nach Augenblicken gesellschaftlicher Harmonie sich die alten Vorurteile von männlicher Herrschaft und patriarchalischem Recht, geschickt von einer Adelsclique aufrecht erhalten, durchsetzen, sieht sich Libussa gezwungen, einen Mann zum Gatten zu wählen. Ihre Wahl fällt auf Primislaus, den Landsmann, der sie gerettet hatte. Er gründet die Stadt Prag, Libussa stirbt an den Anstrengungen ihrer weit in die geschichtliche Ferne reichenden Prophetie – und am Schmerz, weil sie für sich in der heraufkommenden Welt der Entfremdung keinen Platz mehr sieht. Diese eher epische Fabel verschränkt, wie musikalische Motive, mehrere Problemkreise: den Konflikt zwischen der Wahrheit eines zeitlosen Daseins und der Wahrheit der sozialen Praxis, das Verhältnis von *vita activa* und *vita passiva*, den Gegensatz von Matriarchat und Patriarchat, die schwierige Bestimmung und Anerkennung der Differenz der Geschlechter, das Problem von erweisloser Gnade und begründetem Recht, von poetischer Magie und Entzauberung der Natur, die Frage nach Gewinn und Verlust im zivilisatorischen Fortschritt.

VI

Der erste Aufzug des Trauerspiels beginnt mit einer Szene auf einem „Offene[n] Platz im Walde. Rechts im Vordergrund eine Hütte“ (GRILLPARZER 1987b: 277). So fängt eine Liebesgeschichte an, und sie wird bis zuletzt die erotische Grundschrift des Geschichtsdramas bleiben. Primislaus hat die Fürstentochter Libussa aus dem Wasser eines Bachs gerettet. Der reißende Gießbach ist ein poetisches Bild für das erotische Verlangen, das ihr den Boden unter den Füßen weggezogen und sie verändert hat. Libussa, deren fürstliche Kleider im Gras ausgebreitet liegen, die goldenen Schuhe, der Schleier, Zeichen ihres Sehertums, tritt im Bauernkleid der verstorbenen Schwester des Primislaus aus der Hütte. Keiner weiß noch etwas vom andern, Kleider bezeichnen den Stand der zwei Personen, und schon wird die Szene durchsichtig auf die Frage von Person und Stand und die gegenseitige erotische Attraktion, die sie herausfallen lässt aus ihrer alten Rolle und aus ihrer bisher selbstverständlichen Identität. Es ist der Augenblick, erfahren wir später, in dem der Vater Libussas starb. Auch das thematische Requisit des getrennten Gürtels wird hier in der Dramen-Ouverture eingeführt, ein biedermeierliches Dingrequisit, das sinnbildlich die Lösung des Ich aus dem selbstverständlichen Lebenskreis vergegenständlicht und den geschichtsphilosophischen Reflexionen ein konkretes Zentrum gibt.

Die nächste Szene, nun im Schloss der Schwestern, spiegelt das in der Ouverture szenisch Angedeutete – den Tod des Vaters und den Weg Libussas fort aus den gewohnten Bahnen der alten sozialen Rollen – in der poetisch astrologischen Sprache der sternkundigen Schwestern. Dann treten die drei Wladiken, altböhmische

Aristokraten, auf, drei Figuren, an denen Grillparzer, der josephinische Aristokratenfeind, seine Satire auf den Adel statuiert. Indem diese drei Typen männliche Vernunft, Macht und Stärke verkörpern, werden sie im Drama zur Zielscheibe von Geist, Witz und Ironie der gelehrten Frauen. Die drei Männer melden den Tod des Fürsten Krokus und verlangen, dass eine der drei Schwestern seine Nachfolgerin wird, ein Ansinnen, dass Libussas Schwestern, Kascha und Tetka, hingegeben an ihre menschenfernen esoterischen Betrachtungen, weit von sich weisen. Libussa kehrt zurück aufs Schloss – und sie nimmt die Krone im Bewusstsein an, durch die Begegnung mit Primislaus bereits den ersten Schritt aus der alten Ordnung getan zu haben. Das Bild der getrennten Kette spiegelt nun Libussas bewusste Trennung aus dem Kreis der Schwestern und von einem magisch elitären Dasein, das ihr nun „einförmig und kahl“ erscheint: „Beschäftigt mit – weiß ich doch kaum womit – / Mit Mitteln zu den Mitteln eines Zwecks, / Mit Mond und Sternen, Kräutern, Lettern, Zahlen“ (V. 398ff.). Sie tritt ihre Herrschaft mit dem Willen an, die männlichen Vorstellungen von Herrschaft zu überwinden in einem neuen kindlichen Vertrauen, wie es im zweiten Aufzug die Idylle an den Ufern der Moldau in Szene setzt. Ein ungewöhnlicher Versuch, die gesellschaftliche Utopie sinnfällig zu machen, die in der aufgelösten Trennung von Arbeit und Mühe, Mittel und Zweck, Anstrengung und Belohnung liegen würde. Aber die im Namen des Frauenworts befriedete Gesellschaft wird unterminiert von patriarchalischen Vorurteilen, welche die genannte Adelsclique geschickt aufrechterhält. Auf deren Verlangen, durch die Heirat mit Libussa an die Macht zu gelangen, antwortet sie „nach Seherart“ mit einem Rätsel:

LIBUSSA. Wer mir die Kette teilt,
Allein sie teilt mit keinem dieser Erde,
Vielmehr sie teilt, auf daß sie ganz erst werde,
Hinzufügt was, indem man es verlor,
Das Kleinod teurer machte denn zuvor:
Er mag sich stellen zu Libussas Wahl,
Vielleicht wird er, doch nie ein andrer ihr Gemahl.
(V. 670ff.)

Grillparzer versuchte mit einem an die Rätselaufgaben in den Märchen erinnernden Dingsymbol den vielen Bedeutungsfeldern des Stücks ein poetisches Zentrum zu geben und auf diese Weise im Drama der Tendenz zur geschichtsphilosophischen Abstraktion zu begegnen. Damit die Kette wieder ganz wird, muss Primislaus das von ihm zurückbehaltene Kettenstück ins Spiel bringen. Während die drei Wladiken auf ihre tölpelhafte Weise das Rätsel zu lösen versuchen, verfangt sich Primislaus selber in seiner Schlauheit, und das fehlende Kettenglied gelangt nicht an die fürstliche Adressatin.

Grillparzer wusste, dass er den Erfolg seines Stücks mit dem langwierigen und umständlichen Spiel mit der Kette gefährdete. Aber diese Umständlichkeit ist andererseits wieder Ausdruck der so schwer sich herstellenden Einigung zwischen Mann und Frau. Es artikulieren sich darin die vertrackten Bindungsängste des Autors, und diese autobiographisch verbürgte Angst vor Nähe steht hinter dem feinen Sensorium für die tiefgreifende historische Problematik der Ehe, für die geschichtlichen Hypothesen, die das Verhältnis von Mann und Frau belasten. In der Umständlichkeit der so schwierig sich herstellenden Verbindung von Libussa und Primislaus, in dem Abstandnehmen und Zusammenwollen, im Zusammenkommen durch Abstandnehmen, klingt im Drama des frühgeschichtlichen Paares die Ahnung einer späteren Zeit an, wie viel Schlimmes „die Männer und die Frauen einander allmählich“ zugefügt haben: „daß sie erst einmal für eine Weile Abstand halten sollten, bis sie gelernt haben, wieder gut und freundlich miteinander zu sein“, wie D.H. Lawrence einmal formulierte.

Wieviel an geschichtlichen Hypothesen abzutragen ist, damit sich gleichberechtigte Beziehungen herstellen, daraus sind die dramatischen Verwicklungen zwischen Libussa und Primislaus gewoben, wenn sich jeder in dem Verwirrspiel mit der getrennten Kette über die Absichten und Vorstellungen, über soziale Stellung und reale Macht des anderen klar zu werden versucht und dabei selber dem Alldruck von Vorurteilen und Ängsten, der über der nächsten Beziehung von Mann und Frau liegt, unterworfen ist. „Nach Seherart“ hat Libussa im Zeichen der Kette – „War doch die Kette stets der Ehe Bild“ (V. 669) – das Rätsel formuliert. Und so gruppieren sich um das biedermeierliche Ding-Requisit die Befürchtungen, die davon wissen, dass die Ehe mit Privateigentum und Staat seit ihrem Ursprung verflochten ist. Primislaus, der sich in den Besitz eines Teils der Kette gesetzt hat, erscheint für Libussa plötzlich „wie die andern alle“: „Ein Sklav des Nutzens, nur der Neigung Herr,/Um etwa mit Gewinn sie zu verhandeln“ (V. 927ff.). Und gleich darauf meint sie, die List der instrumentellen Vernunft zu entdecken, die Primislaus im Verwirrspiel mit der Kette gegen sie durchsetzen könnte: „Du dünkst dich klüger, als Libussa ist?“

Dem Fischer gleich wirfst du die Angel aus,
Willst ferne stehn, belauern deinen Köder.
Libussa ist kein Fischlein, das man fängt.
Gewaltig, wie der fürstliche Delphin,
Reiß ich die Angel dir zusamt der Leine
Aus schwacher Hand und schleudre dich ins Meer,
Da zeig denn, ob du schwimmen kannst, mein Fischer.
(V. 669ff.)

Dass sich der „fürstliche Delphin“ nur schwer in das von bürgerlicher Vernünftigkeit bestimmte Haus des Landmanns fügen wird, ahnt Primislaus, wenn er die Vorstellungen von Hoch und Niedrig, Herr und Knecht, Königin und Untertan, Geschlechterverhältnissen und Herrschaftsstrukturen zu drehen und zu wenden beginnt, damit „in seinem Haus“, also in der Ehe, „der Knecht ... Herr“ sein kann:

PRIMISLAUS. Der Fürst verklärt die Gattin, die er wählt,
Die Königin erniedrigt den als Mann,
Den wählend sie als Untertan erhöht,
Denn es sei nicht der Mann des Weibes Mann,
Das Weib des Mannes Weib, so steht's zu Recht?
Drum wie die Frau ist aller Wesen Krone,
Also der Mann das Haupt, das sich die Krone aufsetzt,
Und selbst der Knecht ist Herr in seinem Haus.
(V. 1025ff.)

Grillparzers Drama kennt nicht nur diese kammersmusikartige Komik, mit der die Dissonanzen durchgespielt werden, welche die Eheharmonie zerreißen könnten. Im vierten Aufzug, wenn Primislaus noch einmal zu einer List Zuflucht nimmt, um Libussa zu gewinnen, wird sogar der theatralische Apparat des Gespensterstücks, Falltür und schwarze Ritter, bemüht, um das Psychodrama des Geschlechterkampfes sinnfällig zu machen. Eine derartige theatersprachliche Polyphonie leuchtet die geschichtliche und kulturelle Dimension des Verhältnisses von Mann und Frau in der Ehe aus, und der Reichtum von Sprachen und Bildern ist seinerseits wieder als poetischer Gegenentwurf zur heraufkommenden prosaischen Welt der Mittel und Zwecke zu verstehen. Nicht nur die Schluss-Prophetie der Libussa zielt weit über die bürgerliche Gesellschaft hinaus, das ganze Trauerspiel lässt sich als vielstimmiges Hinausdenken und Hinaussehen über die Realität von Herrschaft und Besitz verstehen – etwa in der karnevalistische Utopie der Umkehrung alles Bestehenden, die bei Primislaus anklingt, damit, was zusammenfinden möchte, doch zusammenkommen könnte:

PRIMISLAUS. ... wenn's nicht so,
Wenn's anders wäre in der Welt der Dinge,
Wenn dieser Umstand fort und jener da,
Wenn niedrig hoch und wenig viel,
Dann möcht es sein, dann könnt es wohl geschehn!
(V. 1624ff.)

Am Schluss des vierten Aufzugs dann, wenn sich die beiden endlich gefunden haben, wenn „jede[r] Anspruch, jede[s] Recht“ abgetan ist, alles, „was nicht Demut ist und Unterwerfung“ (V. 1780f.), wenn nichts mehr das Verhältnis von Mann und Frau trübt, nimmt die Rede des sonst so nüchternen Primislaus – auch das gehört zu den feinen, immer wieder ans Komische streifenden Nuancierungen der Sprache – geradezu sensualistischen Glanz an: „Hört ihr’s, ihr Mauern? Hörst du’s Luft./Die Wärme nimmt von ihrer Glieder Wärme?“ fragt Primislaus, als spräche er in eine von lebendiger sinnlicher Nähe durchflutete Welt hinein (V. 1775f.), und Libussa antwortet in sprachlichen Anklängen an die Epoche der literarischen Erfindung der Liebe, in der Sprache der Troubadours und der Renaissance-Poeten:

Sprich, ist es zart, wie’s gegen Frauen ziemt,
Vorzuenthalten, was ihr Wunsch begehrt,
Und sich durch List zu sichern, was nur Gunst
Nicht Recht noch Schlaueit eignet zum Besitz.
(V. 1790ff.)

Und so können dann, im letzten Aufzug, Primislaus und Libussa als gleichberechtigte Diskussionspartner einander gegenüberstehen und über die Dialektik der Entfremdung im Prozess der Geschichte diskutieren, über Teilung der Arbeit, Vervielfältigung der Bedürfnisse, Entfaltung des Tauschprinzips und die damit einhergehende Entfremdung der Menschen voneinander und von der Natur – als wären sie Zeitgenossen der Europäischen Romantik. Und doch stehen sie einander im fünften Aufzug schon nicht mehr als Gleiche gegenüber, weil Primislaus die Realität – Wirtschaft und Politik – auf seiner Seite hat und Libussas Idealen der Boden unter den Füßen weggezogen wird, so dass sich schon wieder trennt, was eben, für einen kurzen geschichtlichen Augenblick, zusammengefunden hatte. Libussa bleibt zurück als „die Eltern-, Schwesternlose“, den andern nur mehr „die Märchen-Kund‘ge“ (V. 2440f.). Ihr Siechtum und Tod sind ein Bild dafür, dass sie in der Welt der Mittel und Zwecke verloren ist.

VII

An Heine dachte Grillparzer nach dem Tod Friedrich Schreyvogls als dem „einzigem“, der ihm noch „anstünde“ und mit dem er „über Kunstgegenstände sprechen“ wollte (vgl. Anm. 2). Damals lebte auch Rahel Varnhagen nicht mehr. Einmal hatte Grillparzer sie besucht, als er 1826 in Berlin war. In der Selbstbiographie (1853/54) erinnert er sich an diese für ihn unvergessliche Begegnung, denn nie hat ihn ein Gespräch mehr „bezaubert“ als das mit der jüdischen Intellektuellen in Berlin: „Ich war bezaubert.

Meine Müdigkeit verflog oder machte vielmehr einer Art Trunkenheit Platz. Sie sprach und sprach bis gegen Mitternacht, und ich weiß nicht mehr, haben sie mich fortgetrieben oder ging ich von selbst fort. Ich habe nie in meinem Leben interessanter und besser reden gehört“ (GRILLPARZER 1960b: 137).

Literaturverzeichnis:

- ALTENHOFER, Norbert/BOHN, Volker (Hrsg.) (1993): Die verlorene Augensprache. Über Heinrich Heine. Frankfurt am Main, Leipzig: Insel-Verlag.
- BAUR, Uwe (1993): „Die Geier in Schönbrunn sollen mit ihrem Wärter unzufrieden sein ...“. Der Mißerfolg von Grillparzers „Weh dem, der lügt!“. In: Mariborer Grillparzer-Symposium. Hrsg. v. Mirko Križman. Maribor: Univ. v Mariboru, Pedagoška Fak., S. 116-126.
- BENJAMIN, Walter (1969): Ursprung des deutschen Trauerspiels. Frankfurt am Main: Suhrkamp [wiss. Sonderausgabe].
- ČERNÝ, František (1994): *Weh dem, der lügt!* und *Der Traum ein Leben* in den Inszenierungen des Prager Nationaltheaters zur Zeit der nazistischen Okkupation. In: Stichwort Grillparzer. Hrsg. v. Hilde Haider-Pregler u. Evelyn Deutsch-Schreiner. Wien, Köln, Weimar: Böhlau, S. 159-170.
- GRILLPARZER, Franz (1960a): Sämtliche Werke, ausgewählte Briefe, Gespräche, Berichte. Hrsg. v. Peter Frank und Karl Pörnbacher. 4 Bde. Bd. I. München: Hanser.
- GRILLPARZER, Franz (1960b): Selbstbiographie. In: Ders.: Sämtliche Werke, ausgewählte Briefe, Gespräche, Berichte. Hrsg. v. Peter Frank und Karl Pörnbacher. 4 Bde. Bd. I. München: Hanser, S. 20-178.
- GRILLPARZER, Franz (1965): Sämtliche Werke, ausgewählte Briefe, Gespräche, Berichte. Hrsg. v. Peter Frank und Karl Pörnbacher. 4 Bde. Bd.4. München: Hanser.
- GRILLPARZER, Franz (1987a): Die Jüdin von Toledo. In: Ders.: Werke in sechs Bänden. Bd. II. Hrsg. v. Helmut Bachmaier. Frankfurt am Main: Deutscher Klassiker-Verlag, S. 483-555.
- GRILLPARZER, Franz (1987b): Libussa. In: Ders.: Werke in sechs Bänden. Bd. III. Hrsg. v. Helmut Bachmaier. Frankfurt am Main: Deutscher Klassiker-Verlag, S. 275-371.
- GRILLPARZER, Franz (1987c): Werke in sechs Bänden. Hrsg. v. Helmut Bachmaier. Frankfurt am Main: Deutscher Klassiker-Verlag.
- HAIDER, Markus Erwin (1994): Politische Sprache und „österreichische“ Nation von 1866-1938, [masch.], Salzburg.
- KÜRNBERGER, Ferdinand (1911a): Grillparzers Lebensmaske. In: Ders.: Werke, Bd.2: Literarische Herzenssachen. Hrsg. v. Otto Erich Deutsch. München, Leipzig: G. Müller, S. 271-275.
- KÜRNBERGER, Ferdinand (1911b): Oesterreichs Grillparzer. In: Ders.: Werke. Bd.2: Literarische Herzenssachen. Hrsg. v. Otto Erich Deutsch. München, Leipzig: G. Müller, S. 259-266.
- POLITZER, Heinz (1972): An der Grenze der Sprache: „Weh dem, der lügt!“. In: Ders.: Franz Grillparzer oder Das abgründige Biedermeier. Wien, München, Zürich: Molden, S. 252-269.

KARIN WOZONIG

Spanischer Skandal im österreichisch-ungarischen Almanach. Betty Paolis Novelle *Merced* im literarischen Taschenbuch *Iris*, 1845

Betty Paoli (1814-1894) war eine jener berühmten Dichterpersönlichkeiten, die regelmäßig Vers- und Prosabeiträge für das beliebte literarische Taschenbuch Iris lieferten. Einer ihrer Texte erregte allerdings das Missfallen der zeitgenössischen Kritik, denn in ihm hielt sich Paoli nicht an die Regeln, die für den Publikationskontext galten. Das literarische Taschenbuch war ein Ort der Einübung bürgerlicher Normen, die weibliche Leserschaft sollte in dieser Lektüre das Ideal der bürgerlichen Geschlechterrollen abgebildet finden. Paolis Novelle Merced kann nicht nur als Ausdruck der Unzufriedenheit mit der politischen Situation im vormärzlichen Österreich gelesen werden, sondern sie enthält auch eine Kritik an der Beschränkung des weiblichen Aktionsradius, und mit ihrer Protagonistin Merced schuf Paoli eine Frauenfigur, die den Vorstellungen vom ‚moralischen Geschlecht‘ nicht entsprach. In diesem Beitrag wird Paolis Novelle Merced im Zusammenhang mit der Soziogenese der Frau des Biedermeier, wie sie sich im literarischen Taschenbuch spiegelt, gelesen.

Das literarische Taschenbuch, eine periodisch (ein Mal jährlich) erscheinende Publikation, die üblicherweise Prosa- und Versbeiträge (Gedichte, Reiseberichte, Erzählungen, Versepen, Epigramme, historische Darstellungen etc.) vereinte, mit Bild- und Musikbeilagen und manchmal mit einem Kalendarium bereichert war, durfte in keinem bürgerlichen Biedermeierhaushalt fehlen. Anders als die Musenalmanache des 18. und frühen 19. Jahrhunderts, mit denen eine elitäre Literaturbildung betrieben werden sollte, reagierten die Herausgeber und Verleger literarischer Taschenbücher auf Änderungen in der Publikumsstruktur und in den Marktbedingungen. Angesprochen wurden nun die lesenden Frauen, was oft schon im Titel der Taschenbücher zum Ausdruck gebracht wurde. Viele dieser Publikationen tragen Frauennamen, florale Namen, die das „schöne Geschlecht“ als Zielpublikum ausweisen, oder andere Hinweise auf die intendierte weibliche Leserschaft, wie das z. B. beim Taschenbuch *Huldigung den Frauen* der Fall ist. Diese Adressierung bedeutete nicht, dass Frauen als Autorinnen, Herausgeberinnen oder Teilnehmerinnen an der literaturtheoretischen Reflexion zu relevanten Akteurinnen wurden, wohl aber traten sie als Leserinnen, d. h. Konsumentinnen, deutlich in Erscheinung. Die Aufmachung der literarischen Taschenbücher prädestinierte diese Publikationen für Geburtstags-, Namenstags- und

Weihnachts- bzw. Neujahrgeschenke, letzteres wurde durch Veröffentlichungstermine pünktlich zum Weihnachtsgeschäft unterstützt. Die üblichen Formate in der Blütezeit der literarischen Taschenbücher waren das Kleinoktav und das Oktav. Oft wurden die Taschenbücher in mehreren Ausstattungen angeboten: in aufwendigen Varianten mit Schuber, Ledereinband und Kolorierung und in einfacheren, billigeren Aufmachungen, womit eine breite Leserschaft erreicht wurde. Die praktischen Beilagen, die in früheren jährlichen Publikationen üblich waren (Kalendarium, fürstliche Geburtstage, Gebührentabellen etc.), sind in den literarischen Taschenbüchern seltener zu finden, ihr Inhalt wurde zunehmend ‚schöngestig‘. Diese Reduktion auf das Dekorative entspricht durchaus dem bürgerlichen Bild des Weiblichen und kann als Tribut an die Leserinnen gesehen werden, Schlossar spricht von „Damennippes-Litteratur“ (SCHLOSSAR 1899: 310). Zur Blütezeit der literarischen Taschenbücher entstand allerdings auch eine Spezialliteratur für die praktische Lebensführung, in der haushaltsnahe Themen abgehandelt wurden (vgl. SCHIETH 1998: 96f). Der Trend zur „Fachpresse“ und die Konkurrenz der literarischen Zeitschriften waren Gründe für das Ende der meisten literarischen Taschenbücher um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts (vgl. KADR NOSKA 1973: 152f.).

Die literarischen Beiträge für diese jährlichen erscheinenden Publikationen bedienten oft einen breiten Publikumsgeschmack, womit die literaturwissenschaftliche Beschäftigung mit ihnen in der Tat gelegentlich zum Griff ins „Trivial- und Subliterarische“ (SCHRÖDER 1960: 442) wird. Der sollte aber schon aufgrund der enormen Materialmenge – P. G. Klusmann zählt für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts ca. 50 deutschsprachige literarische Taschenbücher (vgl. KLUSMANN 1996: 100) – getan werden. Denn diese Massenerscheinung „hatte für die Literaturproduktion, für das Literaturverständnis, für die literarische Wertung, für die Verbreitung von Literatur und für die rasch fortschreitende Entwicklung des deutschen Buchmarkts eine epocheprägende Bedeutung“ (KLUSMANN 1996: 90). Rolf Schröder und später Friedrich Sengle schlagen vor, das biedermeierliche literarische Taschenbuch als eine Gattung zu betrachten, die der Renaissanceform des „Gesprächspiels“ entspricht, da seine Einzeltexte, „[j]ene eigentümlich kombinierten und ineinander übergänglichen Interferenzformen“ (SCHRÖDER 1960: 445), in unauflöslicher Verbindung stünden. Zwar ist dieser Zugang m. E. aufgrund der Vielfalt der Ausprägung des literarischen Taschenbuchs und der Mischformen zwischen Almanach, Taschenbuch und Kalender nicht praktikabel, die Rückbindung der Einzeltexte an den Publikationskontext und die Kommunikation von Text, Bild und gelegentlich Musikbeilage sollte aber Beachtung finden. Die Bedeutung der Kontextabhängigkeit zeigt sich deutlich bei der Durchsetzung der am Ende der Entwicklung wichtigsten Gattung

des literarischen Taschenbuchs: Die Novelle (die Abgrenzung zwischen der taschenbuchtypischen Erzählung und der Novellistik ist schwierig, vgl. dazu HIMMEL 1963: 37f.) kann vieles in sich aufnehmen, was Bestandteil des literarischen Taschenbuchs ist, so z. B. Liedeinschübe, Reisebeschreibungen, Reflexionen, Bild- und Aufführungsbeschreibungen, Schilderungen historischer und politischer Ereignisse (vgl. SCHRÖDER 1960: 447).

Das literarische Taschenbuch *Iris* wurde im Jahr 1839 von Johann Graf Mailáth gegründet. Mailáth wollte mit diesem Projekt dem Pester Verleger Gustav Heckenast dabei helfen, sein Unternehmen wieder aufzubauen, das bei einer Überschwemmung im Jahr 1838 schwer in Mitleidenschaft gezogen worden war. Außerdem sei es die Absicht Mailáths gewesen, so schreibt Evelyne Zimmermann, mit diesem Almanach „[...] eine Brücke zwischen der deutschen und ungarischen Kultur [zu] schlagen und einen Beitrag zur Rettung der Monarchie [zu] leisten [...]“ (ZIMMERMANN 1975: VI). Durch ihre Popularität und die außergewöhnliche Qualität vieler Beiträge übernahm die *Iris* eine „kulturelle Vermittlerrolle des Ungarndeutschtums zwischen der ungarischen Heimat und dem Ausland“ (MUTH 2000: 145). Allerdings waren unter den 73 Beiträgerinnen und Beiträgern der neun Jahrgänge der *Iris* nur vierzehn Ungarinnen und Ungarn zu finden, einundzwanzig Beiträgerinnen und Beiträger stammten aus Wien (vgl. ZIMMERMANN 1975: 15). Autoren, die am „nationalkulturellen Aufbruch direkter teilhatten“, publizierten in der Zeitschrift *Der Ungar* (vgl. KUCHER 2002: 101), die wie *Pannonia* und *Der Spiegel* zu den wichtigsten deutschsprachigen Foren Ungarns zählte. Zu ihrem Publikum gehörten Ungarndeutsche, Angehörige des ungarischen Adels und Intellektuelle (vgl. MUTH 2000: 145). Auf Mailáths Aufruf zur Beteiligung an der *Iris*, der in Form eines für alle Angesprochenen überaus schmeichelhaften Serienbriefs erfolgte (vgl. ZIMMERMANN 1975: 14), gingen für den ersten Band der *Iris*, der 1839 erscheinen sollte, fünfunddreißig Beiträge ein. Im Laufe der neun Jahre ihres Erscheinens waren in der *Iris* viele bedeutende österreichische Autoren vertreten, zwei davon waren Franz Grillparzer und Adalbert Stifter. Grillparzer hatte Johann Mailáth im Salon der Caroline Pichler kennengelernt und stellte für die *Iris* von 1848 den *Armen Spielmann* – „Erzählung – ja nicht Novelle!“ – zur Verfügung.

Von Adalbert Stifter finden sich sieben Erzählungen in der *Iris*, die Ausgabe von 1848 enthält als Titelbild das Portrait des Autors nach einer Vorlage von Moritz Daffinger und im selben Band finden wir das Huldigungsgedicht *An Adalbert Stifter* von Betty Paoli. Zwischen Stifter und dem Verleger Gustav Heckenast, der maßgeblich am Erfolg des Taschenbuchs beteiligt war, bestand eine enge Freundschaft. Übereinstimmend wird schon von der zeitgenössischen Kritik die schöne Aufmachung der *Iris* hervorgehoben und Rabenlechner schreibt:

Dieser Verleger Heckenast [...] liebte es – ein echter buchhändlerischer Ästhet – alle seine Verlagsartikel, aufs prächtigste ausgestattet, herauszubringen. So schuf er auch mit der ‚Iris‘ Kabinettsstücke in ihrer Art – [...] jeder Jahrgang auf herrlichstem Berlin, jeder Jahrgang dann mit 6 Stichen – in den beiden letzten Jahrgängen auch gestochene Haupttitel (mit Geigerschen Vignetten), der Einband für alle Jahrgänge ist dann ein kirschrotes Seidenband mit Goldschnitt, der dann gewünschtenfalls auch in Lederetui geliefert wurde. (RABENLECHNER 1931: 40)

Auf die Auswahl der Beiträge wurde ebenfalls großer Wert gelegt:

Ein fernerer Vorzug und Reiz der wunderhübschen „Iris“ ist es, daß der geistige Gehalt mit der glänzenden Form gleichen Schritt hält, daß nämlich so manche gefeierte Ritter und Bannerherren des heimischen Parnasses, daß so manche wacker nacheifernde junge Haudegen ihre Farbe, ihre Schärpe tragen. (T. S. 1844: 1123)

Durch Mailáths und Heckenasts Teilnahme am literarischen Leben Wiens zählten viele bekannte Vertreter der österreichischen Biedermeierliteratur zu den ständigen Beiträgern der *Iris*. So schrieben für sie z. B. die taschenbuch- und almanacherfahrenen Autoren Johann Nepomuk Vogl (Herausgeber des Taschenbuchs *Thalia*), Johann Gabriel Seidl (Herausgeber des Taschenbuchs *Iduna*) und Heinrich von Levitschnigg, einer der Omnipräsenten in den Biedermeiertaschenbüchern, -almanachen und Anthologien. Auch der Orientalist Joseph von Hammer-Purgstall und Ladislaus Pyrker, der bischöfliche Dichter aus dem zweisprachigen Komitat Stuhlweißenburg, waren vertreten. Die verlegerische Sorgfalt bescherte der *Iris* Beachtung in allen wichtigen Publikationen der Zeit, wie z. B. in der *Wiener Zeitschrift* oder in der *Augsburger Allgemeinen Zeitung*, und für sie gilt, was P. G. Klussmann für literarische Taschenbücher im allgemeinen konstatiert hat: Es handelt sich um ein „Buchkunstwerk“, ein Projekt eines klugen und marktkundigen Verlegers (vgl. KLUSSMANN 1996: 92). Johann Mailáth, nicht nur effizienter Netzwerker sondern auch Autor und Übersetzer, verfasste für die *Iris* u. a. nationale Historienstücke. An der Herausgabe der ersten beiden Jahrgänge war auch der Journalist Sigmund Saphir, Neffe des umstrittenen und streitbaren Moritz G. Saphir, des Herausgebers der Zeitschrift *Der Humorist*, beteiligt, was ebenfalls zur Bekanntheit des Taschenbuchs beitrug.

Betty Paoli hatte ab 1832 Gedichte in der *Wiener Zeitschrift*, in *Der Spiegel* und im *Humorist* veröffentlicht, die ihren Ruf in den literarischen Zirkeln Wiens begründeten. Als Mailáth Beiträger für die *Iris* suchte, stand auch die mittlerweile berühmte Autorin, von der das Gerücht ging, Franz Grillparzer hätte sie zum „größten Lyriker“ der Zeit erklärt, auf seiner Liste. Paoli war als Gesellschafterin

von Henriette Wertheimer in das kulturelle Leben Wiens eingebunden und hatte zu vielen Akteuren der literarischen Szene Kontakt. Unter anderem war sie auch mit Adalbert Stifter befreundet, der ihr eine Stelle als Vorleserin bei der Fürstin Maria Anna Schwarzenberg vermittelte. Ab dem Jahr 1840 veröffentlichte Paoli ihre Gedichte im Verlag von Gustav Heckenast. Zwischen 1841 und 1856 erschienen von ihr dort bzw. bei Wigand, dem Schwager von Heckenast, acht Gedichtbände und ein Novellenband. Im März 1843 schreibt Paoli an den Verleger Cotta mit der Bitte um Rücksendung eines ihrer Manuskripte (Otilie von Goethe hatte es für sie bei Cotta eingereicht) und führt als Begründung an, dass Gustav Heckenast den Druck übernehmen würde (vgl. Transkript des Briefs in OSER 2005: Anhang).

Schon ihr erster Beitrag für die *Iris*, die Epigramme *Ein Dutzend*, wurden von den Rezensenten des Taschenbuchs wahrgenommen (vgl. ZIMMERMANN 1975: 162). Für den zweiten Jahrgang lieferte Paoli fünf Gedichte, in den folgenden Jahrgängen die Novellen *Ein einsamer Abend* (1842), *Bekenntnisse* (1843) und *Auf- und Untergang* (1844). Im Gegensatz zu Stifter und Grillparzer hatte Betty Paoli kein Problem mit der modisch gewordenen Gattungsbezeichnung „Novelle“, aber auch bei ihren Texten gilt, dass es sich um erzählende Prosa handelt, die dem Publikationskontext angepasst ist. So erfüllen die genannten Prosabeiträge nicht alle Merkmale einer Novelle und man könnte sie mit gutem Grund auch als Taschenbucherzählungen bezeichnen. Alle diese Prosabeiträge Paolis fanden ein Echo in den Besprechungen der *Iris*, wenn auch das Urteil der Rezensenten keineswegs einhellig war. Die Texte wurden einerseits gelobt, andererseits wurde *Ein einsamer Abend*, eine Novelle, die ausgehend von dem Bericht über den Selbstmord des zwanzigjährigen Dichters Jules Mercier die Unbarmherzigkeit des literarischen Markts und die Kälte der Gesellschaft thematisiert, für zu düster befunden. Bei der „Humoreske“ *Bekenntnisse* bemängelte die Kritik die Ironie und den Sarkasmus in der Darstellung (vgl. ZIMMERMANN 1975: 163f.).

Für die *Iris* des Jahres 1845 lieferte Paoli eine Novelle (so die explizite Gattungsbezeichnung im Inhaltsverzeichnis des Taschenbuchs) mit dem Titel *Merced*, die „[d]en größten Wiederhall – allerdings negativer Art – [...]“ erfuhr (ZIMMERMANN 1975: 165). Die Geschichte spielt in Spanien zur Zeit des ersten Karlistenkriegs (1834-1839) und ist, folgt man Himmels Kategorisierung, eine „Bekanntschafsnovelle“ (HIMMEL 1963: 52): Die Erzählinstanz gibt die Erlebnisse eines Freundes wieder, eine Grundkonstruktion, die im Fall von *Merced* durch eine eingeschobene Erzählung über die Titel gebende Heldin – wiederum der Bericht eines Gewährsmannes – zusätzliche Komplexität bekommt. Der Protagonist Leo M. trifft in der Kleinstadt Tolosa auf die Frau eines Karlisten, Merced, die von allen Bewohnern wegen ihrer Tapferkeit und Treue hoch geschätzt wird. Kurz nach ihrer Heirat hatte sie ihren Mann vor der Todesstrafe bewahrt und, nachdem seine Strafe

abgemildert worden war, darauf bestanden, ihn nach Puerto Rico in die Verbannung zu begleiten. Nach einiger Zeit hatten die beiden sich zur Flucht entschlossen und waren unter großen Gefahren und Strapazen nach Europa zurückgekehrt, wo Leo M., selbst Kämpfer auf der Seite des Thronanwärters Don Carlos, auf das Paar trifft. Er verliebt sich leidenschaftlich in Merced, was ihn in Seelennot bringt, da er damit nach seinem Maßstab diesem Ideal einer treuen, aufopfernden Frau nicht genug Verehrung entgegenbringt. Merceds Ehemann Ramon und Leo M. werden aus der Stadt abkommandiert, Merced bleibt auf Wunsch ihres Mannes zurück. Als Leo M. bald danach wieder nach Tolosa kommt, erfährt er, dass Merced eine Affäre mit einem grobschlächtigen Soldaten hat, was in ihm tiefste Verachtung auslöst. Am Ende der Novelle steht Merceds Selbstmord.

Die Wahl von Ort und Zeit ist taschenbuchtypisch, Spanien ist (wie Italien) ein beliebter Schauplatz. Der Bestsellerautor Leopold Schefer hatte mit *Lenore di San Sepolcro* 1824 „eine Art Musterstück der Gattung“ geschaffen, generell war eine „zunehmende Beschäftigung mit romanischer Novellistik im ganzen deutschen Sprachraum [...]“ zu beobachten, die sich auch in Übersetzungen und Bearbeitungen niederschlug (vgl. HIMMEL 1963: 37). Im Fall von *Merced* hat Spanien aber vor allem den Bonus der Aktualität des Karlistenkriegs. Die Erzählinstanz schiebt an der Stelle, an der Ramon und Leo M. aus der Stadt abgezogen werden, ein:

Hoffentlich erinnert sich der geneigte Leser an die Vorgänge in Arragonien; ich zähle um so zuversichtlicher darauf, als ich mich gar nicht daran erinnere, folglich in größter Verlegenheit wäre, mich in die hierauf bezüglichen Details einzulassen. Zwar könnte ich in den alten Zeitungen das Nöthige nachlesen; das kannst aber Du, sehr werther Leser! wenn es Dich interessiren sollte, gleichfalls thun; mir ist es, aufrichtig gestanden, zu unerquicklich. (PAOLI 1845: 169)

Der Schauplatz der Novelle bereitet von Anfang an eine innere Leere der Figuren vor, denn die Stadt, „an und für sich klein und armselig genug, lag in einer dünnen, sonnenverbrannten Ebene“. Leo M. „erwartete sich [...] nicht viel Vergnügen von dieser neuen Station, aber die Wirklichkeit war noch weit ärger, als alle Vorstellungen, die er sich davon entworfen hatte“ (PAOLI 1845: 150). Sowohl die Soldaten als auch die Protagonistin sind dazu verurteilt, ihre Zeit in immer gleicher Gesellschaft in ihren Häusern oder bei Rundgängen auf der Promenade zu verbringen, das „Städtchen“ ist so klein, „daß seine Bewohner mit einander umgehen müssen, wenn sie nicht wie die Maulwürfe leben wollen“ (PAOLI 1845: 159). Die Enge der Stadt und die erzwungene Untätigkeit stehen in einem deutlichen Gegensatz sowohl zu der Darstellung des Leo M., dessen „glänzende, ja tollkühne Tapferkeit [...] ihn in kurzer

Frist zu einer der populärsten Gestalten in den carlistischen Schaa­ren“ gemacht hatte (PAOLI 1845: 150), als auch der Charakterisierung Merceds, die allen Gefahren von Verbannung und Flucht getrotzt und in einem Gefangenenlager Cholerakranke gepflegt hatte. Die Wahl des Schauplatzes einer vormärzlichen Taschenbuchnovelle kann durchaus politische Brisanz haben, da durch die Verlagerung in ferne Länder und Städte Themen zur Sprache kommen, die vor einem österreichischen Hintergrund nicht behandelt werden könnten. Von diesem Vorteil der Schauplatzwahl hat Paoli auch an anderer Stelle Gebrauch gemacht (vgl. BOLTERAUER 2006: 229). So kann *Merced* als Problematisierung erzwungener Untätigkeit gelesen werden, die durch die Geschlechterfrage zusätzliche Komplexität erhält. Als ihr Mann ohne sie aus Tolosa fortgeht, ist Merced bestürzt und sie spricht „mit leiser Bitterkeit davon, daß Don Ramon sie dießmal für entbehrlich halte“ (PAOLI 1845: 165). Himmel sieht hier ein Beispiel für das „Entbehrlichkeitsbewusstsein“, das typisch und latent bedrohlich für die Bürger des Biedermeier sei: „Die Ausschaltung der Bürger aus dem aktiven Staatsleben machte ihnen deutlich, dass sie auf diesem Gebiet als entbehrlich angesehen wurden“ (HIMMEL 1963: 53). *Merced* ist darüber hinaus auch als Kritik an der Beschränktheit der weiblichen, bürgerlichen Sphäre zu lesen, ein Thema, das Paoli in Gedichten und Novellen, vor allem aber in ihren Feuilletons (vgl. PAOLI 2001) immer wieder behandelte. Die Verzweigung Merceds darüber, dass sie allein in Tolosa zurückbleiben muss, wird ausführlich geschildert. Die Protagonistin glaubt an der Trennung sterben zu müssen, das Argument, dass sie in der Stadt sicher sei, lässt sie nicht gelten. Dem bürgerlichen weiblichen Rollenverständnis entspricht es, dass Merced sich Ramon zugehörig fühlt: „Ihr wißt nicht, was Ramon mir ist; ich bin mehr als sein, ich bin ein Theil von ihm“ (PAOLI 1845: 166f.). Was nicht in diesen Raster passt, ist der Umstand, dass Merced auch an Ramons großer, männlich definierter Welt teilhaben will und nicht damit zufrieden ist, „allein in dem kleinen, mit Strohmatten belegten Zimmer“ (PAOLI 1845: 164) zu sitzen, das ihre Welt ist.

Zum vollständigen Bruch mit der biedermeierlichen Weiblichkeitsvorstellung kommt es jedoch an jener Stelle der Novelle, an der das Motiv für Merceds Affäre offengelegt wird. Leo M. befragt Merced: „Wie konnte die Flamme begeisterter Treue, die Ihr so lange mit priesterlicher Hand genährt, in Eurem Herzen erlöschen? Was, o was konnte Euch in diesen Abgrund der Schmach stürzen?“ Merced denkt nach und sagt dann „achselzuckend und mit einer aufgebenden Handbewegung“: „’El fastidio‘ (Die Langeweile).“ Und auf die ungläubige Reaktion Leos betont sie: „Es ist so. Ich langweilte mich gar zu gräßlich“ (PAOLI 1845: 178). An diesem Punkt setzte auch die zeitgenössische Kritik an und die Novelle wurde ausschließlich unter dem Aspekt der moralischen Integrität von (Ehe)Frauen besprochen. Die Figur Merced wird als Ideal einer treuen Frau aufgebaut, die alles für ihren Ehemann

tut, Opfer bringt und über sich hinauswächst. Ihr an die Seite gegeben wird ein heroisch seinen Leidenschaften entsagender Held mit sprechendem Namen, der mit „glänzenden Vorzügen der Natur und des Schicksals ausgestattet [...] bisher wenig Ursache gehabt [hatte], über die Grausamkeit der Weiber zu klagen“ (PAOLI 1845: 162). Selbst in dieser Konstellation wäre das Thema der weiblichen Untreue nur begrenzt literaturfähig. Die Empörung der zeitgenössischen Kritik entzündete sich daran, dass Merced Ehebruch aus Langeweile begeht – und das mit einem „sechs Schuh hohen, breitschultrigen, bartverwachsenen Carabinieroffizier“, der „Beweise von hinreißender Dummheit“ erbringt (PAOLI 1845: 172f.). Das Schlusswort der Novelle spricht Leo M.: „Ich glaube, sie hat sich getödtet, um ihrem Abscheu vor sich selbst zu entrinnen“ (PAOLI 1845: 179). Damit ließe sich interpretieren, dass Merced den gleichen Moralvorstellungen folgt wie Leo M. und daran verzweifelt, ihrem Idealbild nicht gerecht zu werden. Wäre der Selbstmord deutlich als Anerkennung der bürgerlichen Werte gekennzeichnet, dann wäre damit tatsächlich eine Rehabilitation der Heldin möglich, aber das Ende der Novelle *Merced* taugt dazu nicht. Die Möglichkeit des Selbstmords aus „Abscheu vor sich selbst“ wird nur als Möglichkeit angedeutet, wie Leo M.s „Ich glaube“ zeigt. Der Erzähler hingegen vermutet, Merced hätte sich aus Furcht vor Ramons Rache umgebracht, eine Version, die gleichberechtigt neben dem Selbstmord aus moralischen Gründen steht (PAOLI 1845: 179).

In der Rezeptionsgeschichte der *Madame Bovary*, zwölf Jahre nach Merced veröffentlicht, ist die Problematik der Darstellung einer aus Langeweile Ehebruch begehenden bürgerlichen Frau mit allen Zuschreibungen an den weiblichen Geschlechts-Charakter und die männlich-bürgerlichen Moralvorstellungen gut dokumentiert. Im Fall von *Merced* bemerkte die zeitgenössische Kritik aber nicht nur mit Befremden, dass das Bild der treuliebenden Ehefrau zerstört wurde, sondern sie hob auch hervor, dass es eine Autorin war, die dieses Thema behandelte:

Wir wollen zur Ehre des weiblichen Geschlechtes hoffen, daß die Trägerin jenes ebengenannten Namens [Merced] eine häßliche Seltenheit sei unter den Frauen; aber es berührt uns schmerzhaft, sehr schmerzhaft, daß gerade ein Weib dasjenige, was tausend Männer so oft schauernd ahnten, hundert Dichter so oft trauernd dachten, fühlten und wußten, und was doch keiner von ihnen öffentlich auszusprechen wagte, zum Vorwurf einer Novelle wählen konnte und mochte, die übrigens höchst geistreich geschrieben ist. (T. S. 1844: 1123)

Und an anderer Stelle: „Der Referent dieses kann den Ausruf nicht unterdrücken: ‚Und das kann ein Weib schreiben!‘“ (SOBER 1845: 135) Betty Paoli wurde von der Kritik als talentierte Dichterin geschätzt, die Novelle wurde als durchaus gelungen

angesehen. Aber das Thema war nicht nur begrenzt literaturfähig, es eignete sich vor allem nicht für das literarische Taschenbuch:

Betti [!] Paoli's Novelle: „Merced“, enthält das hübsche Motto „la vérité toute la vérité, rien que la vérité,“ welches zur Erwartung berechtigt ein schönes treues Bild der Wahrheit zu lesen; allein vorliegende Novelle ist die häßlichste Darstellung einer Wahrheit, die leider existiert, die aber mit dem Mantel der Poesie zugedeckt, nicht so unzart berühren würde. (SOBER 1845: 134)

Im literarischen Taschenbuch des 19. Jahrhunderts fiel die Thematik des aus Langeweile im geordneten, ereignislosen Bürgerleben begangenen Ehebruchs durch die Frau (!) besonders unangenehm auf. Denn das Taschenbuch war ein Ort der Einübung bürgerlicher, konservativer Normen, und allenfalls notwendige Verhandlungen über die Geschlechterrollen hatten im Sinne der bürgerlichen (i. e. männlichen, nicht weiblichen) Emanzipation zu erfolgen ist: „Eintracht, Harmonie, Häuslichkeit, Friede und Zuneigung in Familie und Gesellschaft, gute Sitte: Das war das bürgerliche Bildungs- und Erziehungskonzept des literarischen Taschenbuchs.“ (KLUSSMANN 1996: 94) Mit Rücksicht auf die weibliche Leserschaft waren die moralischen Standards für die Beiträge in literarischen Taschenbüchern besonders hoch.

Als Erzieherinnen verpflichtete man sie [die Leserinnen] auf ein nationales Bildungsprogramm, als künftige Gattinnen zeichnete man ihnen ein ausschließlich rosiges Bild von der Ehe, der Familie und dem Verzicht auf persönliche Interessen, das – zumindest innerhalb der Taschenbuchliteratur – keine Korrektur durch alternative weibliche Lebensentwürfe erfuhr [...]. (SCHIETH 1998: 100)

Diese soziale Funktion des Taschenbuchs musste berücksichtigt werden. „Alles was die Bildung, die Gemütsruhe, die Konversation und das ‚gesellige Vergnügen‘ stört, ist fernzuhalten.“ (SENGLE 1972: 42) Mit *Merced* hatte Paoli diesen Ansprüchen nicht genügt, was sich in den Reaktionen der Zeitgenossen spiegelte. Mit ihrem nächsten Beitrag für die *Iris*, der Novelle *Das Mädchen von San Giorgio*, passte sich die Dichterin dem Publikationskontext allerdings wieder perfekt an. Den Stoff bezog Paoli diesmal aus der fernen Geschichte Venedigs. Mit der Legende von Gina, der „Blume“ aus dem armen Volk, die der Doge aus ihrem „heimathlichen Boden“ lösen möchte, um „den Garten [seines] Lebens“ mit ihr zu schmücken (PAOLI 1846: 284), und die sich für das Wohl des Dogen und der Stadt opfert, schuf Paoli eine taschenbuchtugliche Novelle, für die sie ausnahmslos Lob erntete (vgl. ZIMMERMANN 1975: 166). Betty Paolis Kollege Adalbert Stifter erkannte

das Potential, das in den Novellen Paolis liegt, die über die Taschenbuchliteratur hinausgreifen. Er schreibt 1848 an Gustav Heckenast: „B. Paoli hat eine *sehr schöne* Erzählung geschrieben. Ich hoffe Vortreffliches, wenn sie sich auf den socialen Roman verlegt“ (STIFTER 1939: 125).

Literaturverzeichnis:

- BOLTERAUER, Alice (2006): Das Geld, die Liebe und die Kunst oder Kein Pariser Leben. Drei Erzählungen von Ignaz Castelli, Betty Paoli und Adalbert Stifter. In: Österreich in Geschichte und Literatur. Jg. 50, Heft 4, S. 226-237.
- HIMMEL, Hellmuth (1963): Probleme der österreichischen Biedermeiernovellistik. Ein Beitrag zur Erkenntnis der historischen Stellung Adalbert Stifters. In: VASILO 1, Folge 1/2, S. 36-59.
- KADRNOŠKA, Franz (1973): Der Almanach im gesellschaftlichen und literarischen Leben Österreichs 1770-1848. Diss., Univ. Wien.
- KLUSSMANN, Paul Gerhard (1998): Das literarische Taschenbuch der Biedermeierzeit als Vorschule der Literatur und der bürgerlichen Allgemeinbildung. In: Literarische Leitmedien. Almanach und Taschenbuch im Kulturwissenschaftlichen Kontext. Hrsg. v. Paul Gerhard Klussmann u. York-Gothart Mix. Wiesbaden: Harrassowitz (Mainzer Studien zur Buchwissenschaft 4), S. 89-111.
- KUCHER, Primus-Heinz (2002): Ungleichzeitige verspätete Moderne. Prosaformen in der österreichischen Literatur 1820-1880. Tübingen/Basel: Niemeyer.
- MUTH, Ágota Gizella (2000): Iris. Német nyelvű irodalmi almanach a magyar reformkorban. In: Magyar Könyvszemle Nr. 116/2, S. 145-161.
- OSER, Birgit (2005): Ada Christen – Betty Paoli. Möglichkeiten weiblichen Schreibens im 19. Jahrhundert. Dipl.-Arb., Univ. Wien.
- PAOLI, Betty (1840): Ein Dutzend. In: Iris. Taschenbuch für das Jahr 1840. Erster Jahrgang. Pesth: Heckenast, S. 142-144.
- PAOLI, Betty (1841): Stolze Güte; Vergütung; Dichterloos; Vermuthung; Aufgegeben! [Gedichte] In: Iris. Taschenbuch für das Jahr 1841. Zweiter Jahrgang. Pesth: Heckenast, S. 411-418.
- PAOLI, Betty (1845): Merced. In: Iris. Taschenbuch für das Jahr 1845. Sechster Jahrgang. Pesth, Leipzig: Heckenast und Wigand, S. 147-179.
- PAOLI, Betty (1846): Das Mädchen von San Giorgio. Novelle. In: Iris. Taschenbuch für das Jahr 1847. Siebenter Jahrgang. Pesth, Leipzig: Heckenast und Wigand, S. 269- 301.
- PAOLI, Betty (2001): „Was hat der Geist denn wohl gemein mit dem Geschlecht?“ Herausgegeben und eingeleitet von Eva Geber. Wien: Mandelbaum.

- RAABE, Paul (1977): Zeitschriften und Almanache. In: Buchkunst und Literatur in Deutschland 1750-1850. Hrsg. v. Ernst L. Hauswedell u. Christian Voigt. Bd. 1 Texte. Hamburg: Maximilian-Gesellschaft, S. 145-195.
- RABENLECHNER, Michael Maria (1931): Streifzüge eines Bibliophilen durch die deutsche Dichtung Österreichs der letzten hundertfünfzig Jahre. Wien: Wiener Bibliophilen-Gesellschaft.
- SCHIETH, Lydia (1998): „Huldigung den Frauen“ – Frauentaschenbücher in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. In: Literarische Leitmedien. Almanach und Taschenbuch im Kulturwissenschaftlichen Kontext. Hrsg. v. Paul Gerhard Klussmann u. York-Gothart Mix. Wiesbaden: Harrassowitz (Mainzer Studien zur Buchwissenschaft 4), S. 83-100.
- SCHLOSSAR, Anton (1899): Taschenbücher und Almanache zu Anfang unseres Jahrhunderts. Teil II: Österreich und die Schweiz. In: Zeitschrift für Bücherfreunde. Monatshefte für Bibliophilie und verwandte Interessen. Jg. 3, November 1899, S. 298-315.
- SCHRÖDER, Rolf (1960): Zur Struktur des „Taschenbuchs“ im Biedermeier. In: Germanisch-Romanische Monatsschrift. Neue Folge Bd. 10, S. 442-448.
- SENGLE, Friedrich (1972): Biedermeierliteratur. Deutsche Literatur im Spannungsfeld zwischen Restauration und Revolution 1815-1848. Bd. 2. Die Formenwelt. Stuttgart: Metzler.
- ŠKREB, Zdenko (1986): Gattungsdominanz im deutschsprachigen literarischen Taschenbuch oder Vom Sieg der Erzählprosa. Wien: Verlag österreichischer Akademie der Wissenschaften (Sitzungsberichte 471)
- SOBER, T. (1854): Die Taschenbücher. In: Oesterreichische Blätter für Literatur und Kunst, 8. Februar 1845, Jg. 2, Nr. 17, S. 134f.
- STIFTER, Adalbert (1939): Sämtliche Werke. Hrsg. v. August Sauer. Bd. 17. Prag, Reichenberg: Sudetendeutscher Verlag.
- T. S. (1844): Heerschau vaterländischer Almanache. In: Der Humorist, 21. November 1844, S. 1123f.
- ZIMMERMANN, Evelyne (1975): Das Iris-Taschenbuch und seine Herausgeber. Kulturpolitische Intentionen und Rezeption. Diss., Univ. Wien.

FRIEDERIKE PARTZSCH

Oskar Jelinek. Ein deutsch-mährischer Schriftsteller zwischen Traditionalismus und Moderne

Der 1889 in Brünn geborene Schriftsteller Oskar Jelinek verbrachte die größte Zeit seines Lebens in Wien, bevor er 1938 ob seiner jüdischen Herkunft in die USA emigrieren musste, wo er 1949 verstarb. Zu seinen überschaubaren literarischen Hinterlassenschaften zählen neben Gedichten und einem Romanfragment vor allem Novellen. In klassischer Manier behandelt Jelinek dort moralische Themen. Wie andere seiner österreichischen Zeitgenossen reagierte er damit auf die Verunsicherungen, die der Zerfall der k.u.k. Monarchie mit sich gebracht hat. Die mährische Landschaft, in der die Mehrzahl seiner Novellen angesiedelt sind, fungiert dabei als Projektionsfläche für die in Frage stehenden Werte, wobei besonders die Gegensätze Natur vs. Kultur und Mann vs. Frau moralische Aufladung erfahren.

1 Aus seinem Leben

Als Oskar Jelinek mit seiner Novelle *Der Bauernrichter* 1924 den mit 5000 Goldmark dotierten ersten Preis der Zeitschrift *Velhagen & Klasings Monatshefte* gewann, hatte der Autor es geschafft, sich mit seinem Text gegen die unzähligen eingesandten Beiträge durchzusetzen. Dies sah man als den gerechtfertigten ersten Durchbruch eines jungen und vielversprechenden schriftstellerischen Talents an, von dem noch viel zu lesen und zu hören sein würde. Auch der Band *Das ganze Dorf war in Aufruhr*, der im Jahre 1930 erstmalig mehrere von Jelineks Novellen bündelte, erntete unter den Literaturkritikern nicht nur wohlwollende Zustimmung, sondern auch Begeisterung. So schreibt Pavel Eisner über den Novellenband in seinem Artikel in *Lidové noviny* vom 17.12.1931:

In Bezug auf die rohen Handlungskomponenten läßt sich nicht sagen, daß Jelinek seine slawischen Seelen aus Mähren als etwas spezifisch Slawisches brächte – die Akteure seiner Ehren- und Eifersuchtstragödien könnten ebensogut Korsen oder Sizilianer sein und den Schauplatz könnte jede andere Bauernszenerie mit ihrer Cavalleria rusticana bilden: aber den weiten Odem Mährens, seine golden wogenden Felder und fruchtbaren Ebenen, sein aus mächtiger Brust atmendes Menschenleben an der Scholle, seinen Glauben und Aberglauben und die ganze Seele der Landschaft versteht Jelinek ausgezeichnet wiederzugeben. (Zit. nach KREJČÍ 1967: 81)

Heute jedoch, über 75 Jahre später, gehört der deutsch-mährische Autor Oskar Jellinek zu den unbekanntem und vergessenen Schriftstellern¹.

Zunächst sah es nicht so aus, als habe Jellinek ernsthafte literarische Ambitionen. Am 22. Januar 1889 als Sohn eines jüdischen Tuchkaufmannes in Brünn geboren, zog es den begabten Jungen schon bald nach Wien, wo er ab 1904 Rechtswissenschaften studierte. 1909 beendete er sein Studium, wurde Rechtspraktikant und kam ans Wiener Landgericht, wo er bis zum Kriegsbeginn tätig war. 1919 jedoch änderte sich sein Leben. Nach dem Militär- und Kriegsdienst entschloss er sich, sein Richteramt nieder zu legen und sich ausschließlich dem Schreiben zu widmen. In sein Tagebuch schrieb er an jenem Tag: „Ich bin heute aus dem staatlichen Richteramt geschieden, um meine ganze Menschenkraft in den Dienst meines künstlerischen Amtes zu stellen. Das hatte ich im Auge, seit ich schauen kann“ (vgl. KREJČÍ 1967: 27).

Mit seiner Frau Hedwig, die er 1917 heiratete, lebte er bis 1938 in Wien. Er schrieb, doch seine Textproduktion blieb spärlich. In dieser Zeit entstanden eine Handvoll Novellen, 1930 der erste Sammelband und immer wieder Publikationen und Essays in unterschiedlichen Wiener Zeitschriften.² Erst nach seinem Tod erscheinen weitere Texte, so im Jahr 1950 seine sieben *Meisternovellen*³, fast alle in der Zeit zwischen 1924 – 1934 entstanden (vgl. KREJČÍ 1967: 32ff.) und 1952 *Gedichte und kleine Erzählungen*. Den Grund für die wenigen literarischen Zeugnisse sehen schon die Zeitgenossen in der perfektionistischen Anlage Jellineks, der dazu noch äußerst bescheiden, keinen seiner Texte gut genug für eine Veröffentlichung hielt (vgl. GINZKEY 1950: 7ff.).

Zu seiner Bescheidenheit kam noch der Hang zum Außenseitertum hinzu. Er hielt sich lieber heraus, sowohl aus der Politik – er bezeichnet sich mit Nachdruck als einen apolitischen Menschen – als auch aus den literarischen Kreisen. Obwohl er über zwei Jahrzehnte in Wien lebte, der pulsierenden Metropole, blieb er isoliert und unbeeinflusst von literarischen Gruppierungen und modernen Strömungen (vgl. THIEBERGER 1952: 334f.; KREJČÍ 1967: 25).

Den Bruch in seinem Leben und auch im literarischen Schaffen stellt die Emigration im Jahre 1938 dar. Wegen seiner jüdischen Abstammung musste er

¹ In den großen Literaturgeschichten (z.B. LEIB/STADLER 1997) findet Jellinek außer in Aufzählungen keine Erwähnung, einzig im Kapitel *Exil* der *Geschichte der Literatur in Österreich von den Anfängen bis zur Gegenwart* kann man einen Absatz über ihn lesen (vgl. STRELKA 1998: 377f.). Natürlich wird Jellinek im *Lexikon deutsch-mährischer Autoren* (MUNZAR 2003) erwähnt.

² Eine umfangreiche Liste seiner Veröffentlichungen, die sowohl die publizistischen Arbeiten berücksichtigt als auch die unveröffentlichten lyrischen, epischen und dramatischen Fragmente erwähnt und auch die Bearbeitungen für Funk und Fernsehen nicht außer Acht lässt, findet sich in KREJČÍ 1967.

³ Jellinek 1950, darin enthalten: *Der Bauernrichter*; *Die Mutter der Neun*; *Der Sohn*; *Valnocha, der Koch*; *Hankas Hochzeit*; *Die Seherin von Daroschitz*; *Der Freigesprochene*.

mit seiner Frau Wien verlassen und gelangte über Brünn und Frankreich in die USA, dort lebten das Ehepaar zuerst in New York, später in der Nähe der Familie seiner Frau, in Los Angeles. Seine Frau war als Modistin tätig, von ihrem Lohn bestritten sie ihren Lebensunterhalt. Hier wurde sein literarisches Schaffen noch spärlicher. Krejčí zufolge, der den Autor persönlich kannte und bis zu Jelineks Tod in Kontakt mit ihm stand, gehörte Oskar Jelinek zu jenen Dichtern, die „so von innen her gebunden sind an die Inhalte und Formen ihrer Jugend und ihrer Heimat, daß sie davon nicht loskommen und sich nach Kräften sträuben gegen ihre neue Umwelt“ (KREJČÍ 1967: 39). Nur eine Novelle konnte er in dieser Zeit beenden, ein paar bemerkenswerte Gedichte entstanden und er setzte seine Arbeit an dem unvollendeten Roman *Das Dorf des 13. März* fort (vgl. STRELKA 1998: 377). Dort, im Exil, starb Oskar Jelinek am 12. Oktober 1949.

2 Sein literarisches Schaffen

Jelineks erste literarische Versuche reichen bis in die Schulzeit zurück, in der er ein Drama über das Schicksal Ludwig II. von Bayern verfasste. Seine erste Veröffentlichung datiert aus dem Jahre 1907 und heißt *Das Burgtheater eines Zwanzigjährigen*. Es ist bezeichnend und aufschlussreich für sein weiteres Schaffen, dass er schon damals das Erzählen immer als mündlichen Vortrag verstand und für ihn die Verschriftlichung nur der Bewahrung der Erzählung diene (vgl. KREJČÍ 1967: 21). Die meisten seiner Veröffentlichungen sind Novellen oder Erzählungen (vgl. JELLINEK 1925, 1926 u. 1928). In seiner Wiener Zeit entstanden neben Novellen aber auch Gedichte, Essays und dramatische Versuche (vgl. KREJČÍ 1967: 32).

Jedoch sind sich Jelinek und seine Rezipienten darin einig, dass die Form, in der sich der Autor am sichersten bewegen kann und in der seine Texte am eindrucklichsten und dichtesten werden, die der Novelle ist. Damit lässt sich Jelinek in die Reihe deutschsprachiger Schriftsteller einordnen, die die Novelle der Kurzgeschichte oder dem Drama vorzogen und vornehmlich in einem ‚konservativen‘ Stil erzählten.⁴ Für diese von ihm verfassten Novellen prägte Jelinek den Begriff der *dramatischen Novellen*, in diesen sah er beide Genres vereinigt. Zwar spiele das Milieu in einer Novelle eine weniger handlungstragende Rolle als im Drama, jedoch müsse es um der Glaubwürdigkeit willen richtig gewählt werden, damit sich der Individualfall, der einmalige und unvergessliche Vorfall, in einer typischen Umgebung ereignen könne. Wie in einem Drama stehe auch in seinen Novellen das Schicksal eines einzelnen Menschen im Zentrum des Interesses (vgl. KREJČÍ 1967: 74f.).

⁴ Exemplarisch könnten hier Werner Bergengruen, Hans Grimm, Hermann Hesse, Gertrud von le Fort, Wilhelm Schäfer oder Emil Strauß genannt werden (vgl. VON WIESE 1963: 78f.).

Schon die Titel seiner Novellen geben Aufschluss über die Hauptpersonen, die mit ihren Leidenschaften und Verirrungen im Mittelpunkt der Handlung stehen. Fast alle Novellen, mit Ausnahme von *Die Mutter der Neun* (vgl. JELLINEK: 1926), sind in Mähren angesiedelt, einer Gegend, in der der Dichter geboren wurde, die er aber als junger Mann verlassen hat. Seine Protagonisten entstammen einem bäuerlichen und kleinbürgerlichen Milieu. Es sind Dienstmädchen, Bauernsöhne und -töchter, Köche, Richter auf dem Land und Arbeiter. Eine genaue zeitliche Einordnung der einzelnen Novellenhandlungen fällt schwer und ist offensichtlich nicht gewollt, äußere politische Bedingungen werden selten genannt.⁵ Die Tatsache, dass wir uns in Mähren in einem multiethnischen Milieu befinden, wird nicht thematisiert, einzig die gelegentlichen Einsprengsel von tschechischen und jüdischen Wörtern deuten darauf hin.⁶ Aktuelle Zeitfragen oder politische Zustände stehen ganz eindeutig nicht im Zentrum von Jellineks Interesse, Jellinek zeigt sich als ein Bildungsdichter. Seine Themen und Konflikte betreffen den Bereich des Ewig-Menschlichen, der überzeitlichen Werte und der moralischen Kategorien. Diese Fragen werden durch ihn auf kontrastive Weise behandelt. Konfliktstoff geht dabei vor allem von den Gegensatzpaaren Mann vs. Frau, Vitalität vs. Schwäche, Natur vs. Kultur, Gewissen vs. Skrupellosigkeit, Religiosität vs. Sinnlichkeit und Sittlichkeit vs. Sinnlichkeit aus. Sie bilden das dramatische Gerüst für die Novellen Jellineks.

3 Einordnung des Werkes

Obwohl ein Außenseiter des Literaturbetriebs, steht Jellinek mit seinen Themen, seinem Stil und seiner Haltung im Österreich der 20er Jahre des 20. Jahrhunderts keinesfalls allein. Nicht nur er, sondern mit ihm noch viele andere seiner Zeitgenossen suchten nach einem festen Rahmen, einem moralischen Halt und den ewigen Werten.

Der Zerfall der Donaumonarchie 1918 war, obwohl sich schon länger abzeichnend, doch für die meisten Zeitgenossen ein Schock, der ein tiefes Trauma hinterließ. Jellinek muss ihn, gemeinsam mit vielen anderen Künstlern als Angst einflößende Zäsur erfahren haben. Eine Zeit ohne Ordnungskriterien schien angebrochen zu sein, in der Chaos und Zerfall herrschten. Das, was gestern richtig war, galt heute nicht mehr. Das, was gestern Heimat war, hieß heute Tschechoslowakei. Die alte Heimat, die Monarchie, existierte nicht mehr.

⁵ Auch hier wieder ist als Ausnahme die Novelle *Die Mutter der Neun* zu nennen, die ein historisches Ereignis als Rahmen hat und darauf referiert (der Fadinger-Bauernaufstand in Oberösterreich von 1626).

⁶ Häufig lässt Jellinek seine Figuren *pane, proč* oder *bože* oder auch Verkleinerungsformen, im Deutschen eher unüblich, wie *Wlastinka* anstatt *Wlasta* sagen.

Aus dieser Verunsicherung heraus erwuchs das Bedürfnis nach neuen Identifikationsgrößen, nach Sicherheiten, nach neuen Ordnungen und stabilen Referenzen. Jelinek wandte sich den moralischen Werten zu. Andere, wie Hugo von Hofmannsthal versuchten den Widerspruch auf anderem Wege aufzulösen. Seine Salzburger Festspielidee speist sich aus dem Bestreben, neue, magische Orte zu entdecken, die zu Weihestätten der Kultur erhoben und damit der Zersplitterung und dem Verfall entgegen gesetzt werden sollten. In diesen Weihestätten sollte eine neue geistige Einheit der Kultur eben jene Entzweiung überwinden (vgl. KUCHER 2007a: 29ff.): „Alle Zweiteilungen, in die der Geist das Leben polarisiert hatte, sind im Geiste zu überwinden und in geistige Einheit überzuführen“ (HOFMANNSTHAL 1927: 20).

Bei vielen Schriftsteller der alten k.u.k Monarchie, so auch bei Jelinek, blieb die Monarchie eine wichtige Bezugsgröße und viele hielten an dem österreichischen Kulturraum fest (vgl. ZETTL 1998: 53). Bei Jelinek äußert sich die anhaltende Verbindung zum alten Österreich sowohl durch seine dezidierte Weigerung, sich mit politischen Themen zu befassen, eine Weigerung, die sich auch auf die Auseinandersetzung mit der geänderten politischen Situation bezog und die sich in seinem Werk durch eine Abwesenheit von zeitlich-politischer Markierung und der Unklarheit über die Nationalität seiner Protagonisten niederschlägt, als auch durch das gleichzeitige Festhalten an der mährischen Landschaft als einziger möglicher Umgebung für seine Protagonisten. Gleichzeitig kann auch die Rückwendung zu konservativen Schreibverfahren – seine Novellen weisen eine strengere äußere Form auf – wie ein Garant für Heimat und Geborgenheit wirken.

Jelineks Werk lässt sich, wenn auch nicht ausnahmslos, so doch von der Tendenz her und ebenso wie ein nicht unbedeutender Teil der österreichischen Literatur während der Zwischenkriegszeit zur Bauerndichtung rechnen (vgl. SPRINGENSCHMID 1935, PERKONIG 1934), wobei unter Bauerndichtung nicht nur die nationalen Schriftsteller, sondern durchaus auch jene mit expressionistischen Werken und sozialreformerischen Ansätzen zu zählen sind (vgl. ZETTL 1998: 97-100). Darüber hinaus lassen sich in Jelineks Werk Parallelen zur Heimatkunst-Bewegung des 19. Jahrhunderts ausmachen, die mit ihren Gegensätzen zwischen Stadt und Land, Handarbeit und Maschinenarbeit ähnliche Motive wie Jelinek ins Zentrum stellt (vgl. LEIß 1997:67ff.). Als drei literarische Vorläufer Jelineks können neben Marie von Ebner-Eschenbach, der 1839 in Wien geborene Ludwig Anzengruber und der ebenfalls aus Mähren stammende Jakob Julius David genannt werden, in deren Werken entweder durch das bäuerlich-kleinbürgerliche Milieu, den idealisierenden Bezug zur mährischen Landschaft oder den moralischen Zuschreibungen, Gemeinsamkeiten mit Jelineks Novellen zu bemerken sind (vgl. z.B. VESELÝ 2003a, VESELÝ 2003b).

Um der hier nur grob umrissenen österreichischen Literatur nicht vollends Unrecht zu tun, sei in Kürze, aber ausdrücklich, darauf hingewiesen, dass diese restaurative Gegenbewegung zu der auch die Literatur Jelineks zu zählen ist, nur eine Facette der vielgestaltigen literarischen Reaktionen auf das Ende der Monarchie war. Man denke nur an Karl Kraus, der als großer Monarchiehasser von einem regelrechten Befreiungserlebnis spricht, kein Österreicher sein zu müssen, an die aktive expressionistische Publikationslandschaft in Wien oder an die von neuen Diskursen wie z.B. der Psychoanalyse inspirierten Werke (vgl. ZETTL 1998: 33, KUCHER 2007: 24f.).

4 Motivik

Im Folgenden sollen einige Aspekte und Motive im Novellenwerk Jelineks einer genaueren Betrachtung unterzogen werden.

4.1 Mann vs. Frau

Wie oben bereits erwähnt ist ein Charakteristikum von Jelineks literarischer Komposition die kontrastive Gegenüberstellung von Gegensatzpaaren und ihre gleichzeitige Aufladung mit moralischen Kategorien. Als einer der häufigsten Konfliktstoffe findet sich die Gegenüberstellung von Mann und Frau, die oftmals deckungsgleich mit dem Kontrast schwach vs. stark, leidend vs. tatkräftig oder aktiv vs. passiv auftritt.

Als ungleiches Paar tritt dem Leser in *Der Bauernrichter* der Richter Weynar mit seiner Frau Wlasta entgegen. Weynar „ein schwächtiger Mann mittleren Alters“ (JELLINEK 1950: 32) hat einzig durch seine Machtposition als Richter, jedoch nicht durch seine körperlichen Fähigkeiten den Respekt seiner Frau und der gesamten Dorfgemeinschaft errungen. Er konnte die schöne und vor Lebenskraft strotzende Bauerntochter nur heiraten, weil sie sich in einer Zwangslage befand und keinen anderen Ausweg sah. Allein durch seine gesellschaftliche Position war sie zur Heirat bereit und nur durch sie besitzt er Macht über seine Frau. Er leidet unter der Erkenntnis seiner eigenen Schwäche und der körperlichen und lebenspraktischen Überlegenheit seiner Frau, so dass er sich seines Machtbereichs ununterbrochen vergewissern muss: „Sie mußte ja auch städtische Kleidung tragen, den glatten, dunklen Rock und die einfache, helle Bluse, die die Fülle ihres jungen Körpers kaum zu bändigen vermochte. Weynar wollte durch solche Mittel Wlasta, die Bauerntochter, ganz in seinen Besitz überführen“ (JELLINEK 1950: 45).

Ein anderer Aspekt im Verhältnis zwischen Mann Frau tritt in der Novelle *Valnocha, der Koch* hervor. Hier erscheint die Frau als untreue Verführerin, die den schwachen und passiven Mann dazu verleitet, aus Angst, sie ganz zu verlieren,

ein ganzes Offizierskorps zu vergiften. Auch hier kommt der Koch Valnocha nicht aus seiner passiven Haltung heraus, denn selbst die Mordtat scheint eher mit *ihm* zu geschehen, als dass er einen aktiven Anteil daran hätte: „Aber der Trieb, den Leutnant zu beseitigen, bemächtigte sich immer von neuem der demütigen und gedemütigten Seele des Kochs“ (JELLINEK 1950: 172). Valnocha ist der Schwache, der sich nicht wehren kann und der gewohnt ist zu ertragen und zu dulden. Die Rache, die eigentlich ein Befreiungsschlag sein sollte, misslingt. Seine Verlobte Zdenka dagegen ist die berechnende und eiskalte Verführerin, die nur an sich und ihren eigenen Vorteil denkt und kein Gewissen besitzt. Auch die Liebe zu Valnocha entspringt ihrem Kalkül:

Zdenkas Äuglein und Blinzeln, ihre Art, ihm durch das Guckloch nachzulugen, so daß er ihren kecken Blick im Rücken spürte, ihre aufreizende Manier, sich übers Treppengeländer zu beugen oder, zurückgeworfenen Kopfes, mit einem Mädchen des oberen Stockwerks zu tratschen [...] hatten sein mattes Blut [...] in heftige Wallung versetzt. [...] Zdenka wußte genau, was sie tat. Durch die Köchin hatte sie erfahren, daß Valnocha ein kleines mütterliches Erbteil besaß, das ihm allerdings seine Stiefbrüder noch nicht ausgezahlt hatten. (JELLINEK 1950: 147)

Leichtfertig betrügt sie den Verlobten und schreibt gleichzeitig Liebesbriefe an ihn. Als Valnocha schon längst ob seines verfehlten Anschlags auf den Nebenbuhler in den Tod gegangen ist, empfängt sie, nichts von dem Unglück des Verlobten wissend, den Nebenbuhler, der die Katastrophe durch einen Zufall überlebt hat: „Im Hausflur begegnete ihm Zdenka, äugelnd, lachend, im Tändelputz ihrer Schürze. Sie wußte aus Erfahrung, daß die Mannschaft heute keinen Ausgang mehr bekam, und erwartete daher ihren Verlobten nicht. Der Leutnant nahm sie mit in sein Zimmer und ließ die schadhafte Jalousie herab“ (JELLINEK 1950: 192).

Auch in *Hankas Hochzeit* tritt das Gegensatzpaar Mann und Frau auf. Sie, Hanka, ist die starke, lebensbejahende, zupackende, aber gewissenlose Frau, er ein schwacher, unpraktischer, aber künstlerisch-begabter und schwärmerisch-sensibler Mann:

Sie war ein Teufelsweib, ja aber in einem ganz anderen Sinn! Ehe die einem Mann um den Hals fiel, packte sie lieber einen Zuchtstier bei den Hörnern, und das kargste Feld war ihr lieber als das weichste Bett. [...] Die hatte ja mit ihrer rasenden Lust am Anbau, an der Ernte, [...], an Bergen von Korn und Strömen von Milch den Vytekhof erst zu dem gemacht, was er nun war – oft über ihren Gatten hinweg, der halb im Himmel lebend, diesem gern die Dinge der Erde befahl. (JELLINEK 1950: 200)

Auch in der Kinderbetreuung, die Hanka als lästig empfindet, erweist sich ihr Mann als der bessere und liebevollere Part: „Wann er nur konnte, schlich er sich vom Feld in

die Stube, hob in hellem Entzücken den Kleinen aus seiner Wiege [...]. Er bemalte die Wiege mit farbenstrotzenden Bauernblumen [...]" (JELLINEK 1950: 215).

Ebenso wie Zdenka ist Hanka diejenige, die ihrem Mann untreu wird,⁷ nur zieht sie daraus andere Konsequenzen, sie wird aktiv: sie ermordet ihren Mann, um mit dem Anderen, Lebenstüchtigeren leben zu können, der ihre Begeisterung für die Landwirtschaft und das tätige Leben teilt. Jedoch wird ihr Plan durchkreuzt, als durch Zufall die vermisste Halskette des ermordeten Mannes in ihrer Truhe gefunden und sie damit als Mörderin überführt wird. Durch das Schicksal geleitet, das hier als höhere moralische Instanz fungiert, wird das Unrecht schlussendlich aufgedeckt und der schwächere, jedoch moralisch überlegene Mann siegt über seine lebensstüchtige Frau, die die Schuld für ihren Mord im Gefängnis abbüßen muss.

Jellinek weist dem Paar Frau vs. Mann hier eindeutig Eigenschaften mit moralischen Implikationen zu. Die Männer sind die aufrichtigen Figuren, die sensibel und moralisch integer leben und handeln und ihrem Gewissen folgen, im praktischen Leben jedoch schwach, duldend und passiv sind. Ihnen gegenüber stehen die Frauen, die zwar lebensstüchtig und stark sind, aber auch gewissenlos, triebhaft und untreu bis verräterisch agieren.

4.2 Natur vs. Kulturraum

Das Prinzip der Frau verbindet sich in Jellineks Novellen oftmals mit dem Konzept der Natur. Wobei bei Jellinek die äußere, landschaftlich-biologische Natur mit einem postulierten Wesen der Frau, ihrer Natur, in eins fällt. Die Frau ist im Gegensatz zu dem gebildeten oder sensiblen Mann ihren Leidenschaften unterworfen, sie folgt sowohl den Gesetzen der äußeren Natur, als auch ihrem natürlichen Wesen, lässt sich von ihrer Natur und nicht von ihrem Geist leiten. Sie hat, anders als die Männer in Jellineks Texten, den Kontakt zu einem naturbestimmten Lebensquell noch nicht verloren.

So wird Hanka als eine Frau dargestellt, die frei von moralischen Kategorien nur den Gesetzen ihrer Wesensnatur gehorcht:

Die Hanka aber lebte auf, seit sie ihn beseitigt und der Freispruch ihr die natürliche Rechtmäßigkeit ihrer Tat gleichsam verbrieft hatte. Von einem unerträglichen Hemmschuh befreit, wie von höheren Mächten in ihrem Tun bestätigt, der Verbindung mit dem Manne, den sie liebte, nun vor aller Welt entgegengehend, fühlte sie sich glücklich und bezweifelte nicht, es sein zu dürfen. Als habe ihr sittlicher Organismus einen Fremdkörper ausgestoßen, wirkte sie seit dem Verbrechen fast wie ein guter Mensch – ja das Gesinde nahm Züge der Milde an ihr wahr. (JELLINEK 1950: 227)

⁷ Auch in der Novelle *Der Freigesprochene* ist es die Frau, die den Ehebruch begeht (vgl. JELLINEK 1950).

Auch in *Der Bauernrichter* verbindet sich das Prinzip der Frau mit dem der Natur. Als sich Wlasta entscheidet, gegen ihren Mann zu rebellieren und für ihren zu Unrecht verhafteten Liebhaber auszusagen, kehrt sie zur Natur zurück:

Mit ursprünglicher Gewalt erschloß sich ihr der Weg: nichts verbergen - alles bekennen! Es war der Augenblick, abzuschütteln das unnatürliche Joch und zurückzukehren zu den Bedingungen ihrer Natur. [...] Sie zieht die städtischen Gewänder aus und ihr Bauerngewand an. Mit einem Jubelruf sprang sie in den breiten, bunten Rock, bebend vor Freude schlüpfte sie in die gebauschten Ärmel.[...] Dann verließ sie die Räume, in denen sie so lange eingekerkert war, lief die dunkle Treppe hinunter und trat hinaus ins Licht. [...] Sie sah sich wieder auf dem Felde arbeiten, Kühe melken, Ziegen füttern und sah sich mit Quirin Arm in Arm. (JELLINEK 1950: 60f.)

Besonders hier wird die Verquickung der beiden Naturbegriffe deutlich. Indem Wlasta ihrem fraulich-bäuerlichen Instinkten gehorcht, kehrt sie nicht nur zu ihrem angeborenen Wesen, sondern auch zu der sie umgebenden Landschaft zurück. Von der Dunkelheit der städtischen Bürgerlichkeit gelangt sie wieder in das Licht der bäuerlichen Natur.

Die starke negative Konnotation, die sich auf den Frauenfiguren im Kontrast zu den männlichen Protagonisten konzentriert, verliert ihre Schärfe, wenn die Frau in Verbindung mit der Natur erscheint. Ihr wird ein viel engerer Kontakt zur Natur als den männlichen Protagonisten bescheinigt. Sie wird selbst zu einem Teil der Natur. Durch die Zugehörigkeit zur Natur, die bei Jellinek gleichsam als moralische Instanz gilt, gewinnt die Frau an Wertigkeit und Sympathie.

Als stark kontrastives Element zur Natur (und damit auch zur Frau) lässt sich der Komplex Stadt/Bildung sehen. Das Leben im Einklang mit der bäuerlichen Natur ist der anzustrebende Zustand, zu dem es zurückzukehren gilt, ein Leben im gleichen Rhythmus wie die Landschaft. Die Stadt und die bürgerliche Bildung sind als unbefriedigend bleibende und zum Scheitern verurteilte Versuche der Kompensation dargestellt, sie erscheinen als eine misslungene Simulation dieses Urzustandes. So ist es auch der sehnlichste Wunsch des gebildeten Richters Weynar, so wie die naturverbundenen Bauern zu sein, die im Einklang mit der Natur leben:

Er trat ans Fenster, vor seinem Blick lagen die gesegneten Felder. Mitten in der fruchtenden Fülle bewegten sich, sie beherrschend, die roten, blauen und weißen Gestalten mit Kraft und Anmut. Ihr Neigen und Ausholen, ihre sicheren Gebärden, beim Mähen, Binden, Aufladen bildeten eine naturwüchsige Einheit mit dem Boden auf dem sie standen. Oh, er kannte dieses Bild, kannte es allzu gut, und es erfüllte ihn immer wieder mit schneidender Bitterkeit. [...] Die Bauernbuben aber hatten ihn, den zukünftigen Studierenden, schon in der Schule als einen Fremden betrachtet, und seine Schwächlichkeit und Ungeschicklichkeit [...] machte ihn dabei zum Gespött. (JELLINEK 1950: 36)

Weynar weiß aber um die Vergeblichkeit dieses Wunsches und will den Bauern deshalb auf andere Weise entgegentreten und ihnen ebenbürtig sein: „Wie sie Herren waren über den Boden, wollte er Herr sein über sie! So wurde er Richter. Und wie sie Furchen zogen in die Erde, zog er Furchen, tiefe Furchen in ihr Leben. Das Gesetz ward seine Egge, die Strafe sein Pflug“ (JELLINEK 1950: 37).

Die Nähe zum bäuerlichen Land und die lebensbehahende Tatkraft bleiben jedoch Weynas Ziele. Er will sich in dieser Umgebung behaupten: „Das war es ja, was er anstrebte: von ihnen als Gleichstarker genommen zu werden – auf seinem Felde. Nur der Starke hatte ein Recht an dieser üppigen Heimat“ (JELLINEK 1950: 44).

Als er herausfindet, dass seine Frau ihn mit einem inhaftierten und des Mordes angeklagten Bauern betrogen hat, resigniert er. Er erkennt die Vergeblichkeit seines Kampfes. Die städtische Bildung ist dem bäuerlichen Leben unterlegen: „Fruchtlos all der Kampf seiner Gehirnwindungen gegen die Muskelstränge dieser dampfenden Tiere – er war besiegt“ (JELLINEK 1950: 52). Erst als er seine Frau vor den Augen des Dorfes ermordet, um den Ehebruch zu sühnen, wird er plötzlich einer von ihnen. Er ist dem Gesetz des bäuerlichen Lebens gefolgt und hat die Welt der bürgerlichen Bildung verlassen, in der auf Ehebruch nicht der Tod folgt: „Weynar stand vor der Leiche seines Weibes. Ihm war leicht zumute. Er hatte kraftvoll gehandelt wie ein Bauer“ (JELLINEK 1950: 66).

Jellinek bezieht hier eindeutig Position für die Natur und ihre immergültige und ewige Wahrheit und Stärke, dabei setzt er nahezu das Gute und die Natur in eins.

5 Schlussbetrachtung

Jellinek mythisiert seine mährische Heimat, die er schon in frühen Jahren verlassen und in der er als Erwachsener nie gelebt hat. Das mährische Land wird dabei zur Projektionsfläche für die ewigen Werte, für das Richtige und Gute. Die Natur selbst wird zum Sinnbild für Kraft, Wahrheit und Stärke. Die durch den Untergang der Donaumonarchie in Zweifel stehenden Werte erhalten im Kontext des bäuerlichen Lebens zeitlose Wertigkeit. Jellinek vereinfacht komplexe Konfliktlagen zu immer wiederkehrenden Kontrastpaaren. Völlig absehend von politischen Ereignissen, die keinen Niederschlag in seinen Werken finden, idealisiert er das zeitlose bäuerliche Leben.

Die Frau nimmt dabei eine ambivalente Rolle ein, auf der einen Seite wird sie, da enger als der Mann mit der Natur verbunden, mit positiven Attributen belegt, auf der anderen Seite wird sie als gewissenlos, triebgesteuert und untreu dargestellt. Die männlichen Hauptpersonen sind leidende, passive, ihrem Schicksal ergebene Männer, denen jedoch schlussendlich durch das Schicksal Gerechtigkeit zuteil wird.

Vorsichtig und mit dem Bewusstsein der Problematik einer solchen autorenlastigen Übertragung, könnte man die Vermutung äußern, dass Jellineks Figuren und Novellen ein Abbild der moralischen Vorstellungen ihres Schöpfers sind. Denn, wie der Autor selbst, der Zurückhaltende, schweigsam Duldende, sind auch seine Helden eigentlich Antihelden: es sind die Schwachen, die Duldenden und die Leidenden. Ihnen setzt Jellinek ein Denkmal, ihnen wird seine ganze Sympathie zuteil, ihrer Schwäche lässt er die Genugtuung der moralischen Überlegenheit zukommen (vgl. KREJČÍ 1967: 102).

Literaturverzeichnis:

- EISNER, Pavel (1931): Moravské postavy německého novelisty. In: Lidové noviny, 17.12.1931.
- GINZKEY, Franz Karl (1950): Vorwort. In: Jellinek, Oskar: Gesammelte Novellen. Wien: Paul Zsolnay, S. 5-25.
- IGGERS, Wilma (Hrsg.) (1986): Die Juden in Böhmen und Mähren. Ein historisches Lesebuch. München: Beck.
- JELLINEK, Oskar (1925): Der Bauernrichter. Leipzig: Koehler & Amelang.
- JELLINEK, Oskar (1926): Die Mutter der Neun. Berlin. Paul Zsolnay.
- JELLINEK, Oskar (1930): Das ganze Dorf war in Aufruhr. Wien: Paul Zsolnay.
- JELLINEK, Oskar (1933): Die Seherin von Daroschitz. Novelle. Wien: Paul Zsolnay.
- JELLINEK, Oskar (1938): Die Geistes- und Lebenstragödie der Enkel Goethes. Ein gesprochenes Buch. Wien: Paul Zsolnay.
- JELLINEK, Oskar (1950): Gesammelte Novellen. Wien: Paul Zsolnay.
- JELLINEK, Oskar (1952): Gedichte und kleine Erzählungen. Wien: Paul Zsolnay.
- HOFMANNSTHAL, Hugo (1927): Das Schrifttum als geistiger Raum der Nation. München: Verlag der Bremer Presse.
- JARKA, Horst (1971): Die Gerichtsthematik bei Oskar Jellinek (1886-1949). In: Seminar. A Journal of Germanic Studies. Jg. 7, Nr. 3. (Toronto: University of Toronto Press), S. 216-235.
- KREJČÍ, Karel (1967): Oskar Jellinek. Leben und Werk. (22.1.1886 – 12.10.1949). Diss., Univ. J. E. Purkyně, Brno.
- KUCHER, Primus-Heinz (Hrsg.) (2007a): Literatur und Kultur im Österreich der Zwanziger Jahre. Bielefeld: Aisthesis-Verlag.
- KUCHER, Primus-Heinz (2007b): „Eine der stärksten Zeiten der Weltgeschichte“ (R. Musil). Der Umbruch 1918/19 und der Anbruch der 20er Jahre in der Wahrnehmung bei Hermann Bahr, Karl Kraus, Arthur Schnitzler, Hugo v. Hofmannsthal und Eugen Hoefflich. In: Literatur und Kultur im Österreich der Zwanziger Jahre. Hrsg. v. Primus-Heinz Kucher. Bielefeld: Aisthesis-Verlag, S. 47-61.
- LEIß, Ingo/STADLER, Hermann (1997): Deutsche Literaturgeschichte. Wege in die Moderne 1890-1918, Bd. 8. München: dtv.

- MAGRIS, Claudio (2000): Der habsburgische Mythos in der österreichischen Literatur. Übers. v. Madeleine von Pásztory, Renate Lunzer u.a.. Neuausg. Wien: Zsolnay.
- MUNZAR, Jiří (2003): Oskar Jelinek. In: Lexikon deutschmährischer Autoren. Hrsg. v. Ingeborg Fiala-Fürst u. Jörg Krappmann. Olomouc: Palacký-Universität. (Loseblattsammlung).
- PERKONIG, Josef Friedrich (1934): Der Schinderhannes zieht übers Gebirg. München: Albert Langen/Georg Müller.
- SCHMIDT-DENGLER, Wendelin (1995): Abschied von Habsburg. In: Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur. Hrsg. v. Bernhard Weyergraf. Band 8: Literatur der Weimarer Republik. München: dtv, S. 483-548 (= dtv. 4350).
- STRELKA, Joseph Peter (1998): Die österreichische Exilliteratur seit 1938. In: Geschichte der Literatur in Österreich von den Anfängen bis zur Gegenwart. Hrsg. v. Herbert Zeman. Bd.7: Das 20. Jahrhundert. Graz: Akademische Druck u. Verlagsanstalt, S. 221-429.
- SPRINGENSCHMID, Karl (1935): Da lacht Tirol. Geschichten aus dem Tiroler Volksleben. Stuttgart: Francke.
- THIEBERGER, Richard (1952): Nachwort. In: Jelinek, Oskar: Gedichte und kleine Erzählungen. Wien: Paul Zsolnay, S. 333-342.
- VESELÝ, Jiří (2003a): Marie von Ebner-Eschenbach. In: Lexikon deutschmährischer Autoren. Hrsg. v. Ingeborg Fiala-Fürst u. Jörg Krappmann. Olomouc: Palacký-Universität (Loseblattsammlung).
- VESELÝ, Jiří (2003b): Jakob Julius David. In: Lexikon deutschmährischer Autoren. Hrsg. v. Ingeborg Fiala-Fürst u. Jörg Krappmann. Olomouc: Palacký-Universität (Loseblattsammlung).
- VON WIESE, Benno (1963): Novelle. Stuttgart: Metzler (= Sammlung Metzler 27).
- ZETTL, Walter (1998): Literatur in Österreich von der Ersten zur Zweiten Republik. In: Geschichte der Literatur in Österreich von den Anfängen bis zur Gegenwart. Hrsg. v. Herbert Zeman. Bd.7: Das 20. Jahrhundert. Graz: Akademische Druck- u. Verlagsanstalt, S. 13-220.

EKKEHARD W. HARING

Von der ‚Entartung‘ zur ‚Nervenhygiene‘. Die Pathologie der Großstadt im zionistischen Diskurs um 1900

Der vorliegende Beitrag untersucht die Zusammenhänge von medizinischen, soziologischen und ideologischen Debatten in den frühen Identitätswürfen der zionistischen Bewegung. Ausgehend von Nordaus und Herzls gesellschaftskritischen Diagnosen zur Großstadt wird nach der Funktion der Krankheits-Metaphorik innerhalb utopischer Heilskonzeptionen gefragt.¹

Die ‚städtische Welt‘ in allen ihren Erscheinungsformen figuriert in der Moderne nicht nur als Ort gesellschaftlicher Innovation, Komfortabilität und Erlebnisdichte, sondern auch als ein Ort, dem das Kranksein eingeschrieben ist. Vor allem der Topos von der pathogenen Großstadt bedient seit Ende des 19. Jahrhunderts Interessen verschiedenster ideologischer und ästhetischer Ausrichtung, wobei die Ursache der Krankheiten längst nicht mehr nur am Paradigma einer vom ursprünglichen Naturzustand entfernten Zivilisation abgeleitet wird (wie das die anthropologisch-ganzheitliche Medizin des 18. Jahrhunderts zu tun pflegte), sondern von komplexen gesellschaftlichen Interpretationen (vgl. ANZ 1989: 43).

Ausgehend von der Tatsache, dass um 1900 die überwiegende Mehrzahl der jüdischen Bevölkerung Deutschlands und Österreichs in den größeren Städten lebte (MEYER 2000: 59f.), darf der Erfahrungsraum ‚städtische Welt‘ als besonders repräsentativ für die jüdische Sozialentwicklung angesehen werden. Namentlich in den Großstädten zeigten sich die Tendenzen des Wandels – der Assimilation, der Emanzipation, des Traditionsverlusts etc. – am deutlichsten und nicht zuletzt hier fand auch der Zionismus zu den Grundanschauungen seiner vielschichtigen Diskussionen.

Von Beginn an stand der Zionismus als eine Sozialtechnologie an der Schnittstelle moderner Ambivalenzen. Diejenigen, die sich ihm anschlossen, suchten mit oft hohem persönlichem Engagement einschneidende Veränderungen im Zusammenleben von Juden und Nichtjuden herbeizuführen. Doch – wie sich zeigen lässt – führte dieses Engagement nicht nur an die prekären Schnittstellen der Gesellschaft – der Schnitt ging mitten durch die Selbstentwürfe der zionistischen Reformier hindurch.

¹ Dieser Beitrag basiert auf einem Vortrag, der im Okt. 2007 auf dem 9. Medizinhistorischen Kolloquium der MedAk Dresden gehalten wurde. Vertiefende Einblicke der hier berührten Aspekte finden sich in meinem Artikel *Die städtische Welt im Kontext der zionistischen Literatur* in HEIDEL 2008.

Beispielhaft dafür ist die geistige Biografie Max Nordaus (eigtl. Simon Maximilian „Simcha“ Südfeld; 1849-1923). Der als Sohn eines Rabbiners in Pest geborene Autor galt gegen Ende des 19. Jahrhunderts als einer der meistgelesenen Feuilletonisten des deutschsprachigen Raumes. Im Jahre 1894 erscheint unter dem lapidaren Titel *Entartung* eine der folgenreichsten kulturkritischen Schriften aus der Feder Max Nordaus. Der Verfasser, nebenbei Freund und Hausarzt Theodor Herzls (1860-1904), widmet sich darin gesellschaftlichen und kulturellen Phänomenen seiner Zeit, um sie – und das ist entscheidend – als Arzt zu diagnostizieren. Auf der Grundlage von statistischen Daten stellt Nordau eine Verbindung her zwischen dem Wachstum der Städte und der Bevölkerungszahl, dem Ausbau von Verkehrsnetzen, der Expansion des Handels, der Arbeitsproduktivität und der Informationstechnologie mit einer „beständigen Zunahme der Verbrechen, des Wahnsinns und der Selbstmorde“. Schlüssig heißt es hier: „Mit dem Wachstum der Großstädte gleichlaufend ist die Vermehrung der Entarteten aller Art“ (NORDAU 1892: Bd. I, 67 u. 75). Hysteriker, Neurastheniker, insbesondere aber anpassungsunfähige Individuen: Maler, Dichter, Komponisten, Philosophen, Kritiker, Propagandisten oder Provokateure, künstlerische Bewegungen oder Schulen – sie alle stellt Nordau unter Pathologieverdacht, denn sie verfehlen die Normalität, können nicht Schritt halten mit den Entwicklungen ihrer Zeit und werden so zu „sozialschädlichen Elementen“ (NORDAU 1892: Bd. II, 526f.). Die städtische Welt mit ihren komplexen Anforderungen wird hier in Umkehrung der üblichen Argumentation nicht zur Produzentin von Krankheit, sondern zum Prüfstein für die Stärke und Anpassungsfähigkeit des Einzelnen. Als „Therapie“ schlägt der Autor soziale Ausgrenzung der unverbesserlich Entarteten oder – im Falle der nur „leicht Erkrankten“ – soziale Reintegration vor (NORDAU 1892: Bd. II, 543ff.). Auch an anderen Stellen vernimmt man die Argumentation des Sozialdarwinisten. Am Ende des 20. Jahrhunderts, so Nordau, wird wahrscheinlich ein Geschlecht stehen,

[...] dem es nicht schaden wird, täglich ein Dutzend Geviertmeter Zeitungen zu lesen, beständig an den Fernsprecher gerufen zu werden, an alle fünf Weltteile zugleich zu denken, halb im Bahnwagen oder Flugnachen zu wohnen und einem Kreis von zehntausend Bekannten, Genossen und Freunden gerecht zu werden. Es wird in der Millionenstadt Behagen zu finden wissen und mit seinen riesenstarken Nerven den kaum zu zählenden Anforderungen des Lebens ohne Hast und Aufregung entsprechen können. (NORDAU 1892: Bd. II, 527f.)

Nordau hat das Konzept der *Entartung* in den folgenden Jahrzehnten unverändert beibehalten und in seinen journalistischen Arbeiten an zahllosen Beispielen exemplifiziert. Erwähnt sei insbesondere sein Artikel *Die neue Rasse*, ein Feuilleton

über Paris, in welchem Nordau die Beschleunigung des städtischen Alltagslebens, die galoppierenden Veränderungen und Konsequenzen für die Menschengattung beschreibt, eine „im elektrischen Lichtmeer geborene [...] Menschengattung“, die er für nicht fortpflanzungsfähig hält (NORDAU 1906: 11). Wichtig ist hier aber v.a. die konsequente Anwendung medizinischer Begriffe auf soziologisch kulturkritische Betrachtungen. Nordau ist gewiss nicht der Erfinder des Verfahrens ‚Krankheit als Metapher‘, wohl aber einer ihrer wichtigsten Wegbereiter in der Journalistik des 19./20. Jahrhunderts.

Als enger Freund Theodor Herzls und gefeierter Redner hat Nordau die Entstehung der zionistischen Bewegung in ihren Anfängen entscheidend mitgeprägt. Maßgeblichen Anteil hat er an der berühmten Erklärung des 1. zionistischen Weltkongresses 1897: „Der Zionismus erstrebt für das jüdische Volk die Schaffung einer öffentlich-rechtlich gesicherten Heimstätte in Palästina“, die als *Baseler Programm* dann am 30.8.1898 verabschiedet wird. In seinen Kongress-Reden wendet er bevorzugt auch das Verfahren medizinischer Beurteilung an: Angesichts des Antisemitismus, der schlechten Situation der Juden in Osteuropa und der „sittlichen Judennot“ in westeuropäischen Großstädten diagnostiziert er den „Krebsschaden“ der Juden am Ausgang des 19. Jahrhunderts, um daraus die Notwendigkeit des Zionismus abzuleiten (NORDAU 1909: Bd. I, 64). Von besonders nachhaltiger Wirkung ist Max Nordaus Rede auf dem 2. Zionistenkongress, die den inneren Zustand der Juden in den Blick rückt und das therapeutische Angebot ‚Zionismus‘ präzisiert: in sittlicher Hinsicht durch Auffrischung der Volksideale, und körperlich durch die physische Erziehung des Nachwuchses zu einem neuen Muskeljudentum (NORDAU 1909: Bd. I, 83). Der hier zum ersten Mal propagierte Begriff des „Muskeljudentums“ führt in den folgenden Jahren zur Gründung von zionistischen Turn- und Sportvereinen, die v.a. in den Städten großen Zulauf finden (vgl. JALOWICZ 1901a: 835-838; ZIRKER 1903: 757-762).

Nordaus Konzept, die Leiden der Assimilation bzw. die Folgen des Antisemitismus zu kurieren, rief Juden dazu auf, bewusst eigene Stärken aufzubauen und zu beweisen. Unter sozialdarwinistischen Gesichtspunkten bedeutete sein zionistisches Verständnis eine Allianz der Starken, die für die jüdische Gemeinschaft sowohl nach innen als auch nach außen heilstiftend wirken sollte. Darin sekundierte er sicherlich auch den Herzlschen Intentionen eines eigenständigen *Judenstaates*, dessen Grundzüge im gleichnamigen Manifest 1896 als *Versuch einer modernen Lösung der Judenfrage* festgeschrieben worden waren: Beide – Nordau und Herzl – sahen im Antisemitismus nicht nur einen unbequemen Feind, sondern auch einen Verbündeten im Kampf gegen die Assimilation und deren Folgen. Herzls Gesundheitspolitik forderte „in der Zukunft starke Geschlechter“ (HERZL 1896:

53). In seinen Tagebüchern spricht er von „Gesundheitsmaßregeln“, die vor der Verschiffung nach Palästina zu treffen seien: „Hüben noch heilen die Ansteckenden. Wir werden Abfahrtspitäler (Quarantänen) haben, Bäder, Kleideranstalten vor Abfahrt“ (HERZL 1922: 38). Hatte Nordau strikte soziale Selektion gefordert, so klingt auch Herzls Idee eines Gesundheits-Purgatorio nicht ganz unproblematisch. Im gleichen stenografischen Stil heißt es weiter im Tagebuch: „Übrigens erziehe ich alle zu freien starken Männern [...]. Erziehung durch Patriotenlieder und Makkabäer, Religion, Heldenstücke im Theater, Ehre usw.“ (HERZL 1922: 44).

Im Übrigen sollten bestehende Strukturen der westlichen Gesellschaft übernommen und optimiert werden: Dazu gehörten nicht zuletzt kommunale Einrichtungen, Verkehr und Städtebau. Statt der Gründung eines Agrar-Entwicklungslandes plante Herzl einen Staat mit leistungsfähiger Industrie und Städten, welche das kulturelle Leben einer Metropole zweckmäßig mit dem Interieur einer Gartenstadt kombinierten.² Im Vertrauen auf diese Optimierung versprach der *Judenstaat* keine Neuverteilung der Produktionsverhältnisse, sondern „glücklichere Arbeitszustände“ (HERZL 1896: 108).

Die Illustration dieses Entwurfs lieferte Herzl in Form seines utopischen Romans *Altneuland* (1902). Der junge Friedrich Löwenberg verbringt sein Leben untätig im Milieu der Wiener Caféhäuser; blasse, kranke Menschen umgeben ihn, wie so viele Juden seiner Generation gehört er zum „jammervollen Überfluss an studierten Leuten“ ohne berufliche Perspektive (HERZL 1902: 21). Als die von ihm heimlich geliebte Ernestine, Tochter eines wohlhabenden assimilierten Juden, als ‚gute Partie‘ an einen Brünner Kaufmann verlobt wird, verliert sein Leben allen Sinn. Friedrich kehrt dieser Welt den Rücken und nimmt ein Engagement an, das ihn als Reisebegleiter eines saturierten Millionärs auf eine entlegene Insel führt. Als die beiden nach 20 Jahren eine Reise unternehmen und in Palästina Station machen, stellen sie fest, dass sich die Welt in ihren Grundfesten gewandelt hat: Sie finden einen Judenstaat vor, der zu den führenden Nationen zählt: blühende Städte, Wohlstand, soziale Einrichtungen, technischer Fortschritt, imposante, unverbrauchte Naturreserven und mondäne Erholungsstätten von internationalem Ruf, gesunde, selbstbewusste schöpferische Menschen (in den Städten, Dörfern, Fabriken und sogar in der Strafkolonie!); die wichtigste Feststellung der Entdeckungsreise jedoch lautet:

² „Aber nicht nur Paris, Florenz usw. kopieren, auch einen jüdischen Stil suchen, der die Erleichterung und Freiheit ausdrückt. Freie, heitere Hallen, säulengetragen. Luftzonen zwischen Städten machen. Jede Stadt gleichsam großes Haus, das im Garten liegt. In den Luftzonen darf es nur Ackerbau, Wald usw. geben. Dadurch verhindere ich hypertrophische Großstädte, und die Städte sehen früher bewohnt aus.“ (HERZL 1922: 52)

Der Antisemitismus ist dank der positiven Ausstrahlung dieses Judenstaates weltweit verschwunden!

Diese allzu utopische Idee, die sich in der aufbauenden Entwicklung des Helden Friedrich Löwenberg vom schwächlichen Großstadt-Assimilanten zum gefestigten Mitglied einer starken jüdischen Gemeinschaft spiegelt, wird vom Autor Herzl mit entsprechender Metaphorik unterlegt. Der Leser findet fast auf jeder Seite der Reiseschilderungen Hinweise auf „das gesündeste und stärkste Leben“ im *Altneuland* (HERZL 1902: 211). Die enge Beziehung, in der *Altneuland* zu einem anderen utopischen Entwurf steht, sei hier nur am Rande erwähnt: Herzl griff beim Verfassen seines Romans auf die Vorlage *Freiland* von Theodor Herzka zurück.

Eine von vielen Antworten aus dem zionistischen Umfeld lieferte 1902 der praktizierende Wiener Arzt Martin Engländer mit seiner Schrift *Die auffallend häufigen Krankheitserscheinungen der jüdischen Rasse*. Engländer zeichnet in seinem Überblick zunächst das Bild des ostjüdischen Getto- und Schtetljuden, indem er sich auf authentische Erfahrungsberichte von Fachkollegen wie Max Mandelstamm u.a. stützt. Sein Befund:

[...] verjagt, in kleine Flecken und Städtchen wie eine Herde zusammengetrieben und eingepfercht unter aufgezwungenen Verhältnissen, die den Anforderungen der Hygiene direkt ins Gesicht schlagen, verkümmern im reichsten der Reiche die Ärmsten der Armen. Diese Ghettoflecken sind die alten Schandflecke barbarischer Kultur. (ENGLÄNDER 1902: 8)³



Abb.: E.M. Lilien: *Zionistischer Traum von der eigenen Scholle* („Vom Ghetto nach Zion. Gedenkblatt für den 5. Zionistenkongress 1901“), aus d. Ausstellungskatalog des Jüdischen Museums Wien E.M. Lilien. Jugendstil, Erotik und Kulturzionismus 1998, S. 8)

³ Engländer zitiert hier aus Max Mandelstamms Referat über die Körperliche Hebung der Juden, gehalten auf dem IV. Zionistenkongress in London.

Für den Arzt Martin Engländer machen Lebensweise und Ernährung der Ostjuden verständlich, „warum die große Menge [...] körperlich so verkommen ist“. Enger Brustumfang, dafür viel zu großer Schädelumfang verleihen diesen Gettobewohnern – aus Sicht des Zionisten – eine geradezu groteske und um nichts weniger problematische Gestalt. Das Fazit Engländers: „Diese infolge ungenügender Muskel- und Knochenentwicklungen engbrüstigen Juden mit den schlecht entwickelten Atmungsorganen, bei nicht genügender Ernährung und unter der Infection leicht zugänglicher Verhältnisse lebend, verfallen der Tuberkulose in enormer Zahl“ (ENGLÄNDER 1902:12). Die Ausführungen des zionistischen Arztes Engländer über die ostjüdische Welt bilden nur den einleitenden, jedoch keinesfalls brisanten Teil seiner Studie. Der eigentlich mobilisierende Impuls seiner Untersuchung gilt den jüdischen Zeitgenossen der westlichen Welt. Ihnen bescheinigt er – trotz der vergleichsweise besseren Lebensverhältnisse – eine „bedenkliche Entartungsstufe“ (ENGLÄNDER 1902: 15). Die städtische Welt mit ihren gesteigerten Verkehrsmitteln, Besitzverhältnissen und Daseinskämpfen beanspruche, ja überfordere die Konstitution ihrer Bewohner auf besondere Weise:

Dieses Kämpfen, Hasten und Treiben, Jagen nach Glück konnte nicht spurlos an den Nerven der Menschen vorübergleiten. Das materielle Kapital wurde auf Kosten des Nervenkapitals errungen. Breite Schichten der heutigen Gesellschaft aller europäischen und namentlich amerikanischen Staaten wurden nervös und neurasthenisch. (ENGLÄNDER 1902: 16)

Insbesondere aber konstatiert Engländer für die Juden ein „auffallend hohes Kontingent“ an Nervösen, Neurasthenikern, Hysterikern und Geisteskranken in der Gesellschaft (und zudem auch ein signifikant hohes Aufkommen an Glaukom-Patienten und Diabetikern) und stützt sich dabei auf die Untersuchungen namhafter Autoritäten wie Krafft-Ebing, Erb, Bouveret, Kraepelin, Noorden, Vossius u.a. Im Fortlauf seiner Darlegungen diskutiert der Verfasser die wichtigsten Lehrmeinungen über Ursachen und Interpretation dieser „jüdischen Krankheiten“ (Ist die Nervosität angeboren oder erworben? Sind Juden als Rasse prädisponiert? Welche Rolle spielen die verbreiteten Argumente der Inzucht und der beruflich bedingten Pathogenese? etc.). Als praktischer Arzt lässt es sich Engländer am Schluss seiner Studie nicht nehmen, den Lesern prophylaktische Maßregeln zu Erziehung, Berufs- und Partnerwahl, zur Einrichtung des Lebenswandels und zur Ernährung mit auf den Weg zu geben. Sein Schlusswort ist ein eindringliches Plädoyer, die „nervenverbrauchten Städter“ mittels gesunder, kräftiger bodenständiger Acker- und Landarbeit zu kurieren. Programmatisch heißt es hier: „Die Juden brauchen zu ihrer

Für die Zionisten gab es im Wesentlichen zwei Möglichkeiten, um gegen die scheinbar schädlichen Auswirkungen der städtischen Welt vorzugehen. Die erste bestand in der Schaffung einer eigenen „Heimstätte“ unter Vermeidung nachteiliger Faktoren. Eine Alternative zu dieser – vorerst utopischen – Lösung lag in der Regeneration des an Körper und Geist als krank erachteten Juden. Oder wie etwa Hermann Jalowicz präziserte: das „krankhaft durchgeistigte Judenvolk“ solle durch körperliche Betätigung der Gesundheit zugeführt werden (JALOWICZ 1901b: 62f.).

Allen diesen Vorstellungen von einer ‚Heilung der jüdischen Pathologie‘ lag die Annahme zugrunde, dass die gegen Juden vorgebrachten Vorurteile nicht ganz falsch seien (HÖDL 1997: 282f.). Selbst unvoreingenommene Handbücher wie Mosse/Tugendreichs *Krankheit und soziale Lage*, bestätigten „die Neigung der jüdischen Rasse zu psychischen Affektionen“ (MOSSE/TUGENDREICH 1912: 404f.). Der Zionismus suchte diesen ohnehin verschwommenen Vorstellungen durch Widerlegung oder Eingrenzung der Problemzonen zu begegnen. In diesem Sinne stand die Ausdifferenzierung der jüdischen Krankheitsbilder nicht nur im Dienste einer Selbstlegitimation – Zionismus als Heilmethode –, sondern war vorrangig der Ausdruck einer Identitätssuche ex negativo: Eine Suche, die freilich nicht immer zu einer Entkräftung der Vorurteile führte, und statt dessen oft nur die Diskussion prolongierte. Einer der hartnäckigsten Vorwürfe, die These von der jüdischen Degeneration, wurde so z.B. noch belebt, obwohl sie in der zeitgenössischen Forschung längst zu den Auslaufmodellen gehörte.

Schon 1902 ist die zionistische Bewegung in sich gespalten. Hinsichtlich der aufgeworfenen ‚jüdischen Frage‘ gibt es nicht nur ein breiteres Spektrum an Antworten, sondern auch grundsätzlich verschiedene Orientierungen. Die Diskussionen ‚jüdischer Krankheiten‘ werden in der Folgezeit fortgesetzt, gestützt auf eine Vielzahl an demografischen bzw. statistischen Erhebungen. So werden u.a. die prozentualen Anteile jüdischer Geisteskranker, Epileptiker, Syphilitiker, Alkoholiker, Neurastheniker auf der Basis nationaler oder konfessioneller Vergleiche ausgewertet und interpretiert.⁴ Der Schweizer zionistische Arzt Rafael Becker zieht zu seiner Auswertung jüdischer Geisteskrankheiten sogar europaweite Statistiken hinzu, um die These einer ‚jüdischen Prädisposition‘ zu diskutieren und zu entkräften. Die Statistiken (deren Objektivität nur selten angezweifelt wird) bescheinigen den Juden in fast allen Krankheitsbereichen Spitzenreiterpositionen, dennoch kommt

⁴ Eine besondere Rolle als Datenquelle spielte dabei das Berliner Büro für Statistik der Juden bzw. die Zeitschrift für Demographie und Statistik der Juden (ZfDSJ), die der „Judenfrage mit den „exakten Methoden der Statistik“ beizukommen versuchte (vgl. COHEN 1905: 11-14; GUTMANN 1925: 34-44).

Becker zu interessanten Ergebnissen: Ihm zufolge ist diese Häufigkeit ein Ausdruck „besonderer positiver Eigenschaften des jüdischen Lebens“ – wofür letztlich nicht innere Anlagen, sondern die äußeren psychischen Bedingungen verantwortlich seien (BECKER 1919: 19). Wie viele seiner zionistischen Mitstreiter stützt sich auch Becker auf Alfred Adlers Darlegungen *Über den nervösen Charakter* (1912), der die Entstehung von Neurosen aus einem (gesellschaftlich geprägten) individuellen Gefühl der Minderwertigkeit ableitet.

Mit der Zustandsanalyse der westjüdischen Verhältnisse und den daran angelehnten pathogenen Befunden gerät die städtische Welt noch einmal neu ins Blickfeld. Geprüft werden nun v.a. mögliche krankheitsbegünstigende Faktoren: Berufseinschränkungen, soziale Staffelung, Stadt-Land-Gefälle, Taufe, Mischehe, Fruchtbarkeit, Sexualität, Säuglingssterblichkeit, Erziehung, Bildung, Selbstmord, Kriminalität, Mortalität und Morbidität – so heißen die Argumente, aus denen zionistische Autoren wie Arthur Ruppin oder Felix A. Theilhaber ihre komplexen Schlussfolgerungen ziehen. An die Stelle der Ärzte sind nun Soziologen und Nationalökonomten getreten. Felix Theilhaber z.B. verkündet 1912 den *Untergang der deutschen Juden*, unter Berufung auf soziologische Studien: Das Judentum sei in Deutschland weitgehend in den Großstädten konzentriert, die traditionsbewahrenden Dorfgemeinschaften seien fast völlig verschwunden. In der Stadt aber habe sich aus ökonomischen Gründen die Familie mit zwei Kindern durchgesetzt, Taufe, Mischehe würden ein Weiteres dazu beitragen, den Untergang zu besiegeln (vgl. THEILHABER 1912: 3f.). Ähnliches hatte Ruppin bereits 1904 in seinem Standardwerk *Die Juden der Gegenwart* über die Zersetzung des Judentums angedeutet.

Ruppin schließlich ist es auch, der 1917 Herzls Programm hinsichtlich der „gesundheitlichen Auslese des Menschenmaterials“ kritisch revidiert. In seinen Augen ist das moderne Palästina auf Grund einer sich wandelnden Bevölkerungsstruktur ebenso von Krankheiten bedroht wie die europäischen Städte. Er ist nicht der einzige, der auf der Grundlage demografischer Überlegungen eine neue durchgreifende Sozial- und Gesundheitspolitik einfordert. David Arjeh Friedmann schließt sich dem an und schlägt ein nationales Volksgesundheitsamt vor (RUPPIN 1918: 381ff.; FRIEDMANN 1919/20: 492ff.).⁵ Vereinzelt erheben sich im Kontext des jungen Kulturzionismus auch Stimmen, wie David Katz, der die zerrissene jüdische Seele mit Natur kurieren möchte. Seine Idee *Jüdischer Jugendgärten* findet 1917 zwar nur wenig Resonanz, erfährt aber durch die agrar-utopischen Entwürfe David Aaron

⁵ Friedmann wie auch Ruppin verwenden eine Diktion, die sehr offensiv mit Begriffen wie ‚Menschenmaterial‘, ‚Ausmerzungen kranker Personen‘, ‚minderwertiger Körper‘ arbeitet.

Gordons v.a. nach dem Krieg eine gewisse Bestätigung (LEMM 1916: 319ff.; KATZ 1917: 678ff.).⁶

Mit Autoren wie Theilhaber, Ruppin und Friedmann wird der zionistische Anspruch einer heilwirkenden Therapie nicht unbedingt zurückgenommen, aber sichtlich relativiert: Keine Reterritorialisierung im ‚*Altneuland*‘ Herzls, keine Re-Generation im Sinne Nordaus oder Engländers; die ‚jüdische Frage‘ setzt nach ‚Balfour‘ (1917) neue Akzente: Damit wird auch die Heilserwartung, die sich bislang vorrangig auf den physischen Körper und die individuelle Gesundung richtete, nun auf größere Zusammenhänge gelenkt. In der Terminologie abstrakter Körperschaften – ‚Volkskörper‘, ‚Seele der Nation‘, ‚Organismus‘, ‚Menschenmaterial für Palästina‘, ‚Volkshygiene‘ – bleibt der Bedarf ärztlichen Zuspruchs zweifellos erhalten. Oder wie David Arjeh Friedmann formuliert:

Deshalb [...] muss jeder, der an die Zukunft unseres Volkes denkt, in Palästina wie im Galuth, schleunigst für die Wiederherstellung des nationalen Organismus Sorge tragen. Sonst könnte der Patient sterben, bevor der Arzt kommt. Wer kann denn sagen, ob nicht in Bälde Judentumsfrage und Judenfrage zur Frage des jüdischen Körpers werden? (FRIEDMANN 1919/20: 495)

Literaturverzeichnis:

- ANZ, Thomas (1989): *Gesund oder krank? Medizin, Moral und Ästhetik in der deutschen Gegenwartsliteratur*. Stuttgart: Metzler.
- BECKER, Rafael (1919): *Die Nervosität bei den Juden. Ein Beitrag zur Rassenpsychiatrie für Ärzte und gebildete Laien*. Zürich: Orell Füssli.
- COHEN, Arthur (1905): *Statistik und Judenfrage*. In: *Zeitschrift für Demographie und Statistik der Juden (ZfDSJ)*, Berlin, H. 3, S. 11-14.
- ENGLÄNDER, Martin (1902): *Die auffallend häufigen Krankheitserscheinungen der Jüdischen Rasse*. Wien: Pollak.
- FRIEDMANN, David A. (1919/20): *Ein nationales Volksgesundheitsamt*. In: *Der Jude*, Jg. 4, H. 11, S. 492-498.
- GUTMANN, M.J. (1925): *Krankheiten der Juden*. In: *Zeitschrift für Demographie und Statistik der Juden*, Berlin, H. 1, S. 34-44.
- HEIDEL, Caris (Hrsg.) (2008): *Naturheilkunde und Judentum (Reihe Medizin und Judentum Band 9)*. Frankfurt am Main: Mabuse-Verlag (voraussichtl. 2008).

⁶ Katz wie auch Gordon betonen den heilenden Charakter der „Arbeit an der Scholle“, die den Menschen zu einem ungebrochenen Selbstbewusstsein führe (KATZ 1917: 670f.). Gordons Konzept „Erlösung durch Arbeit“ fand in den 20er Jahren bei zionistischen Intellektuellen großen Zuspruch.

- HERZL, Theodor (1896): Der Judenstaat. Versuch einer modernen Lösung der Judenfrage. (Reprint Manesse Bücherei Zürich 1988). Wien, Leipzig: M. Breitensteins Verlagsbuchhandlung.
- HERZL, Theodor (1902): Altneuland. (Reprint haGalil.com 2004). Wien: Hermann Seemann Nachf.
- HERZL, Theodor (1922): Tagebücher 1895-1904. Bd. I. Berlin: Jüdischer Verlag.
- HÖDL, Klaus (1997): Die Pathologisierung des jüdischen Körpers. Wien: Picus.
- HOPPE, Dr. Hugo (1903): Sterblichkeit und Krankheit bei Juden und Nichtjuden (Teil IV). In: Ost und West, H. 12, S. 859-860.
- JALOWICZ, Hermann (1901a): Die Jüdische Turnbewegung. In: Ost und West, H. 11, S. 835-838.
- JALOWICZ, Hermann (1901b): Die körperliche Entartung der Juden, ihre Ursachen und ihre Bekämpfung. In: Jüdische Turnzeitung 5, S. 57-65.
- KATZ, David (1917): Jüdische Jugendgärten. In: Der Jude Jg. 2, Nr. 10, S. 678-682.
- LEMM, Alfred (1916): Großstadtkultur und Juden. In: Der Jude, Jg. 1, Nr. 5, S. 319-326.
- MEYER, Michael A. (Hrsg.) (2000): Deutsch-jüdische Geschichte in der Neuzeit. Bd. 4. München: C.H. Beck.
- MOSSE, Max/TUGENDREICH, Gustav (1912): Krankheit und soziale Lage. Bd. I. (Ausz. 1913). München: Lehmann.
- NORDAU, Max (1892): Entartung. 2 Bde. (Ausz. 1903). Berlin: Carl Duncker.
- NORDAU, Max (1906): Die neue Rasse. In: Neue Freie Presse, 16.10.1906, S. 6.
- NORDAU, Max (1909): Zionistische Schriften. Leipzig, Köln: Jüdischer Verlag.
- RUPPIN, Arthur (1918): Die Auslese des Menschenmaterials für Palästina. In: Der Jude 1917, Jg. 3, Nr. 8, S. 373-383.
- THEILHABER, Felix A. (1912): Der Untergang der deutschen Juden. In: Selbstwehr, Prag, 2.2.1912, S. 3f.
- ZIRKER, Max (1903): Fünf Jahre Jüdischer Turnerei. In: Ost und West, H. 11, S. 757-762.

GERHARD TRAPP
ALENA KOVÁŘÍKOVÁ

Bitteres Böhmen.

Zu Johannes Urzidils Erzählung *Die Frau mit den Handschuhen*

Im Rahmen der seit 1916 veröffentlichten über 70 Erzählungen Urzidils markiert Die Frau mit den Handschuhen eine Endphase, in welcher der im New Yorker Exil lebende Autor wieder verstärkt seine böhmische Herkunft thematisiert. Seine liebevolle und zugleich äußerst präzise Hinwendung zum eigenen familiären Hintergrund, authentisch oder fiktional, dient nicht einer verklärend-nostalgischen Rückschau, sondern deckt gravierende Probleme und Defizite im individuellen wie im gesellschaftlichen Leben seiner Protagonisten in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts auf. Der viel spätere Verlust der Heimat wurzelt, so eine mögliche Deutung, bereits hier im Scheitern von Liebe und Kommunikation zwischen konkreten Personen ebenso wie zwischen sozialen und nationalen Gruppen.

I

Diese Erzählung *Die Frau mit den Handschuhen*, die vorletzte im Werk Urzidils¹, fällt schon prima vista durch ihren Umfang und die Umstände ihrer Entstehung und Veröffentlichung aus dem Rahmen seiner früheren Prosa. Der Dichter beendete den Text als Manuskript am 29.9.1969² und äußert sich selbst hierzu in einer Briefkarte, die er am 27.12.1969 aus New York an Thilde Hoppe in Heidelberg schickte, die, selbst aus Eger [Cheb] stammend, mit den Örtlichkeiten der Erzählung vertraut war und mit Urzidil in Briefwechsel stand:

Immer, wenn ich Ihrer gedenke, sehe ich Weseritz [Bezdrůžice] im Dezember-Schnee vor mir, höre den hellen gellenden Lokomotiv-Pfiff über der Landschaft, gedenke der schönen Sommerwege rundum, zum Radicher Berg, zum Loewensteinschen Tiergarten, zur Ruine Guttenstein usw. Ich habe übrigens dieses Jahr eine neue längere Erzählung aufgrund meiner Familiendokumente, die sich hier befinden, geschrieben.

¹ Die letzte, 1970 niedergeschriebene Erzählung *Von Odkolek zu Odradek* findet sich ebenfalls in URZIDIL 1971.

² Vorwort zu der Erzählung, S. 239.

Die Hauptpersonen sind meine Vorahren, Arzt, Goldschläger, Lehrer und ihre Weiber³, die in Weseritz und Schippin [Šipín] lebten. Die Erzählung ist im handschriftlichen Konzept fertig, etwa 80 Seiten lang, muß aber noch ins Reine geschrieben und umstilisiert⁴ werden. Es ist eine symbolische, in die Abgründe der menschlichen Leidenschaften niedersteigende Erzählung.“⁵

Im Manuskript fand sich als Untertitel *Kalendergeschichte*, den der Verlag fallen ließ, wohl in der nachvollziehbaren Befürchtung, dass damit ein zu starker Akzent auf volkstümlich-didaktische Tendenzen traditioneller Kalendergeschichten, etwa in der Art Johann Peter Hebels, gesetzt würde. Im übrigen erscheint der Text in der unveränderten Form des Manuskripts. Inwieweit Urzidil in die Textgestalt noch redigierend eingegriffen hätte (er starb am 2.11.1970 auf einer Lesereise in Rom) bleibt ungewiss. Zweifellos übt aber die vorliegende, nicht vollständig geglättete Fassung in ihrer ursprünglichen erzählerischen Energie eine ganz eigene ästhetische Wirkung auf den Leser aus.

Im New Yorker Exil hatte Urzidil zunächst seine böhmischen Erzählungen zu Papier gebracht: 1956 *Die verlorene Geliebte*, 1960 das *Prager Triptychon*, 1962 Das *Elefantenblatt*, mit der Ausnahme seines in den USA spielenden einzigen Romans *Das große Halleluja* (1959). In seinen späteren, seit 1964 im Zürcher Verlag Artemis publizierten Erzählensammlungen mischen sich amerikanische und böhmische Schauplätze, nach 1967 wendet sich sein Interesse dominierend wieder seiner böhmischen Heimat zu, den wesentlichen Motiven seines Erzählens. Jene Heimat war damals wie viele andere östliche Territorien jenseits des Eisernen Vorhangs unzugänglich geworden, weitgehend aus dem Bewusstsein westlicher Gesellschaften verschwunden und dem Vergessen anheim gegeben. Gerade mittels seiner genealogischen Optik bewahrte Urzidil den böhmischen Kulturraum diskursiv im europäischen Gedächtnis. Fern jeder nur sentimental oder nationalistischen ‚Heimatliteratur‘ wurden diese Erzählungen ins Französische, Italienische sowie in andere Sprachen und seit 1985 auch ins Tschechische übersetzt.

Urzidils literarisches Werk ist stark (auto-)biografisch geprägt, wobei man jene Erzählungen, die in der eigenen Familiengeschichte der väterlichen Linie liegen, als Zentrum seines gesamten Schreibens wird ansehen können. Seine häufig gewürdigte Präzision und Tiefenstruktur bei der Darstellung historischer Vorgänge

³ „Weiber“ hier nicht pejorativ zu verstehen, sondern entsprechend dem Sprachgebrauch der erzählten Zeit um 1840.

⁴ „umstilisiert“: im heutigen hochdeutschen Sprachgebrauch als „ausgefeilt“ oder „ausformuliert“ zu lesen.

⁵ Ich danke Thilde Hoppe für die Überlassung des Schreibens und für etliche Hinweise.

oder Ereignisse, authentisch oder fiktional, seine Fähigkeit zur ‚Mnemopoetik‘, der intuitiven Verfügbarkeit genau verorteter Bilder, führen zu einer topografischen Hermeneutik, die zeittypische Ausgestaltung individueller Lebensläufe ebenso umfasst wie die kulturelle und soziale Physiognomie eines Raumes (Prags oder Böhmens im 19. und 20. Jahrhundert). Im Aufdecken und in der Darstellung solcher Erinnerungsspuren vergewissert sich der Autor seiner eigenen Abkunft und Identität, auf dem Hintergrund seines zum Dauerzustand gewordenen Exils schlechthin eine Frage des physischen und geistigen Überlebens.

Im letzten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts setzte sich der aus amerikanischen Untersuchungen entstandene Begriff der „mental map“ (vgl. SCHLÖGEL 2006: 243), also einer mentalen Landkarte, auch in Europa durch und bezeichnet eine Art Speicher im Kopf, der topografische Bilder und Eindrücke sammelt und unter bestimmten Voraussetzungen freisetzt. Urzidil schreibt mit solcher ethnografischer Akkuratess, denkt man nur an seine Schilderungen von böhmischen Häusern, Dorfkneipen, Landschaften, Bräuchen, Essgewohnheiten, Kleidung etc., belebt von diversen skurrilen Persönlichkeiten aus unterschiedlichen sozialen Schichten, aus engstem Familienkreis (z.B. sein Vater oder seine Stiefmutter) oder aus weitläufiger Verwandtschaft und Bekanntschaft: authentische, fiktionale oder ‚gemischte‘ Figuren. Vladimir Nabokovs bekannter Satz: „Ein Dichter liebkost die Einzelheiten“ findet bei Urzidil vielfache Bestätigung, ihre Fülle legitimiert Handlungen und Personen.

II

Auf diesem, hier nur knapp skizzierten Hintergrund, nimmt *Die Frau mit den Handschuhen* eine prominente Position ein.

Die Erzählung verfolgt die Lebensläufe von Urzidils Großvater (der väterlichen Linie) Johann Nepomuk Urzidil, geboren am 20. 8. 1813 in Holleischen [Holyšov], gestorben am 21.12.1894 in Haid [Bor], und seiner Ehefrau Barbara Hainl, geboren am 16.6.1814 in Weseritz [Bezdrůžice], gestorben am 1.8.1900 in Turnau [Turnov]. Die Eheschließung erfolgte am 28.10.1845 in Weseritz, aus der Ehe gingen 5 Kinder hervor, von denen zwei nach der Geburt starben. Familiengeschichtlich vernetzt ist unsere Erzählung mit anderen aus der Feder Urzidils: Therese Urzidil (1847-1920), Tochter von Johann Nepomuk und Barbara Urzidil, somit Tante des Autors, figuriert in der Erzählung *Die Rippe der Großmutter* (vgl. URZIDIL 1966: 213-265), sein Vetter Josef, Sohn der zweiten Tochter von Barbara, Aloisia Urzidil (1854-1922), spielt eine tragende Rolle in den Erzählungen *Flammende Ferien* (vgl. URZIDIL 1956: 55-80) und *Morgen fahr ich heim* (vgl. URZIDIL 1968: 177-222), und schließlich kennen wir das dritte überlebende Kind, Josef Urzidil (1854-1922), Vater von Johannes Urzidil, aus mehreren Erzählungen, vor allem aus *Stief und*

Halb (vgl. URZIDIL 1956: 35-53) und der Erinnerung *Väterliches aus Prag* (vgl. URZIDIL 1969: 5-29, zuerst in HÄRTLING 1968: 30-39).

Der Autor selbst weist in merkwürdiger Durchbrechung der historisch orientierten Erzählperspektive (Er-Form) in unvermittelter Ich-Form auf diese horizontalen und vertikalen familiären Querverbindungen in seinen Erzählungen hin (vgl. URZIDIL 1971: 272f.) – möglicherweise hätte er diesen an Eigenwerbung erinnernden Einschub bei einer Endkorrektur getilgt, zumal er sich schon vorher als „Berichterstatter, ein späterer Enkel jenes Johann“ (URZIDIL 1971: 244) offenbart hatte. Die Erzählung führt den Leser mit scharf profiliertem Einstieg unmittelbar in die Lebenswirklichkeit des Großvaters Johann Urzidil ein:

Am 31. März 1831 um zwei Uhr nachmittags stand ein siebzehneinhalbjähriger Jüngling mit einem Bündel und einer Papierrolle in der Hand im kühlen Nachmittagswind auf den von Giebelhäusern umkränzten Marktplatz des westböhmisches Städtchens Plan, nahe dem vor kurzem gegründeten Marienbad. (URZIDIL 1971: 241)

Wir werden zunächst Zeugen von Johannes ersten Schritten auf dem Weg zu einer Lehrerstelle, was ihm durch ein gutes Abgangszeugnis der Hauptschule in Plan [Planá] ermöglicht wurde. Aus armen Verhältnissen kommend, erlangt er eine Beschäftigung beim Kaplan Wondraschek in Michelsberg [Michalovy Hory], wo er neben dem Unterricht in sämtlichen Fächern einer einklassigen Schule mit bis zu vierzig Schülern in fünf Stufen auch an Sonn- und Feiertagen die Orgel in der St.-Annen-Kirche zu spielen hat. In einem winzigen, kärglich ausgestatteten Raum, der von der Leichenkammer der Pfarrei nur durch eine Bretterwand getrennt ist, findet Johann Unterkunft. Alte Kleidung konnte er von seinem eben verstorbenen Vorgänger übernehmen, entlohnt wurde er mit zwei Gulden monatlich und erhielt zu Schulbeginn und an Feiertagen Lebensmittel von Bauern und anderen wohlhabenderen Schülereltern. Wie in jener Zeit üblich, musste Johann auf Weisung seines Arbeitgebers, des fürsterzbischöflichen Konsistoriums in Prag, häufig die Schule wechseln. So wanderte er in den folgenden Jahren im Umkreis von Plan und Mies [Stříbro] durch sechs weitere Orte, bis er nach 1840 in das im Tepler Hochland gelegene Weseritz [Bezručice] kommt, wo sein Lebensweg eine neue Wendung nimmt. Der Erzähler markiert hier eine deutliche Zäsur.

Urzidil profiliert die sich herausbildende Persönlichkeit seines Großvaters auf eindrucksvolle Weise. Dabei kamen ihm gute Ortskenntnisse im südlichen Egerland zu Nutze, die er dort schon als Kind bei häufigen Aufenthalten unter kenntnisreicher Führung seines Vaters Josef Nepomuk Urzidil sammeln konnte, der selbst in Schippin [Šipín] geboren wurde. Der Autor hält sich eng an die historisch-biografischen

Fakten, die fast gänzlich dokumentarisch nachweisbar sind und bettet sie in ein Netz von höchst präzisen kultur- und sozialgeschichtlichen, kunsthistorischen und theologischen Beobachtungen, woraus ein realistisches, nicht-psychologisierendes Erzählen resultiert, das den heranwachsenden Lehrer Johann in seinem damaligen sozialen Umfeld deutlich situiert. So konstatiert er auch die fließenden Grenzen zwischen Deutschen und Tschechen hinsichtlich von Orts-, Flur- oder Familiennamen, die im Lauf der Zeit ihre Eindeutigkeit verloren hatten:

Der geistliche Herr [Wondraschek] war ja wohl, wie der Name besagte, ein Tscheche oder stammte vermutlich aus dem Tschechischen, was aber nichts bewies, denn er selbst, Johann, und seine Familie hatten ja auch einen tschechischen Namen [Urzidil] und lebten im tschechischen Holleischen und waren doch immer deutsch gewesen. Das ging in Böhmen überall durcheinander. (URZIDIL 1971: 246f.)

Vor dem Auge des Lesers entsteht so das behutsam gezeichnete Bild Johanns als eines bescheidenen, fleißigen und fügsamen jungen Mannes, der vor allem in seiner pädagogischen Tätigkeit mit wachsendem Erfolg und Geschick wirkt, weil er seinen Schülern mit Liebe und Strenge gegenübertritt. Der musisch hochbegabte Johann spielte nicht nur die Orgel, sondern auch Geige, Flöte und Kontrabass. Daneben entwickelte er Unterrichtsmaterialien zum Rechnen, zur Sprachlehre oder zur Landeskunde.⁶ Sein Ruf als ungewöhnliches Talent war so gefestigt, dass Johann noch etwa 100 Jahre später in einer Chronik in Bezug auf seine spätere Lehrtätigkeit in Schippin folgendermaßen gewürdigt wurde: „Der erste Lehrer war Vitus Schreil aus Weseritz. Unter den Nachfolgern verdient Johann Uřidil [der Name hier in tschechischer Schreibweise] Erwähnung. Er war ein glänzender Musiker und besaß ungewöhnliches Lehrgeschick“ (LERCH 1998: 196).⁷

Zwar schreibt Urzidil diese wie viele andere seiner böhmischen Geschichten mit unverkennbar nostalgischer Grundierung, wobei der Rückblick aus der Metropole New York in den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts ihm Anlass genug bot, den ruhigen Fluss des Lebens in den gesicherten Traditionen eines aufgeklärten Feudalismus zu würdigen, der zumal auf dem Land noch mit gesicherten religiösen Glaubensinhalten einherging. Dennoch wird eine solche Darstellung bei ihm ganz und gar nicht zu einer biedermeierlichen Idylle stilisiert, sondern als historische Epoche realistisch verstanden:

⁶ Diese Materialien sind erhalten geblieben und befinden sich im Nachlass von Johannes Urzidil am Leo-Baeck-Institute in New York.

⁷ Johann Urzidil wird auch in einem Aufsatz des Genealogen Oswald Frötschl erwähnt (vgl. FRÖTSCHL 2001: 117-120).

Dann gab es in den Dörfern die verbindenden Mächte des Geredes und der allen bekannten, aber niemals offen ausgesprochenen Untaten, es gab die Treuebrüche, die Unehelichkeiten, die blutschänderischen Geheimnisse, die sieben Todsünden in allen Varianten, es gab die Narren, die heulten, grell lachten oder irre dahinsangen auf den Fluren, es gab den Aberglauben, den übriggebliebenen Hexenglauben, die Heuchelei, die Frömmelei. (URZIDIL 1971: 257f.)

Auch Johann selbst wird nicht idealisiert, der Autor deutet Defizite an, die sich später verhängnisvoll auswirken sollen. Johann findet keinen Weg zum anderen Geschlecht, wird schon früh von den Mädchen abgewiesen, die sich über sein Aussehen lustig machen. Er kompensiert solche Niederlagen in der Welt der Musik, in intensiver Lektüre (Adalbert Stifter) und eben in seiner pädagogischen Arbeit. Alles in allem entsteht so das Porträt eines begabten, sensiblen aber auch introvertierten jungen Mannes.

Die Erzählung erreicht einen Wendepunkt, als Johann in Weseritz der „Tochter des Chirurgus Wenzel Hainl“ (URZIDIL 1971: 264) begegnet. Detailliert wird der Leser mit der familiären und beruflichen Geschichte des Arztes bekannt gemacht, der ein Stipendium des Fürsten Carl zu Löwenstein-Wertheim für ein Studium der Theologie dazu verwandte, in Prag Medizin zu studieren, was der Fürst ihm aber verzieh und ihm die Stelle eines Arztes auf seiner Herrschaft Weseritz einräumte. Aus der Ehe von Dr. Hainl, verheiratet mit der wohlhabenden Tochter eines Goldschmieds, geht Barbara hervor, die in großbürgerlichem Wohlstand aufwächst. Die mittlerweile fast Dreißigjährige ist dennoch unglücklich und zunehmend verbittert, weil sie in dem kleinen Ort keinen standesgemäßen Ehemann findet. Als Johann dort eintrifft, ergreift sie entschlossen die Initiative, auch wenn er als Grundschullehrer nicht unbedingt ihrem sozialen Rang entsprach. Johann, etwa gleichaltrig, kommt ihrem Werben zögerlich aber nicht ablehnend nach; er ist beeindruckt von einer quasi-feudalen Lebenswelt, die er jetzt kennenlernt, und Barbara versteht es geschickt, ihn in ihre Nähe zu ziehen.⁸

Dabei setzt der Erzähler eine Reihe deutlicher Signale destruktiver Charakterzüge Barbaras: „Doch hatte sich in ihrem Gesicht kurz nach dem fünfundzwanzigsten Geburtstag ein gewisser grausamer Zug eingenistet, den allerdings selten jemand bemerkte und den sie mit wollüstigen Blicken zu umschleiern verstand“ (URZIDIL 1971: 268). Kalte Gefährlichkeit wird in einer Szene grell beleuchtet, als Barbara den

⁸ Biografische Daten zu Barbara überliefert der Heimatforscher Sven Müller, dessen Mutter aus Weseritz stammte und mit der Familie Hainl verwandt war. Müller bezeichnet Barbara als seine „Altgroßtante“; vgl. die Website *Genealogie Sven Müller*. Er gibt außerdem einen Text von Anton Wanka über *Die Dokter-Bärbel aus Weseritz* wieder (WANKA 1984).

Pferdejungen ihres Vaters mit der lügenhaften Begründung bis aufs Blut auspeitscht, er habe sich an ihr vergreifen wollen. In seiner Naivität misst Johann diesem Verhalten keine Bedeutung bei, will solche Störfaktoren vermutlich auch nicht wahrnehmen. In dieser Phase der Erzählung nimmt der Autor einen Namenswechsel vor: aus Johann wird „Hansef“ (URZIDIL 1971: 269), eine Kontamination aus Johann und Josef, dem Vornamen des Vaters. Einen zufälligen Lapsus im Manuskript wird man hierin nicht sehen können, da Urzidil die Bezeichnung Hansef von hier an bis zum Ende durchgängig beibehält. Eine mögliche Lesart, wonach Hansef sich aus seiner Identität des früheren Johann löst, ist wenig überzeugend – eine stichhaltige Motivation für den Namenswechsel ist nicht erkennbar.

So schlittert Hansef 1845 in den von Barbara sorgsam kalkulierend mit dem „teleologischen Text“ (URZIDIL 1971: 272) eines Ehevertrags vorbereiteten Ehestand und „redete sich sogar ein, dass er die Barbara Hainl liebe, die nunmehr seinen Namen tragen würde und daher auch ihn lieben würde“ (ebd.). Drei Jahre später übernimmt er die Lehrerstelle im nahe gelegenen Schippin [Šipín]; Wohnort des Ehepaars bis 1860. Der Weiler, in dominierender Höhenlage umgeben von ausgedehnten Fluss- und Waldlandschaften, bestand zur Zeit von Hansefs Tätigkeit aus Kirche, Pfarrhaus, Forsthaus, Gasthaus und Schule und geht zurück auf eine im 14. Jahrhundert errichtete Wallfahrtskirche, die 1709 renoviert wurde und der hl. Barbara geweiht ist – die Wallfahrten galten einer Heilquelle in unmittelbarer Nähe.

Die erste Schule wurde 1788 für die Kinder der umliegenden Orte erbaut, 1893 erneuert und bestand bis 1946. Zwischen 1956 und 1967 wurde sie nochmals in Betrieb genommen und dann endgültig aufgelöst.⁹ Schippin hat sich bis in unsere Tage fast unverändert erhalten, die Kirche und das ehemalige Pfarrhaus sind neu renoviert. Schippin besetzt auch an anderer Stelle im erzählerischen Werk Urzidils, in der Erzählung *Der letzte Gast* (vgl. URZIDIL 1962: 189-206), den Ort eines verlorenen Paradieses, eines im klassischen Sinn ‚locus amoenus‘, zusammen mit dem allein ebenbürtigen Glöckelberg [Zadní Zvonková] im Böhmerwald.¹⁰

Wie kaum anders zu erwarten, führt die Einsamkeit und Abgeschiedenheit des Ortes die Ehe in eine sich verschärfende Krise. Der Erzähler deutet vielerlei Affären Barbaras mit sozial weit unter ihr stehenden Bauern, Holzknechten oder Handwerkern an, denn „vom vierzigsten an wurde sie immer wilder und gieriger

⁹ Diese und andere Informationen verdanken wir RNDr. Jiří Cais, Pilsen/Schippin.

¹⁰ Hier befindet sich seit einigen Jahren ein kleines Museum zur Geschichte des 1948 geschleiften Ortes und eine Dokumentation der häufigen Aufenthalte Urzidils zwischen 1933-1937; vgl. die Website *Museum Johannese Urzidila*.

und fand sehr bald Wege, alle Dörfer und besonders Einschichten der Umgebung unsicher zu machen“ (URZIDIL 1971: 275). Hansef, dem ihre Seitensprünge zu Ohren kommen, schweigt dazu und „betäubte sich mit Vertrauen“ (URZIDIL 1971: 277). In für seine Prosa kennzeichnenden girlandenartig ineinander greifenden Episoden schildert Urzidil eine bäuerlich-bürgerliche Umwelt, die auch den Klerus miteinschließt:

Daß es der Kralowitzer Tischler, der eine jahrelang bettlägerige Frau hatte, mit der Hausmagd trieb, wäre noch hingegangen, dass er aber mit dieser Magd neben seiner Frau im Ehebett schlief und diese seinem Treiben zusehen ließ, das schien schon ziemlich arg, obwohl die Frau, als sie einmal der Pfarrer besuchte, getrost davon erzählte und nichts dagegen einzuwenden hatte, ja sogar beichtete, dass sie den Anblick genussreich fand, was ihr als einzige Sündhaftigkeit bei der ganzen Geschichte erschien. (URZIDIL 1971: 276f.)

In ähnlicher Weise situiert er die Handlung in die Zeitgeschichte um 1848, die politischen Ereignisse, den Modernisierungsschub durch die Eisenbahn, die Entwicklung in den Großstädten Prag oder Wien. Von all dem scheint Schippin wenig berührt, allenfalls durch das demonstrative Verhalten Barbaras, die im Osterhochamt nach neuester Mode gekleidet mit Pleureusenhut und Krinoline auftritt und damit einen Skandal hervorruft. Erstmals stellt Hansef sie zur Rede, ohne Erfolg, denn er selbst ist in hohem Maß verunsichert und fürchtet, sich in der Öffentlichkeit lächerlich zu machen, obwohl alle längst Barbaras Affären vom Hörensagen kennen. Sie hatte drei Kinder zur Welt gebracht, mehrere Schwangerschaften endeten mit Totgeburten. Ob oder wann er hier jeweils als Vater in Betracht kam, wusste Hansef keineswegs. „Mater certa, pater est quem nuptiae demonstrant“¹¹, zitiert der Autor. In den Augen ihrer einfachen Mitbürger, in kirchlichen und traditionellen Vorstellungen und Bräuchen lebend, wird Barbara zu einem hexenhaften Wesen, „energische Mächte der Vernichtung“ (URZIDIL 1971: 286) verkörpernd. Urzidil reflektiert intensiv die Gleichzeitigkeit von Gut und Böse und deren konträre Magie.

Diese Darlegungen zusammenfassend, trifft es für Urzidils gesamtes Werk zu, dass er in seinen Figuren Gut und Böse nicht psychologisch deutet, sie vielmehr theologisch oder ontologisch als Grundkonstanten menschlichen Lebens sieht. Die gesellschaftliche Ordnung, ob gelenkt durch religiös-kirchliche Traditionen oder durch säkulare Gesetzgebung wird immer wieder durchbrochen von der Gewalt des Bösen, in unserem Kontext in Form einer zügellosen, zerstörenden Sexualität

¹¹ Frei v. Vf. übersetzt: „Die Mutter ist sicher, Vater ist, wen die Hochzeiten präsentieren“.

der Frau, was Urzidils durchaus patriarchalischem Frauenbild entsprach, das die historische Figur der Barbara fraglos dämonisierte.

Im Juni 1858 kommt es zu drei Mordfällen: ein Bauer wird in der Ruine Guttenstein aufgefunden, der Müller der Marasenmühle und ein Heger des Pokeslaver Forsthauses werden umgebracht. Alle enden auf grausame Weise und sind durch Bisswunden entstellt. Die zu Witwen gewordenen Ehefrauen finden nach einiger Zeit jeweils einen „Tontopf mit zehn Silbergulden“ (URZIDIL 1971: 294) vor ihrer Tür. Hand in Hand mit diesen Vorfällen beschreibt der Autor einen tiefgehenden Wandel in der Persönlichkeit Barbaras. Sie legt ihr arrogantes Auftreten ab und gerät offenbar in eine schwere Depression: „Ihr Schluchzen und Weinen wurde ein Teil ihres Lebens“ (URZIDIL 1971: 295). Sie murmelt ständig Gebete vor sich hin, geht regelmäßig zur Beichte nach Weseritz und sorgt sich nun um arme Häuslerkinder. Hansef nimmt dies alles wahr, ohne zu verstehen, was in ihr vorgeht, ohne jemals mit ihr in einen wirklichen Dialog einzutreten:

So lag er neben ihr allein in der Finsternis der Nächte und wartete stundenlang dem Schlaf zu, lauschte auf den Atem der Kinder aus der Nebenkammer und überlegte, ob er, wie er lebe, glücklich oder nicht eigentlich doch eher unglücklich sei, erschrak, wenn sie auffuhr aus ihrem gesonderten Wachen, denn sie kam ja zu keinem Schlaf, und wenn sie zuweilen zu beten begann „Herr, erbarme dich meiner, Herr erhöre mich, Herr erbarme dich“. „Was hast du denn?“ fragte er sie ein einziges Mal. Er entzündete eine Kerze und fragte: „Was ist es?“. Aber sie sagte nur: „Wen fragst du? Du weißt ja gar nicht, wen du fragst.“ (URZIDIL 1971: 300)

Zwar wird Barbara vom Erzähler nicht direkt als Mörderin bezeichnet, dennoch evoziert die Darstellung des Geschehens diesen Verdacht in erheblicher Weise.

Die Erzählung erreicht ihren Kulminationspunkt im Geschehen um eine Kindstaufe, wobei die Kindsmutter Barbara dringend darum gebeten hatte, die Patenschaft für ihre neugeborene Tochter zu übernehmen, die nach der Patin auch den Namen Barbara tragen sollte. Ironische Trinität des Namens: Hansefs Frau, der Täufling, die hl. Barbara, Schutzpatronin der Schippiner Kirche! Barbara sträubt sich lange, diesem Wunsch nachzukommen, weil sie daran zweifelt, dem Kind im christlichen Sinn eine gute Patin zu sein und streitet darüber mit Hansef: „Weißt du noch immer nicht, wie schlecht ich lüge? Siehst du nicht, dass die Wahrheit mein Unglück ist?“ „Die Wahrheit ist niemandes Unglück“, widersprach Hansef“ (URZIDIL 1971: 302). Schließlich gibt sie dem Druck Hansefs nach und willigt in die Patenschaft ein.

Urzidils Darstellung der festlich arrangierten Taufe zeigt ihn auf der Höhe eines metaphorischen Realismus, der sich vorbehaltlos einer reichen, subtilen und

zugleich kraftvollen Sprache anvertraut. In dem Augenblick, als Barbara unter dem Gesang des von Hansef geführten Kinderchors ihr Patenkind über das Taufbecken hält und beginnt das „Vater unser“ zu murmeln, verfärbt sich der Säugling „kobaldblau“ (URZIDIL 1971: 305) und stirbt, ohne dass die Taufe vollendet wurde. Die Taufgesellschaft verlässt in Panik die Kirche, Hansef trägt die neben dem Taufstein zusammengesunkene Barbara zurück ins Haus, erfüllt von tiefstem Entsetzen, als er bemerkt, dass auch Hände und Arme Barbaras die blaue Farbe des toten Kindes angenommen hatten.

Die Dramaturgie der Erzählung führt hier zu einem vorläufigen Höhe- und Endpunkt und lässt uns Raum für einige allgemeine Beobachtungen. Der Tod des Täuflings, medizinisch als „Plötzlicher Kindstod“ mit Kreislaufkollaps, Herzstillstand und Lungenembolie erklärbar, meint aber nicht nur eine persönliche Familientragödie, sondern symbolisiert die innerweltliche Macht, ja den Sieg des Bösen auch in historischer Perspektive. In nahezu sämtlichen Texten Urzidils ist der Tod in auffallender Weise präsent und Gegenkraft der Liebe, die sich nur schwer behaupten kann. Da Urzidils literarisches Werk, wie schon erwähnt, fast ausschließlich nach dem Zweiten Weltkrieg im New Yorker Exil entstand, ist es nahe liegend, sein Todesbild auch als Reaktion auf das kollektive Sterben in Krieg und Holocaust zu lesen, von dem er auch familiär direkt betroffen war.

Ein anderes Kennzeichen seiner Prosa ist die enge Verbindung von authentischen und fiktionalen Elementen.¹² So finden wir auch hier die Erzählhandlung eingebettet in einen mit höchster Präzision ausgestatteten raum-zeitlichen Rahmen, dessen Angaben zu Orten und Daten weitestgehend objektiv verifizierbar sind. Dennoch wahrt sich der Autor fiktionalen Spielraum bei der Ausgestaltung, wozu uns ein eindrücklicher Beleg zur Verfügung steht. Im Zusammenhang mit den Barbara zugeordneten Morden, für die sich bislang keinerlei biografischer Nachweis hat erbringen lassen und die fraglos fiktiver Natur sind, erwähnt der Autor den „Heger des Pokeslaver Forsthauses, der durch eine Kugel aus seinem Gewehr ins Herz getroffen war“ (URZIDIL 1971: 291f.). Diese Information hat Urzidil, dem die Örtlichkeit durch häufige Aufenthalte vertraut war, mit allerhöchster Wahrscheinlichkeit einem Gedenkstein entnommen, der am Fußweg zwischen Schippin und Pokeslav aufgestellt worden war.¹³ Er trägt die Inschrift: „Am 16. August 1927 verunglückte Engelbert

¹² Authentizität ist keine ästhetische Kategorie und sagt allein wenig über die literarische Qualität eines Textes aus, die erst im Funktionszusammenhang diverser Komponenten entsteht.

¹³ Der Stein wurde nach 1945 umgestürzt und renoviert 2001 wieder an alter Stelle aufgerichtet.

Schuster, Herrschaftl. Revierheger – Wanderer stehe still und bete!“ Man vermutet heute, dass es sich um den Racheakt eines ertappten Wilderes gehandelt hat.¹⁴

Die letzte Phase der Erzählung führt uns zunächst in die kleine Stadt Haid [Bor], wo Hansef bis zu seinem Tod im Dezember 1884 unterrichtete. Barbara lebt vereinsamt in ihrem Haus am Marktplatz:

Sie saß starr im Fenster, und wer sie nicht kannte, wusste nicht, ob er ein Bild, eine Statue oder eine Kleiderpuppe sah. Sie genoß im Ort Respekt, denn alle in Haid waren überzeugt, sie sei reich, aber obwohl niemand von ihrem angeblichen Reichtum etwas hatte, wurde sie doch deshalb respektiert, wie immer sie sich auch verhielt. Sie ging selten aus, immer mit Hut und weißen, die Unterarme bedeckenden Handschuhen, selten sprach sie jemanden an oder antwortete jemandem. (URZIDIL 1971: 307)

Die titelgebenden Handschuhe verbergen als Dingsymbol Barbaras blau verfärbte Arme vor ihren Mitbürgern und enthüllen vor dem Leser ihre Einsamkeit und Verzweiflung. Sie spricht kaum noch, und wenn, nur den einen stereotypen Satz: „Ich hab’ es ja versucht, aber es ist nicht geglückt“ (URZIDIL 1971: 309). Auf diesbezügliche Fragen geht sie nicht ein – eine traurige, von den anderen Dörflern als närrische, reiche Alte distanzierte Person. Ihr letztes Lebensjahr verbringt sie bei ihrer 1847 geborenen Tochter Therese („Resie“), die im tschechischsprachigen Turnau [Turnov] lebt und mit einem Tschechen verheiratet ist. Resi kümmerte sich um die Mutter keineswegs aus töchterlicher Liebe, vielmehr spekuliert sie auf das nicht unerhebliche Erbe Barbaras, was diese aber durchschaut. So potenziert sich ihre Vereinsamung und Verbitterung, endet ihr Leben in auswegloser Tragik:

So lebte sie nun inmitten der fremden und ihr unverständlichen Sprache, was sie aber wenig störte, denn auch die Sprache ihrer eigenen Landsleute war ihr im Grunde unverständlich geblieben oder geworden. Immerhin lernte sie dennoch sieben tschechische Worte, mit denen sie sich aber ebenso wenig verständlich machen konnte, am wenigsten, als sie starb. Sie lauteten: „Pokusila jsem se, ale nepodařilo se to.“ – Ich hab’ s versucht, aber es ist nicht geglückt. (URZIDIL 1971: 313)

Am 1. August 1900 stirbt Barbara in Turnau, die Sterbematrikel der Pfarrei weist als Todesursache eine Bauchfellentzündung aus.

¹⁴ Solche Dislozierung eines authentischen Sachverhalts in einen gänzlich anderen, von ihm unabhängigen Erzählraum finden wir z.B. auch in Urzidils Erzählung *Das Haus Colonna* (URZIDIL 1966, 267-209, hier 279), wo er von verbotenen Ausgrabungen im süditalienischen Sorrento im Juni 1924 spricht, die er aber tatsächlich in Ostia durchführte, wie aus einem Brief hervorgeht, den Urzidil am 30.12.1951 an Elisabeth Schürer richtete.

III

Betrachtet man Urzidils Erzählung in literaturhistorisch-komparatistischer Perspektive, stößt man unvermeidlich auf die zu höchsten literarischen Ehren gelangte *Babička* (1855, dt. *Großmutter*) der tschechischen Autorin Božena Němcová (vgl. dazu IGGERS 2000: 60-101). Urzidil, Kenner und Liebhaber der tschechischen Literatur war sich zweifellos bewusst, dass jene Großmutter eine konträre Folie seiner eigenen Figur der Barbara Hainl abgibt. Nicht nur Kafka liebte Němcovás *Großmutter*, auch Urzidil selbst weist rühmend auf sie hin (vgl. URZIDIL 1966: 260, URZIDIL 2004: 99; URZIDIL 2005: 101). In seinen Gesprächen mit dem prominenten Publizisten der ersten Republik, Ferdinand Peroutka, führt er aus:

Aber die Großmutter ist im gewissen Sinne auch ein trauriges Buch, dem Leben der Autorin vergleichbar, das eigentlich traurig war, auch wenn ich vor kurzem „Die Großmutter“ wieder mit großer Freude und großem inneren Trost gelesen habe. Weil es mich in die Landschaften meiner frühen Kindheit zurückgeführt hat. (PEROUTKA/URZIDIL 1998: 112)

Es würde den Rahmen unserer Darstellung sprengen, hier eine detaillierte Gegenüberstellung von Němcovás Roman und Urzidils Erzählung vorlegen zu wollen, die ungefähr im selben Zeitraum des 19. Jahrhunderts angesiedelt und teilweise auch vergleichbar sind, was z.B. die Handlungsräume betrifft (Dorf, ländliches Milieu, Standesunterschiede, tschechische und deutsche Einwohner) oder in der Verschränkung biografischer und imaginiertes Erzählelemente. Dass Božena Němcová selbst ursprünglich mit Vornamen Barbara (auch Barbora oder Barunka, Nachname: Pankl bzw. Panklová) hieß, kann man als merkwürdige Koinzidenz notieren.

Zusammenfassend zur Gestalt der *Babička* und ihrer Bedeutung sei nur in Erinnerung gerufen: dank ihrer ausgeprägt mütterlichen Qualitäten schafft sie für sich und ihre Familie Sicherheit in sozial sehr einfachen Verhältnissen; ihre im Einklang mit der Natur sich entfaltende Weisheit verhilft ihr zu deutlichem Urteilsvermögen; in ihrer Güte wird sie von ihrer Familie und Umwelt geachtet und geliebt und stirbt schließlich als glücklicher und freier Mensch verwurzelt in ihrer tschechischen Heimat. Němcová schuf auf hohem literarischem Niveau die lang ersehnte wirkmächtige Metapher vom kulturell-politischen Selbstbewusstsein des tschechischen Volkes und somit ein Denkmal nationaler Identität. Barbara, düstere Schwester der *Babička*, hat hingegen keine Heimat, weder in geografischer noch in psychologischer Hinsicht, sie wandert mit Hansef von Ort zu Ort zukunftslos in stets sich verstärkender Isolierung bis hin zu ihrem gnadenlosen Ende, dem der Erzähler keinen versöhnlichen Aspekt zubilligt – ihre Täterrolle überwiegt deutlich jene des Opfers, das sie auch ist.

So lässt sich *Die Frau mit den Handschuhen* auch lesen als Tragödie von scheiternder Kommunikation auf allen Ebenen: mit dem Ehemann, mit ihrer jeweiligen Umgebung, in ihrem Glauben. Dass sie schließlich nur noch dieses Scheitern verbalisieren kann und dies auch der einzige Satz ist, der ihr in tschechischer Sprache geläufig ist, legt einen weiteren hermeneutischen Schritt nahe. Wenn nicht alles trägt, zieht Urzidil, der sich mit der deutsch-tschechischen Problematik publizistisch unentwegt beschäftigt hatte, jetzt gegen Ende seines Lebens auch eine historische Bilanz zum Zeitpunkt der Entstehung der Erzählung 1969, nach der Katastrophe des Nationalsozialismus, dem Zweiten Weltkrieg und der gewaltsamen Beendigung des deutsch-tschechischen Zusammenlebens. Somit würde der dichterisch gestaltete Lebenslauf von Barbara Urzidil antizipierend zu einer bitteren Metapher der Selbsterstörung deutscher Identität in Böhmen.

Literaturverzeichnis:

- FRÖTSCHL, Oswald (2001): Der Prager Schriftsteller Johannes Urzidil und seine Egerländer Vorfahren. In: Persönlichkeiten des Landkreises Mies und der Stadt Pilsen. Hrsg. v. Johanna Czech. Dinkelsbühl: Heimatkreis Mies-Pilsen. Geschichte, Kultur und Heimatkunde, Bd. 4/3, S. 117-120.
- GENEALOGIE SVEN MÜLLER. URL: <http://www.sven-mueller.info/index.php?page=8> [15. 02. 2008]
- HÄRTLING, Peter (Hrsg.) (1968): Die Väter – Berichte und Geschichten. Frankfurt am Main: S. Fischer.
- IGGERS, Wilma Abeles (2000): Frauenleben in Prag. Ethnische Vielfalt und kultureller Wandel seit dem 18. Jahrhundert. Wien, Köln, Weimar: Böhlau.
- LERCH, Franz (Hrsg.) (1998): Unsere Heimat. Eine Heimatkunde des Weseritzer Gerichtsbezirks und seiner Randgebiete. Reprint der Ausgabe von 1936. Ulm: Gerhard Hess Reprint.
- MUSEUM JOHANNES URZIDILA. URL: http://johannes-urzidil.cz/muzeum_cz.html [15. 02. 2008]
- PEROUTKA, Ferdinand/ URZIDIL, Johannes (1998): Gespräche im amerikanischen Exil über tschechoslowakische Literatur und Kultur. Anmerkungen von Jaromír Loužil. Übers. v. Michael Berger. In: *brücken*. Germanistisches Jahrbuch Tschechien – Slowakei. N.F. 6, S. 89-132. (Eine erweiterte tschechische Ausgabe, hrsg. v. Jaroslava Jiskrová, Martin Groman u.a., ist 2008 unter dem Titel *O české a německé kultuře* in den Prager Verlagen *Dokořán* und *Máj* als eigenes Buch erschienen.)
- SCHLÖGEL, Karl (2006): Im Raume sehen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik. Frankfurt am Main: S. Fischer-Tb 16718.
- URZIDIL, Johannes (1956): Die verlorene Geliebte. München: Langen Müller.
- URZIDIL, Johannes (1962): Das Elefantenblatt. München: Langen Müller.

- URZIDIL, Johannes (1966): Die erbeuteten Frauen. Zürich: Artemis.
- URZIDIL, Johannes (1968): Bist Du es, Ronald? Zürich: Artemis.
- URZIDIL, Johannes (1969): Väterliches aus Prag und Handwerkliches aus New York. Zürich: Artemis.
- URZIDIL, Johannes (1971): Die Frau mit den Handschuhen. In: Ders.: Die Letzte Tombola. Zürich, Stuttgart: Artemis, S. 239-313.
- URZIDIL, Johannes (2004): Da geht Kafka. Nachwort von Herbert Rosendorfer. München: Langen Müller. (Erstausgabe: Zürich: Artemis 1965)
- URZIDIL, Johannes (2005): Johannes Urzidil: Malý průvodce dějinami Čech/ Ein kleiner Begleiter durch die Geschichte Böhmens. Vorw. v. Gerhard Trapp. Anmerkungen und Erklärungen von Robert Sak. Tschechisch-deutsche Ausgabe. Horní Planá: Fraktál. (Erstausgabe unter dem Titel *Die Tschechen und Slowaken*. In: Die Welt der Slawen. Bd. 1. Hrsg. v. Hans Kohn. Frankfurt am Main: S. Fischer, 1960. Fischer-Bücherei, 340)
- WANKA, Anton (1984): Die Doktor-Bärbel aus Weseritz. In: Heimatbrief für die Bezirke Plan-Weseritz und Tepl-Petschau. Nr. 12, S. 697f. Auch in URL: <http://www.svenmueller.info/G-DoktorBaerbel.pdf> [15.02. 2008]

BENNO WAGNER

Kafkas „vergleichende Völkergeschichte“.

Eine Skizze zum Verhältnis von Literatur und kulturellem Wissen

Der historische Kontext eines literarischen Textes, so lautet eine Kernthese jeder Hermeneutik in rekonstruierender oder dekonstruktiver Absicht, ist das Andere der ästhetischen Struktur dieses Textes: Er verstellt, mit anderen Worten, den Zugang zum literarischen Text als Kunstwerk. Dieser These wird hier am Beispiel der ‚chinesischen‘ Erzählungen Franz Kafkas widersprochen. Der Beitrag führt vor, wie gerade aus der kalkulierten Einfügung eines Erzähltextes in den kulturellen Kontext seine spezifische ästhetische Form gewonnen wird.

Welche Rolle, so fragte die amerikanische Zeitschrift *German Quarterly* im vergangenen Jahr, kommt dem Literaturstudium innerhalb einer kulturwissenschaftlich gewendeten Germanistik zu? Repräsentiert die Literatur ein traditionelles und im gleichen Maße veraltetes Bildungswissen, oder kann sie umgekehrt als Medium betrachtet werden, mit dessen Hilfe man historisches und kulturelles Wissen allererst in den Blick zu nehmen lernt? Die amerikanischen Antworten auf diese Frage sind unter http://germanquarterly.aatg.org/forum/80_1/ nachzulesen.

Im Rahmen einer *europäischen* Auslandsgermanistik gewinnt diese Frage meines Erachtens eine zusätzliche, rein theoriepolitische Erwägungen übersteigende Brisanz. Ich möchte dies im Folgenden am Beispiel Franz Kafkas näher erläutern, eines Autors, der seine Schreibsituation als Österreicher deutscher Muttersprache und jüdischer Abstammung in einem tschechischen kulturellen Umfeld wie kaum ein anderer als poetologische Grundlage seines literarischen Verfahrens verwendet hat (vgl. NEKULA/FLEISCHMANN/GREULE 2007).

In Erinnerung gerufen sei hier zunächst der Konflikt zwischen einer ‚text-immanenten‘, auf die ästhetischen Qualitäten des literarischen Werks zentrierten, und einer ‚intertextuellen‘, auf seine historischen und aktuellen Kontexte abstellenden Analyserichtung, der die literaturtheoretische Diskussion im letzten Drittel des vergangenen Jahrhunderts markiert hat. Exemplarisch für die erste Position können zwei Bemerkungen genauer gesagt zwei methodische Vorgaben stehen, die uns Karl Heinz Bohrer in seiner Dankesrede für den Großen Literaturpreis der Bayerischen Akademie der Schönen Künste mit auf den Weg gegeben hat:

Kultur ist immer die ins Wissen gehobene, gesellschaftlichen Normen adäquate Erscheinungsform von Denken, Handeln und Künsten einer Epoche. Literatur ist hingegen [...] immer der Begriff für die inkommensurable, anti-normative Erscheinung als Ereignis, wie reflektiert auch immer. Wenn ich die Kunst an der Kunst verstehen will, darf ich sie nicht über die historische Kategorie des Kulturbegriffs verstehen wollen.

Wenn ich von Literatur sinnvoll spreche, habe ich zudem über ihre Sprache, nicht über das durch ihre Sprache Dargestellte zu sprechen. [...] Die Realität, die sich in der literarischen Sprache darstellt, ist eine ominöse, zweifelhafte, ihre Referentialität ist zu problematisieren. (BOHRER 2005: 20)

Es wird in der folgenden Skizze zu Kafka nun nicht darum gehen, Bohrer nach dem oben umrissenen Konfliktschema einfach zu widersprechen. Stattdessen möchte ich zunächst auf jüngere, im Zuge neuer Möglichkeiten der digitalen Speicherung, Aufbereitung und Darstellung von Textdaten entwickelte Ansätze verweisen, die die von der ersten Richtung bevorzugte figurale Lektüre (sei es in dekonstruktivistischer Absicht, sei es im Rahmen einer traditionellen Rhetorik) mit der Erschließung von intertextuellen Austauschbeziehungen im Sinne des New Historicism zu kombinieren trachten. Aus der Sicht eines „archivimmanenten Strukturalismus“, wie ihn etwa M. Baßler vorschlägt, interessieren die gleitenden, paradoxen Tropen des literarischen Textes weniger wegen ihrer hermeneutischen Unabschließbarkeit („Unlesbarkeit“), als vielmehr im Hinblick auf ihre Verweisfunktion auf *andere Texte* – als Relais also zum allgemeinen Archiv einer gegebenen Kultur (BASSLER 2005: 284).

Vor diesem Hintergrund kann ich nun Bohrer widersprechen, indem ich ihm folge. Ich werde also die Referentialität eines Werks aus dem modernen Kanon problematisieren, indem ich das Verhältnis zwischen literarischem Text und kulturellem Kontext in zweifacher Hinsicht als konstitutiv, als vitale Funktion literarischen Schreibens vorführe: zum einen nämlich im Hinblick auf die Frage, ob und wie sich ein *Kontakt*, ein *Austausch*, eine sei es funktionale, sei es friktionale Beziehung zwischen ästhetischen Strukturen und historischem Wissen sinnvoll beschreiben lässt; und zum anderen im Hinblick auf die weiter reichende Frage, inwiefern sich ein ästhetischer Text als *Intervention* in historisch gewachsene und ausdifferenzierte Wissensordnungen, als Veränderung und Bereicherung ihrer Kontaktflächen begreifen lässt. Am Beispiel zweier Erzählungen Franz Kafkas aus dem Frühjahr 1917 – *Beim Bau der chinesischen Mauer* und *Ein altes Blatt* – werde ich demonstrieren, dass sie ihre genuin ästhetische Qualität gerade und zuerst im Hinblick auf diese beiden Aspekte des Wissenskontaktes entwickeln. Ich werde nun in vier Schritten (1) den Status dieser Erzählungen als aktualhistorische Intervention freigegen, (2) ihre narrative Struktur im sozialpolitischen Regulierungswissen,

insbesondere dem Versicherungsdiskurs verorten, (3) ihre intertextuelle Vernetzung mit verschiedenen Projekten des zeitgenössischen *nation building* andeuten, und (4) im Rückbezug auf die Schritte eins bis drei den ästhetischen Selbstbezug der chinesischen Geschichten und sein politisches Potential skizzieren.

1 Aktualhistorische Intervention

Wenn nach einem weitreichenden Konsens unter Historikern der Erste Weltkrieg als die „Urkatastrophe“ des ‚kurzen 20. Jahrhunderts‘ gelten kann (so etwa W. Mommsen, im Anschluss an G.F. Kennan), dann wäre das Frühjahr 1917, also die Entstehungszeit der beiden hier zu verhandelnden Geschichten, vermutlich als die vorentscheidende Phase in ihrem Verlauf zu verzeichnen. Zwischen Ende Januar und Mitte März war mit dem Kriegseintritt der Vereinigten Staaten und der Russischen Februarrevolution auch für zeitgenössische Beobachter die Endzeit der europäischen Monarchien überdeutlich angebrochen. In der Donaumonarchie hatte sich nach dem Tod des Kaisers Franz Joseph II. sein Nachfolger, Karl I., geweigert, den Eid auf die alte Reichsverfassung abzulegen; zugleich zögerte er, einen neuen Verfassungsentwurf, dessen Kernpunkt in einer territorialen Lösung der nationalen Verhältnisse zwischen Tschechen und Deutschen im Kronland Böhmen bestand, den die Verhandlungen boykottierenden Tschechen per Oktroy aufzuzwingen. Es ist gewiss kein Zufall, dass Kafka gerade am Kollisionspunkt aller dieser Ereignisse und Tendenzen zum ersten Male die familial-soziale Matrix seiner erzählten Welten gegen eine historisch-politische Matrix austauscht.

Die beiden hier in Rede stehenden Geschichten sind in ihrer problematischen wie in ihrer narrativen Struktur unmittelbar aufeinander bezogen. In jener Hinsicht antizipieren sie auf verblüffende Weise die politisch-epistemologische Dialektik von Normalität und Ausnahmezustand, für die der deutsche Staatrechtler Carl Schmitt 1922 die bekannte Formel angeschrieben hat: „Souverän ist, wer über den Ausnahmezustand entscheidet. Die Ausnahme ist interessanter als der Normalfall. Das Normale beweist nichts, die Ausnahme beweist alles“ (SCHMITT 1922: 22). In Kafkas erster Geschichte (*Beim Bau der chinesischen Mauer*), räsoniert ein chinesischer Architekt über die Zweckmäßigkeit eines in einem Teilbau-Verfahren errichteten lückenhaften Schutzwalles gegen die barbarischen Nomadenvölker des Nordens und verknüpft dieses Problem mit der Frage nach der Verfassung der politischen Herrschaft in China. Obwohl sich diese als schwach erweist, beruhigt er sich mit dem Vertrauen auf die Normalität der kulturellen Verhältnisse, in denen die Nomaden nur als Schreckbilder vorkommen. In der zweiten Geschichte hingegen (*Ein altes Blatt*), dem Bericht eines Schusters aus seinem Laden vor

dem Kaiserpalast, ist der Ausnahmefall eingetreten. Die Nomaden sind da, „auf unbegreifliche Weise sind sie bis in die Hauptstadt gedrungen, die doch sehr weit von der Grenze entfernt liegt“ (KAFKA 1993: 358), wie es heißt. Nun erweist sich die Schwäche der Herrschaft als fatal: Die kaiserlichen Truppen haben sich in den Palast zurückgezogen, der Kaiser hat resigniert und die kleinen Händler und ihren Besitz dem wilden Treiben der Nomaden überlassen. Da die Normalisierungsverfahren der Kultur (Kommunikation und Versicherung) an den Besitzern abprallen, bleibt die Bevölkerung hilflos ausgeliefert, ohne Aussicht auf Rettung.

Wenn nun Kafka in einer für den Bestand der politischen Ordnung kritischen Situation über das österreichisch-ungarische Kaiserreich im Zeichen des chinesischen schreibt, so ist schon diese Verschiebung keineswegs ein reines Produkt seiner poetischen Einbildungskraft oder ein modisches Anschließen an den zeitgenössischen Exotismus (vgl. dagegen BAIONI 1994: 152); vielmehr stellt er sich damit in eine ihm fraglos bekannte böhmische Tradition der Krypto-Staatskritik, wie sie der spätere Begründer der tschechischen Presse, Karel Havlíček Borovský, in den Jahren nach 1848 aus seinem Tiroler Exil in fiktiven Auslandskorrespondenzen aus Irland und China begründet hatte. Tatsächlich schließt Kafkas chinesisches Szenario bis in seine Details an die Bildlichkeit und den Problembestand der habsburgischen Staatsmythologie an – sei es an den Brief Talleyrands an Napoleon nach der Schlacht von Austerlitz: „Die Habsburgische Monarchie ist eine Anhäufung schlecht zueinander passender Staaten, die an Sprache, Sitte, Bekenntnis und Verfassung völlig verschieden sind und nur eines gemeinsam haben: die Person ihres Herrschers. Eine solche Macht kann nicht anders als schwach sein; aber sie ist ein geeignetes Bollwerk gegen die Barbaren – und ein notwendiges [...]“ (zit. nach MÜNCH 1949: 663), sei es an die Zeitdiagnostik der Weltkriegszeit, etwa an Hermann Bahrs *Rundschau*-Aufsatz *Österreichisch* von 1915: „Österreich wuchs wild auf, Stück um Stück, lauter Einzelbauten, ohne Plan. [...] Jedes Stück hat seinen eigenen Zweck, dem dient es, den erfüllt es, weiter soll es nichts, weiter will es nichts, weiter denkt es nichts“ (BAHR 1915: 917). Doch was für uns viel wichtiger ist: Gerade in seinen rätselhaften, deutungsträchtigen Details lässt sich Kafkas chinesisches Szenario Punkt für Punkt auf die Debatten beziehen, die der die Monarchie bedrohende Nationalitätenkonflikt schon in den Jahrzehnten vor dem Weltkrieg ausgelöst hatte (auf die ‚Lebensfragen‘ des kulturell-politischen Gefüges, dem es entstammt). So notiert das ‚orientalische‘ Verhältnis zwischen der ‚kaiserlichen Sonne‘ und dem ‚einzelnen, dem jämmerlichen Untertanen‘ (KAFKA 1993: 351) präzise das ‚zentral-atomistische‘ Modell der habsburgischen Verfassung, nach dem es, wie Otto Bauer in seiner einflussreichen Studie *Die*

Nationalitätenfrage und die Sozialdemokratie schrieb, „außer dem Staat nur Individuen“ gibt, weshalb „zwischen der höchsten Allgemeinheit des allsorgenden Staates und der das Volk bildenden Summe einzelner Individuen keine Mittelglieder irgendwelcher Art“ stehen (BAUER 1907: 328). Und auch für andere zentrale Figuren bieten sich aus dieser Perspektive verblüffend präzise Resonanzpunkte an. Der Blick des erwachenden Schusters auf das Treiben der fleischhungrigen und sprachlosen Nomaden vor dem Palast kopiert den Blick, den nach Bauer der Kleinbürger in den deutschen Industriestädten auf die der Arbeit folgenden tschechischen Arbeiter wirft (das zweite ‚Erwachen der Nationen‘ nach deren kulturellen ‚Erwachen‘ am Beginn des ‚langen 19. Jahrhunderts‘). Seine „Trägheit der Apperzeption, die Unlust an allem [...] Fremden“, seine Fokussierung nicht auf „das Volk“, sondern „immer nur seine Stadt“ lässt dem deutschen Kleinbürger die migrationsbedingte nationale Durchmischung der Gemeinden „so schrecklich erscheinen“ (BAUER 1907: 306). In dieser Lesart wird dann auch „die unbegreifliche Weise“ begreiflich, in der die Nomaden letztlich doch „bis in die sehr weit von der Grenze entfernt“ (KAFKA 1993: 358) liegende Hauptstadt vordringen konnten: „Die großen Veränderungen im Zusammenwohnen der Nationen gehen in den Industriegebieten vor sich. [...] Daher können wir beobachten, dass die folgenschwersten Veränderungen der Nationalität der Bevölkerung sich nicht dort ereignen, wo die Siedlungsgebiete der Nationen aneinander grenzen, sondern weit entfernt von der Sprachgrenze, mitten im geschlossenen Sprachgebiet“ (BAUER 1907: 348).

2 Narrative Struktur: Kafkas Poetik des Unfalls

Wenn Kafka, nach einem Wort Benjamins, mit der „rein dichterischen Prosa gebrochen“ (BENJAMIN 1992: 41) hat, dann wird das allerdings nicht nur und nicht einfach durch den aktualhistorischen Einsatz seines Schreibens bewirkt. Vielmehr gewinnen seine Dichtungen ihren Charakter als traditionssensible, diachronisch aufgeladene Protokollierungen aktueller sozialer und kultureller Problemstellungen erst durch ihre eigentümliche Verknüpfung mit den Diskursen und Regulierungstechniken der Bio-Macht in ihrer ersten globalen Transformationskrise (dem ‚Ersten Weltkrieg‘). Die hiermit behauptete Verknüpfung zwischen Kafkas schriftstellerischer Arbeit und seiner beruflichen Tätigkeit als Versicherungsexperte wird bereits durch die Figur des ersten chinesischen Erzählers vollzogen. Dessen spezifische Beobachterposition beruht, wie diejenige seines Schöpfers Kafka, auf der singulären Kombination eines Experten-Wissens für Schutzvorrichtungen mit einem Dilettanten-Wissen auf dem Gebiet der „vergleichenden Völkergeschichte“ (KAFKA 1993: 348), zu dem sich der chinesische Architekt bekennt. Und auch

von Kafka weiß man, dass er seine Literatur des öfteren mit dem Verfahren des Völkervergleichs verknüpft, ja identifiziert hat, so etwa in den Notizen zu den ‚kleinen Literaturen‘, oder ganz explizit im Herbst 1917 im letzten langen Brief an Felice Bauer (vgl. WAGNER 2006: 105).

Doch nicht nur durch diese für Kafkas Geschichten typische autobiographische Spur stehen die chinesischen Berichte in unmittelbarer Kontinuität zu Kafkas amtlichen Schriften für die böhmische Arbeiter-Unfall-Versicherungsanstalt. Es ist insbesondere die Figur des Unfalls und des Unfallschutzes, die die narrative Organisation des chinesischen Szenarios von 1917 bis ins Detail informiert. Dabei ist vorauszuschicken, dass das Kollektivsymbol der Schutzmauer nicht nur in der militärstrategischen, sondern auch in der sozialpolitischen Mythologie der Monarchie von Beginn an eine tragende Rolle spielte. So generierte bereits im Jahre 1874 der Baron Walterskirchen im Abgeordnetenhaus folgende österreichische Variante der berühmten Bismarck’schen Formel von Zuckerbrot und Peitsche: „Man erkennt, dass Kanonen und Polizei allein nicht das Baumaterial sind, aus dem auf die Dauer schützende Wälle um die Grundlage der Gesellschaft und die Bedingung des wirtschaftlichen Zusammenlebens errichtet werden können“ (zit. nach BRÜGEL 1919: 109).

Freilich vollzieht sich der Transfer zwischen dem historisch-politischen Kontext und der Literatur nicht bloß auf der Ebene der Bildlichkeit, sondern er betrifft zentrale politische Problemstellungen, die auf der anderen Seite als Triebkräfte der Narration wiederkehren. So lässt sich zeigen, dass das räumlich-strategische Verhältnis zwischen den schützende Wälle bauenden Chinesen und den beweglichen und daher mit einem, wie es heißt, „bessern Überblick über die Baufortschritte“ (KAFKA 1993: 339) ausgestatteten Nomaden präzise dem Problemdiagramm folgt, das Kafka in zwei Reden für den II. Internationalen Kongress für Rettungswesen und Unfallschutz (Wien, September 1913) für die Entwicklung des Unfallschutzes angesichts immer neuer technischer Gefahrenquellen in Österreich gezeichnet hat. Kafka formuliert hier die Sorge um die fragmentarische und lückenhafte Entwicklung des österreichischen Unfallschutzes und weist zugleich auf den permanenten Vorsprung hin, den die immer voranschreitende Produktionstechnik gegenüber den gesetzlichen Regelungen und Einrichtungen der Unfallverhütung haben (vgl. KAFKA 2004: 861ff.).

Und mehr noch, auch die diegetische Makrostruktur der beiden Geschichten in ihrer besonderen Komplementarität folgt präzise den beiden Perspektiven, die die Unfallversicherung auf den Versicherungsfall eröffnet. Der Blickwinkel des Architekten kopiert den des Unfallverhütungsexperten: für ihn ist das Unfallereignis eine bloße Eventualität, seine Sorge gilt der technischen Minimierung der ihn

ermöglichenden Umstände. Hingegen führt der Schuster die Rede des traumatisierten Unfallopfers: Das Ereignis des Unfalls ist für ihn nur im Modus der Nachzeitigkeit zugänglich, die Nomaden sind ‚immer schon da‘, und sein einziges Gegenmittel scheint in posttraumatischer Verdrängung zu liegen. Wie in der Unfallstatistik bleibt das Ereignis selbst undatierbar, es verharrt in einer virtuellen Existenz jenseits des Zeitkontinuums.

3 Intertextuelle Dimension: Kafkas Kulturversicherung

Ihr volles Potential als den Bereich des Ästhetischen überschreitende und entgrenzende Intervention in die zeitgenössischen Wissensfelder und ihre Machteffekte entfaltet Kafkas Schreibweise freilich erst durch die besondere Art und Weise, in der sie den Raum einer intertextuellen Vielstimmigkeit eröffnet und bewirtschaftet. Erst die intertextuelle Dimension seiner Aufzeichnungen bringt jene zweite Spezialisierung des chinesischen Erzählers auf die „vergleichende Völkergeschichte“ ins Spiel, die in Verbindung mit der anderen, schutzbautechnischen, seine eigentümliche Beobachterposition ermöglicht. Mit dem Losbrechen der Weltkriegspropaganda und ihren tabu- und zensurverstärkenden Effekten lässt Kafka seinen sich selbst bescheinigten spontanen „Nachahmungstrieb“ (KAFKA 1990: 329) politisch werden. Er konzipiert nun eine Schrift, die aus nichts anderem zu ‚bestehen‘ scheint als aus Zitaten und Umschriften der Medien, Diskurse und Texte der Tradition und der Gegenwart. Diese kryptologische Dimension des Kafka’schen Schreibens, seine „Geheimniskrämerei“, bildet keineswegs einen nur privaten Hinter- oder Untergrund seiner ansonsten „brauchbaren“ Bilder, wie Brecht einmal laut Benjamin differenziert hat (BENJAMIN 1991: 151); vielmehr lässt sich das volle und eigentliche Potential dieser Bilder erst begreifen, wenn man sie nicht länger auf die Funktion eines symbolischen oder allegorischen Bedeutungsträgers reduziert. Vielmehr konstituieren sie eine *Matrix von Signalen*, deren Funktion zum einen in der Auslösung und Einschaltung anderer Stimmen (Echos) in die Rede des Erzähltextes besteht, zum anderen in der Erzeugung vielfältiger Resonanzen zwischen diesen diskurs- und wissenslogisch oftmals einander entfernten oder widersprechenden Echos – eine Kontaktbörse für funktional differenzierte oder gar durch Zensur gegeneinander abgeschottete Wissensfelder.

Wählt man – um hierfür ein einzelnes Beispiel zu geben – etwa das zentrale Element der ‚Schutzmauer‘ als Eingang in diese paragrammatische Dimension des Textes, so konkretisieren sich hier zunächst Praxis und Projekt jener „vergleichenden Völkergeschichte“, der im Bericht des chinesischen Architekten ein so maßgeblicher Stellenwert beigemessen wird. Denn die Serie der Völker, deren Lage sich im Protokoll

des Architekten (kon)notiert findet, weist weit über den Rahmen einer wörtlichen Referenz (China) und einer metaphorischen Referenz (Österreich) hinaus. Nicht nur bezeichnete bereits vor dem Krieg der nationalpolitische Diskurs der Tschechen die deutschen Siedlungsgebiete in Nordböhmen als ‚chinesische Mauer‘, sondern umgekehrt definierten deutschnationale Politiker ihr Projekt affirmativ in dieser Bildlichkeit, so etwa in einem Artikel, der 1917 unter dem Titel *Deutschböhmen* in der Prager Tageszeitung *Bohemia* erschien: „Die Grundmauer des Staates ist die festgefügte Gemeinde“, heißt es dort, „die Deutschen Gemeinden und Bezirke [sind] in Einigkeit verbunden [...] das ist die feste Mauer. Tretet zusammen, setzt eine Zentralleitung ein, wohin alle Beschwerden zu richten wären [...]“ (Nr. 77, 9.10.1917). Neben solcher vornehmlich an automatisierte Kollektivsymbolik gebundenen und mithin auf unscharf definierte Mengen von Texten beziehbare *Interdiskursivität* konstituieren Kafkas Geschichten jedoch auch eine häufig offenbar bis ins Detail kalkulierte, auf dem Dialog mit spezifischen Texten basierende *Intertextualität*. So rufen die hier in Rede stehenden Geschichten Theodor Herzls politische Programmschrift über den *Judenstaat* nicht nur über das Motiv des Schutzwalles der kultivierten Chinesen gegen die tierhaften Nomaden auf – „Für Europa würden wir dort ein Stück des Walles gegen Asien bilden, wir würden den Vorpostendienst der Cultur gegen die Barbarei besorgen“ (HERZL 1896: 29), heißt dort die Legitimationsformel für die Landnahme in Palästina – sondern sie treiben ein komplexes und enges Geflecht von Zitaten und Anspielungen sowohl durch Herzls *Judenstaat* wie auch durch den später nachgeschobenen Roman *Altneuland*.

Schließlich bildet die gegenidentifikatorische Chiffre der ‚schützenden Mauer‘ nicht nur eine verbindende Transversale quer durch die Völker, sondern sie schaltet auch maßgebliche Diskurse über die Grundlagen jeglicher Kultur in den Resonanzraum des Erzähltexts ein. In Karl Kraus’ Essay von 1910 mit dem Titel *Die chinesische Mauer*, einem anderen wichtigen Echo-Text des gesamten chinesischen Komplexes bei Kafka, ist das die Kritik an der repressiven Funktion der „große[n] chinesische[n] Mauer der abendländischen Moral“ (KRAUS 1987: 292). In Nietzsches *Geburt der Tragödie* sind es unter anderem die apollinische, „mit Bollwerken umschlossene Kunst“ oder auch „ein mit Mythen umstellter Horizont“, die das Staatswesen gegen das „titanisch-barbarische Wesen des Dionysischen“ sichern, schließt wiederum innerhalb der Kunst „der Chor als eine lebendige Mauer [...] die Tragödie [...] von der wirklichen Welt rein ab [...]“ (NIETZSCHE 1988a: 41; 145), während an anderer Stelle der Staat selbst „mit furchtbare[n] Bollwerke[n]“, u.a. den Strafen, „gegen die alten Instinkte der Freiheit schützte“ (NIETZSCHE 1988b: 322).¹ An diesen Beispielen mögen der Einsatz und die Funktionsweise des Kafka’schen Schreibens am Wendepunkt des Weltkriegs anschaulich geworden sein. Es schließt sich an die

Stigma-Metaphern der Kriegspropaganda an, um diese von *Medien der Dissoziation* (hier: Kultur vs. Barbarei) in *Medien der Assoziation*, in Reflexionsflächen für nicht vorgesehene Wissenskontakte, zu verwandeln – indem gerade die Diskursfigur der Abgrenzung (mit allen ihren internen Verzweigungen) als die gemeinsame Grundlage aller Völker und der Kultur überhaupt wahrnehmbar wird.

4 Selbstreferenz als Gebrauchsanweisung

Daraus freilich resultieren gewisse Anforderungen an die Art und Weise der Lektüre. Die China-Geschichten können als beispielhaft für die Präzision gelten, mit der Kafkas Texte ihre eigentümliche Bewegung selbst erzählen, mit der also ihr poetologisches Programm auf sich selbst zurückweist. Dies betrifft die Seite der Produktionsästhetik, insofern die ungewöhnliche Positionierung des Erzählers der Mauer im Feld der Diskurse als ‚autobiographische Spur‘ des Autors entziffert werden kann, während die beiden Dimensionen und Verfahren des Bauens (horizontal – Mauer/vertikal – Turm bzw. Tempel) das für Kafkas Schreiben konstitutive Spannungsverhältnis zwischen positivem Wissen und Intuition, zwischen Empirie und Ekstase notieren. Es betrifft aber auch die rezeptionsästhetische Seite, insofern das Verhältnis zwischen Kaisertum und Volk das Verhältnis zwischen Text und Leser notiert: In beiden Fällen ist die zweite Seite der Unterscheidung für die erste Seite recht eigentlich konstitutiv, basiert die Fiktion der Einheit des Kaisertums bzw. des Textes auf der Vielheit der Imaginationen bzw. Lektüren. Die Stabilität der Beziehung kann demnach nur als ständige Bewegung gedacht werden. Für den Umgang mit solchen Bedingungen findet der Leser eine explizite und einfache Gebrauchsanweisung in dem hydrologischen Gleichnis, in dem der Architekten-Erzähler das richtige Nachdenken über das Kaisertum veranschaulicht: die Maßregel, nach der allein der mittlere Wasserstand des großen Flusses – zwischen Überschwemmung und Austrocknung – die Felder befruchtet, lässt sich ohne weiteres in eine Deutungen mittlerer Reichweite favorisierende Sinnbildungs-Diätetik umformulieren. In einer für Kafka typischen Gegenbewegung offeriert der Bericht des Architekten freilich auch eine sehr viel aufwendigere, transhermeneutische Option der Textverwendung. Will man den Text auf dem Niveau seiner eigenen Funktionslogik, also im engeren Sinne literaturwissenschaftlich erschließen, so käme es darauf an, die beiden in

¹ Dabei ist insbesondere die Rekonstruktion des Kafkas Schreibprojekts von Beginn an begleitenden, intensiven Dialogs mit Nietzsche grundlegend für jedes auch nur annähernde Verständnis seines Werks. Vgl. dazu WAGNER 2005, WAGNER 2006, sowie neuerdings umfassend BALKE/VOGL/WAGNER 2008.

ihm hinterlegten Wahrnehmungsweisen und Wissenstechniken im Hinblick auf das Kaisertum miteinander zu verknüpfen: die transversale Perspektive des reisenden Beamten mit der lokalen Perspektive des Dorfbewohners also zu kombinieren. Eine derart verdoppelte Erschließungsbewegung hätte demnach die Fokussierung auf monokontexturale Lektüren (der ‚Dorfbewohner‘-Modus) mit der querlaufenden Bewegung durch diese Lektüren hindurch (der ‚Beamten‘-Modus) zu kreuzen. Indem an die Stelle der reflexhaften Bewegung vom Matrix-Text zum Echotext und zurück die Bewegung zwischen den Echotexten ins Blickfeld rückt, indem, mit anderen Worten, der virtuelle Konferenzraum, den Kafkas Texte eröffnen, wieder mit Gesprächen erfüllt wird, wird auch der eigentümliche Kurzschluss zwischen Ästhetik und Politik, den Kafkas Literatur betreibt, in seiner Positivität wie in seiner Virtualität beobachtbar und erfahrbar.

Literaturverzeichnis:

- BAHR, Herrmann (1915): Österreichisch. In: Neue Rundschau, 1915S. 916-933.
- BAIONI, Giuliano (1994): Kafka. Literatur und Judentum. Stuttgart, Weimar: Metzler.
- BALKE, Friedrich/VOGL, Joseph/WAGNER, Benno (Hrsg.) (2008): „Für Alle und Keinen“. Lektüre, Schrift und Leben bei Nietzsche und Kafka. Berlin: Diaphanes.
- BASSLER, Moritz (2005): Die kulturpoetische Funktion und das Archiv. Eine literaturwissenschaftliche Text-Kontext-Theorie. Tübingen: Francke.
- BAUER, Otto (1975): Die Nationalitätenfrage und die Sozialdemokratie. Wien: Europa-verlag.
- BENJAMIN, Walter (1992): Benjamin über Kafka. Texte, Briefzeugnisse, Aufzeichnungen. Hrsg. v. Hermann Schwepenhäuser. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- BOHRER, Karlheinz (2005): Literatur ist nicht Kultur. Zur Verteidigung einer Disziplin. In: Süddeutsche Zeitung, Nr. 251, 31.10./1.11. 2005, S. 20.
- BRÜGEL, Ludwig (1919): Soziale Gesetzgebung in Österreich von 1848 bis 1918. Wien, Leipzig: Franz Deuticke.
- HERZL, Theodor (1896): Der Judenstaat. Berlin: Jüdischer Verlag.
- KAFKA, Franz (1990): Tagebücher. Hrsg. v. Hans-Gerd Koch, Michael Müller u. Malcolm Pasley. Frankfurt am Main: S. Fischer.
- KAFKA, Franz (1993): Nachgelassene Schriften und Fragmente I. Hrsg. v. Malcolm Pasley. Frankfurt am Main: S. Fischer.
- KAFKA, Franz (2004): Amtliche Schriften. Hrsg. v. Klaus Hermsdorf u. Benno Wagner. Frankfurt am Main: S. Fischer.
- KRAUS, Karl (1987): Die chinesische Mauer. In: Ders.: Schriften, Bd. 2. Hrsg. v. Christian Wagenknecht. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 280-293.
- MÜNCH, Herrmann (1949): Böhmisches Tragödie. Das Schicksal Mitteleuropas im Lichte der tschechischen Frage. Braunschweig, Berlin, Hamburg: Westermann.

- NEKULA, Marek/FLEISCHMANN, Ingrid/GREULE, Albrecht (Hrsg.) (2007): Franz Kafka im sprachnationalen Kontext seiner Zeit. Sprache und national Identität in öffentlichen Institutionen der böhmischen Länder. Wien: Böhlau.
- NIETZSCHE, Friedrich (1988a): Die Geburt der Tragödie. In: Kritische Studienausgabe, Bd. 1. Hrsg. v. Giorgio Colli und Mazzino Montinari. Berlin: de Gruyter, dtv, S. 9-156.
- NIETZSCHE, Friedrich (1988b): Zur Genealogie der Moral. In: Kritische Studienausgabe, Bd. 5. Hrsg. v. Giorgio Colli und Mazzino Montinari. Berlin: de Gruyter, dtv, S. 245-412.
- SCHMITT, Carl (1922): Politische Theologie. Vier Kapitel zur Lehre von der politischen Souveränität. Berlin: Duncker & Humblot.
- WAGNER, Benno (2005): Zarathustra auf dem Laurenziberg. Quételet, Nietzsche und Mach mit Kafka. In: Literarische Experimentalkulturen: Poetologien des Experiments im 19. Jahrhundert. Hrsg. v. Marcus Krause u. Nicolas Pethes. Würzburg: Königshausen & Neumann, S. 225-240.
- WAGNER, Benno (2006): Insuring Nietzsche. K.'s Files. In: New German Critique, Nr. 99, Herbst 2006, S. 83-119.
- URL: http://germanquarterly.aatg.org/forum/80_1/ [16.04.2008]

JOACHIM W. STORCK

„Meine Herkunft als Österreicher und Böhme“. Rainer Maria Rilkes böhmisches Selbstverständnis

Nicht Zwiespältigkeit, sondern Zwiefältigkeit kennzeichnet jene Grundspannung in Rainer Maria Rilkes Leben und Werk, die er als „reinen Widerspruch“ definiert. Aus seiner Herkunft „als Österreicher und Böhme“ entwickelt der „europäische Dichter“ ein „böhmisches Selbstverständnis“, das nicht nur für seine slavophilen Prager Jahre, sondern auch für seine Spätzeit als „čechoslovakischer Staatsbürger“ in der Schweiz nachgewiesen wird. Das Österreichische deutet Rilke als versäumte übernationale Utopie, die Staatlichkeit der ČSR, verkörpert im Präsidenten Masaryk, als zukunftsweisende Möglichkeit eines emanzipierten „Nachfolgestaates“.

„[...] ein čechoslovakischer Staatsbürger, der die Quais entlanggehen und im Luxembourg sich benehmen darf ohne irgendwann an die Schellen der Politik zu stoßen.“

Rilke an Nanny Wunderly-Volkart, 16.1.1923

I

Am 24. und 25. Oktober 1924 erhielt Rainer Maria Rilke in dem damals von ihm bewohnten ‚Turm‘ von Muzot im schweizer Kanton Wallis den Besuch seines polnischen Übersetzers Witold Hulewicz, mit dem er seit einiger Zeit im Briefwechsel stand.¹ Drei Wochen später brachte die polnische Literaturzeitschrift *Wiadomości Literackie* einen Beitrag des Besuchers von Muzot über seine *Gespräche mit Rilke* (HULEWICZ 1924a: 3, HULEWICZ 1924b: 55-65), woraus am 30. November 1924 ein Auszug in der Beilage *Dichtung und Welt* der *Prager Presse* erschien. In der ungenauen deutschen Übersetzung dieses Textes fand sich, als Interview abgefasst, die folgende Stelle:

¹ Hulewicz, Witold (1895-1941, als Widerstandskämpfer erschossen), polnischer Dichter und Übersetzer, mit Rilke seit 1922 als dessen Übersetzer im Briefwechsel.

- Also fühlen Sie sich hier wohl und haben Sie nie Sehnsucht nach der Heimat?
- Nach welcher? Ich habe nie eine Heimat gehabt. Nie. Rilke ist, wie er sagt, kein Deutscher und auch kein Österreicher; alles war in seinem Leben danach angetan, ihm keine Heimat zu geben.
- Und haben Sie nie einen Boden gefunden, der Ihnen nahe und eigen gewesen wäre?
- Als ich das erstmal [...] nach Rußland kam [...]. Zum ersten Male in meinem Leben hatte ich ein unausdrückbares Gefühl, etwas wie ‚Heimgefühl‘ – [...]. (HULEWICZ 1924c: 3)

Rilke erhielt diese Version der *Prager Presse*, als er noch dabei war, den polnischen Originaltext zu entziffern. Es veranlasste ihn zu einer „kurzen Richtigstellung“ gegenüber „gewissen Ungenauigkeiten“, die dem „Stegreif des Erinnerns“ bei seinem polnischen Gesprächspartner entsprungen sein mochten. Seinen Brief richtete er an den Redakteur des Feuilletons der offiziellen *Prager Presse*, Otto Pick, mit dem er seit Anfang der zwanziger Jahre in Verbindung stand und dem er gelegentlich Beiträge für dessen Zeitung zur Verfügung stellte.² In diesem Brief, den die *Prager Presse* am 14. Dezember 1924 veröffentlichte, schrieb Rilke:

Ich konnte meinen Abstand zu den Äußerungen und Erscheinungen des deutschen Wesens nicht unbetont lassen; so wie es sich in den Wendungen der letzten Jahrzehnte gestaltet hat, ist es mir nie vertraut oder übereingestimmt gewesen. Meine unbeschreibliche Beziehung aber zu seinen älteren großen Grundlagen – wie sie zuletzt bei Goethe erkannt und baulich verwendet erscheinen – habe ich in keiner Weise verleugnen wollen: wie dürfte es mir, anders als aus solchen Zusammenhängen, gewährt sein, die deutsche Sprache in so reiner Bestimmung zu gebrauchen? (RILKE 1986:73)

Die Behauptung, er sei „kein Deutscher und auch kein Österreicher“, korrigiert Rilke sodann mit der Bemerkung: „Daß ich gerade meine Abstammung als Österreicher und Böhme zum Maß dieses Abstandes machte, hat Herr Hulewicz mißverstanden oder vergessen.“ Selbst sein Bekenntnis, dass er nie eine „Heimat“ gehabt habe, scheint Rilke nun einer Einschränkung bedürftig:

Wessen frühe Kindheit unter dem unüberwindlichen Einfluß Prags ihre besondere Dichte und Formung erhalten hat, der dürfte sich nicht „heimatlos“ nennen; auch hier ist eine Berichtigung wünschenswert. Wenn ich, gesprächsweise, die Erfahrung zugab, mit keinerlei Heimat zusammenzuhängen, so stand diese Bemerkung neben der Tatsache, daß meiner, lange landsässig gewesenen Familie aller Bodenbesitz verloren gegangen sei, so daß mir selber die überlieferte und angestammte Stelle fehlt, an die ich mich herkömmlich hätte angeschlossen fühlen können. (RILKE 1986:73)

² Pick, Otto (Prag 1887-London 1940), Lyriker, Publizist und Übersetzer in Prag, 1921-1938 Feuilletonredakteur der *Prager Presse* (regierungsamtliche deutschsprachige Tageszeitung der ČSR), emigrierte 1939 nach England.

Das „Maß des Abstands“, das Rilke aus seiner „Abstammung als Österreicher und Böhme“ gewinnt, bezieht er explizit auf die „Äußerungen und Erscheinungen des deutschen Wesens [...] wie es sich in den Wendungen der letzten Jahrzehnten gestaltet“ (ebd.) habe. Damit spielt er auf die Folgen der mit ‚Eisen und Blut‘ geschaffenen Bismarckschen Reichsgründung an, die Rilke als eine europäische Fatalität empfunden hatte. Vor allem in jenem „Reich“ konnten, wie es Rilke schien, die jüngsten „Äußerungen und Erscheinungen des deutschen Wesens“ zutagetreten. Dem stellte er als Idealtypus das „multikolore Mosaik“ des österreichischen Vielvölkerstaates gegenüber (vgl. RILKE 1992: 470f., Val-Mont 14.2.1926). In ein solches Konstrukt versuchte er das Selbstverständnis seiner eigenen Herkunft einzufügen. Selbst sein vielzitiertes *Brief an eine junge Frau* (Lisa Heise) vom 2. Februar 1923 bestätigt dieses „Maß des Abstands“:

Für mich, so wie ich Alles sehe und es, meiner Art und Anlage nach, erleben muß, besteht kein Zweifel, daß es Deutschland ist, das, indem es sich nicht erkennt, die Welt aufhält. Die vielfältige Zusammensetzung und weite Erziehung meines Bluts gewährt mir eine eigenthümliche Distanz, dies einzusehen. (RILKE 2003a: 63)

Eine solche Formulierung verdeutlicht, was Rilke unter dem „Kompositen“ seines „Österreichertums“ versteht (RILKE/KIPPENBERG 1954: 419). Spezifischer auf seine böhmische Herkunft bezogen sind seine Anspielungen auf die „slavischen“ Bestandteile seiner Natur; so gegenüber Witold Hulewicz am 15. Februar 1924: „[...] meinem eigenen Gefühl entspricht es ja, mehr als ich sagen kann, zu vermuten, daß die slavische Strömung nicht die geringste sein möchte unter den Vielfältigkeiten meines Bluts“ (RILKE 1992: 427). Das sind Äußerungen, die in der Ära des deutschen Faschismus, ihres Germanen- und Arierkults, höchst inopportun waren. So bemühten sich auch diverse „Ahnenforscher“, eine rein „deutschblütige“ Herkunft des Dichters nachzuweisen. Ein Biologismus dieser Art aber wird irrelevant, wenn es sich um die innere, die gefühlsmäßige, die sympathetische Wahlverwandschaft eines Menschen handelt, die im Falle Rilkes eindeutig dem slavischen „Wesen“, in späteren Jahren dem romanischen zugeneigt war.

II

„Meine Herkunft als Österreicher und Böhme“: beide Aspekte haben die Kindheit und Jugend Rilkes geprägt. Aber was in dieser Formel aus der Spätzeit des Dichters als Gleichgewicht erscheint, hat sich im Erleben des jungen René noch als Antagonismus dargestellt. Seine frühe Kindheit verlief in Prag. Als die Eltern sich trennten, kam der Zehnjährige auf die Militär-Unterrealschule in St. Pölten; nach vier Jahren für

ein weiteres Jahr auf die Militär-Oberrealschule in Mährisch-Weißkirchen (Hranice) (vgl. KIM 1973: 13-121, RILKE 1992: 320-327).³ In diesen, für den zarten Jungen qualvollen Jahren lernte er das „ärarische“ Österreich kennen, das erst in dem knappen, an der Handelsakademie in Linz verbrachten Jahr (1891/92) ein freundlicheres Gesicht zeigte (vgl. STORCK 1980/81: 111-134; SCHLAGER 1986: 55-74).

Im Mai 1892 kehrte der inzwischen Sechzehnjährige nach Prag zurück, um dank der Unterstützung durch seinen Onkel, den geadelten böhmischen Landesadvokaten Jaroslav von Rilke⁴ in dreijähriger Verkürzung als „Privatist“ ein Gymnasialstudium zu absolvieren und 1895 am Prag-Neustädter *Deutschen Gymnasium* das Abitur „mit Auszeichnung“ zu bestehen. Da zu dieser Zeit seine Eltern bereits getrennt lebten, wohnte der Schüler bei seiner Tante Gabriele von Kutschera-Woborsky in der Wassergasse (Vodičkova ulice).⁵ Nach Aufnahme des Studiums an der Prager deutschen *Carl-Ferdinands-Universität* eröffnete sich dem jungen Poeten – anfangs noch vermittelt durch seine damalige „vieltraute panička“⁶ Valerie von David-Rhonfeld⁷, die Nichte des tschechischen Dichters Julius Zeyer⁸ – auch der Zugang zu tschechischen Autoren: neben Zeyer zu Jaroslav Vrchlický⁹, Svatopluk Čech¹⁰, Jiří Karásek ze Lvovic¹¹ und Arnošt Proháska. Der Letztgenannte war Herausgeber der tschechischen Literaturzeitschrift *Moderní Revue*, die mit dem

³ Brief an General-Major a.D. C. von Sedlakowitz, Berg am Irchel 9.12.1920.

⁴ Rilke, Jaroslav, 1873 geadelt als Ritter von Rüliken (1833-1892), JUDr., der älteste Bruder von Rilkes Vater Josef Rilke (1838-1906), Präsident der böhmischen Notariatskammer, Landesadvokat, zeitweise Landtagsabgeordneter in Prag.

⁵ Kutschera (Kučera)-Woborsky, Gabriele von, geb. Rilke (Prag 1836-Prag 1909), Schwester von Rilkes Vater, verheiratet mit Wenzel Kutschera, Ritter von Woborsky, Staatsanwalt in Prag (gest. 1896), von dem sie später getrennt lebte (vgl. Rilkes *Domizil in der Wassergasse*, Abbildung in BINDER 1994: 39).

⁶ „panička“: „Frauchen“, von René R. häufig gebrauchte Anrede der Jugendgeliebten.

⁷ von David-Rhonfeld, Valerie („Vally“), (Prag 1874-Prag 1947), zwischen 1892 und 1895 die „Braut“ des Privatgymnasiasten René R. in Prag. Sie wohnte im damaligen Prager Vorort Königl. Weinberge (Královské Vinohrady), Šafaříková 3; ihre Mutter, Johanna Zeyer, war verheiratet mit dem k.u.k. Artillerie-Oberst Franz David Edler von Rhonfeld (vgl. RILKE 2003b).

⁸ Zeyer, Julius (Prag 1841 – Prag 1901), tschechischer Dichter, Vertreter der tschechischen Neuromantik, den René R. mehrfach aufsuchte und dem er das Gedicht *An Julius Zeyer* widmete (vgl. RILKE 1956: 35 f.).

⁹ Vrchlický, Jaroslav (Pseudonym für Emil Bohus Frida, 1853-1912), tschechischer Dichter, Wegbereiter der Moderne (vgl. Rilkes Brief an Vrchlický, Prag 29.1.1896, RILKE 1992: 9 f., 507).

¹⁰ Čech, Svatopluk (1846-1908), tschechischer Dichter und Publizist, politischer Lyriker (vgl. Rilkes Brief an Čech vom 15.3.1896, RILKE 1992: 12, 508f.).

¹¹ Über Rilkes Besuche bei Jiří Karásek ze Lvovic (1871-1951), einem Vertreter des tschechischen Symbolismus (vgl. MÁGR[OVÁ] 1986: 83-92).

deutschen Parallelorgan *Moderne Dichtung* Verbindungen unterhielt.¹² Diese frühe Manifestation von Rilkes Slavophilie hatte persönliche Gründe: die Auflehnung des Heranwachsenden gegen die Abschließung seines Elternhauses vor der tschechischen Umwelt, die für die schrumpfende Minderheit der Prager deutschen Bourgeoisie kennzeichnend war. Wie Rilke nun Prag und Böhmen erlebte, hat er in einem Rückblick ausgedrückt, mit dem er die Würdigung seines Prager Jugendfreundes Emil Orlik¹³ einleitete. Unter dem Titel *Ein Prager Künstler* zur Jahrhundertwende in der Wiener Zeitschrift *Ver Sacrum* erschienen, beginnt sie mit einer Evokation von Stadt und Landschaft:

Die giebelige, türmige Stadt ist seltsam gebaut: die große Historie kann in ihr nicht verhallen. Der Nachklang tönender Tage schwingt in den welkenden Mauern. Glänzende Namen liegen, wie heimliches Licht, auf den Stirnen stiller Paläste. Gott dunkelt in hohen gotischen Kirchen. [...] Brücken sind über den gelblichen Strom gebogen, der, an den letzten verhutzelten Hütten vorbei, breit wird im flachen böhmischen Land. Dann Felder und Felder. Erst ein wenig bange und ärmliche Felder, die der Ruß noch erreicht aus den letzten lauten Fabriken, und ihre staubigen Sommer horchen hinein in die Stadt. Dann, an langen Alleen steilstämmiger Pappeln, beginnen rechts und links die immer wogenderen Ernten. Apfelbäume, krumm von den reichlichen Jahren, heben sich bunt aus dem Korn. [...] Tannen dahinter beenden schweigsam das Land. Kleine hastige Winde hoch in der Luft. Alles andere – Himmel. So ist meine Heimat.¹⁴

Auch diese Zeilen aus der Frühzeit Rilkes bezeugen den „unüberwindlichen Einfluß Prags“, von dem der Dichter noch 1924 in seinem Brief an Otto Pick bekannte, dass derjenige, dessen Kindheit von ihm einst geformt worden sei, sich nicht „heimatlos“ nennen dürfte. Bereits der angehende Dichter hat den Hausgöttern seiner Heimatstadt eine Huldigung dargebracht: das Versbändchen *Larenopfer* (vgl. RILKE 1896; DEMETZ 1953: 136-163; ČERNÝ 1966: 14-28). Viele der in der Einleitung des Orlik-Essays angedeuteten Aspekte der Physiognomie Prags tauchen bereits in den Bildern, Gestalten und Themen dieser 1895 geschriebenen Gedichte auf: Topographisches, Geschichtliches, Alltägliches. Es ist, neben historischen

¹² Über den Austausch zwischen den Periodika der literarischen Moderne in Prag, *Moderne Dichtung* – „gesammelt von Alfred Guth und Josef Adolf Bondy“ – und *Moderní Revue* – herausgegeben von Arnošt Proháska – vgl. „Zwischen den Nationen“ (STORCK 1975: 39-48, 43 f.).

¹³ Orlik, Emil (Prag 1870-Berlin 1932), jüdischer Maler und Graphiker, Jugendfreund Rilkes, der ihn in Prag und später in Berlin mehrfach zeichnete.

¹⁴ Rainer Maria Rilke. Ein Prager Künstler. In: *Ver Sacrum*. Heft 7, Wien 1.4.1900, S. 101-114 (jetzt RILKE 1965: 469-475, 469).

Sujets, ausschließlich das tschechische Prag, das Rilke in dieser poetischen Dedikation an seine Heimatstadt heraufruft; gewiss nicht nur in einem „Zustand seliger Ruhe“ (vgl. ČERNÝ 1977: 1-22). Auch die „damalige gärende Unruhe des tschechischen nationalen Lebens“ klingt in einigen Gedichten an, die dann Rilkes Aufsatz *Ein Prager Künstler* als Zeithintergrund erkennen lässt:

Denn der Tag ist gar laut und wichtig in der Stadt der vielen Feindschaften und Falschheiten, und es gehen allmorgentlich zwei Sonnen auf über dem Hradschin: eine deutsche und eine – andere. Diese andere Sonne liebt das Land, und (was noch notwendiger ist) sie begreift es. (RILKE 1965: 470f.)

Hier wird Rilke sogar parteiisch, wenn er die Selbstisolierung der Prager Deutschen beklagt und die Überwindung ihrer Mittelmäßigkeit nur auf zwei Wegen erreichbar sieht: „sich enger an das Land, seine Art und Anmut anzuschließen, als den einzigen Verkehr, der fördern und festigen kann“, oder: „in die Fremde zu ziehen, wo sich so viel Großes und Verheißungsvolles begiebt“. Als Rilke dies 1899 schrieb, befand er selbst sich bereits in der „Fremde“. In den *Larenopfern* hingegen blieb seine thematische Fixierung auf das tschechische Prag noch überparteilich:

Es dringt kein Laut bis her zu mir
von der Nationen wildem Streite,
ich stehe ja auf keiner Seite;
denn Recht ist weder dort noch hier.

Die folgenden Strophen offenbaren bereits einen Kosmopolitismus, der den Mikrokosmos einer „Beheimatung“ dennoch nicht ausschließt:

Der erscheint mir als der Größte,
der zu keiner Fahne schwört,
und, weil er vom Teil sich löste,
nun der ganzen Welt gehört.

Ist sein Heim die Welt; es mißt ihm
doch nicht klein der Heimat Hort;
denn das Vaterland, es ist ihm
dann sein Haus im Heimatort.
(*In dubiis*, RILKE 1956: 42)

Die Schlussstrophe stellt die Verbindung zu Versen her, die Rilke dem tschechischen Lyriker Josef Kajetán Tyl gewidmet hat; geschrieben „bei Betrachtung

seines Zimmerchens, das auf der böhmischen ethnographischen Ausstellung zusammengestellt war“ (RILKE 1956: 38). Durch seinen Besuch dieser 1895 vom österreichischen Kaiser eröffneten Ausstellung hat Rilke tatsächlich Partei ergriffen; denn die meisten Angehörigen der deutschen Minderheit haben diese Dokumentation des erwachten tschechischen Selbstbewusstseins boykottiert. In sein Gedicht auf Kajetan Tyl fügte Rilke die Anfangszeile jenes Liedes ein, das nach 1918 die Nationalhymne der Tschechoslowakischen Republik¹⁵ wurde:

Da also hat der arme Tyl [!] –
sein Lied „Kde domov můj“ geschrieben.
In Wahrheit: Wen die Musen lieben,
dem gibt das Leben nicht zuviel.
(RILKE 1956: 38f., 68; RILKE 1961: 115)

Die letzte, Tyls Anhänglichkeit an Böhmen rühmende Strophe spielt auf die Bedeutungsgleichheit von ‚Heim‘ und ‚Heimat‘ an, die auch in der etwas schlichten deutschen Version von Tyls *Kde domov můj* zum Ausdruck kommt, wie sie von der deutschen Minderheit in der Tschechoslowakei nach 1919 gesungen wurde:

Wo ist mein Heim, mein Vaterland?
Wo durch Wiesen Bäche brausen,
Wo auf Feldern Wälder sausen,
Wo ein Eden uns entzückt,
Wenn der Lenz die Fluren schmückt,
Dieses Land so schön von allen.
Böhmen ist mein Heimatland.
(STORCK 1975: 40)

Ein letztes Beispiel aus den *Larenopfern*, das thematisch bis in die Spätzeit Rilkes weiterwirkt, ist das Jan Hus gewidmete Gedicht *Superavit* (RILKE 1956: 34)¹⁶. Als Rilke im April 1897 Konstanz besucht, erscheint ihm die auch in einem weiteren Gedicht heraufgerufene *Vision* des dort als „Ketzer“ Verbrannten (vgl. RILKE 1959: 449-451). „Ich verehere die Gestalt des čechischen Reformators“,

¹⁵ Josef Kajetán Tyl (1808-1856) hat das Lied 1834 für sein von František Škroup komponiertes Singspiel *Fidlovačka* geschrieben.

¹⁶ Jan (Johannes) Hus, tschechischer Reformator (Husinec um 1370 – Konstanz 6.7.1415), erschien mit der Zusage freien Geleits auf dem Konzil zu Konstanz (1414-1418) und wurde dort als Ketzer verbrannt.

schreibt er damals an Wilhelm von Scholz (RILKE 1992: 13, Konstanz 19.4.1897) und begründet: „Dieser Hus. Wolltest Du alle Gefühle der Čechennation in Eines fassen und personifizieren, – riesig müßte der Reformator in dem Kampfe der Nachfahren ragen.“ Noch 1921 erscheint ihm Hus als eine Repräsentationsfigur für die Erneuerung eines tschechischen Selbstbewusstseins, wenn er mit einem Seitenhieb auf die Deutschen betont, dass ihr – der Tschechen – „Jan Hus um so viel geistiger und glühender als Luther“ gewesen sei (RILKE 1992: 327, an Mary Gräfin Dobrženský, 4.2.1921).

Verglichen mit den Gedichten der *Larenopfer* sind die im Winter 1897/98 in Berlin niedergeschriebenen, erst 1899 erschienenen *Zwei Prager Geschichten* bereits ein Werk des Rückblicks (RILKE 1899, RILKE 1961: 97-220). Sie vergegenwärtigen Ereignisse und Empfindungen, die für die Entwicklung eines böhmischen Selbstverständnisses in der Jugend des Dichters bedeutsam waren. In diesen Geschichten (vgl. MÜHLBERGER 1961) versenkt sich Rilke in das Prag des (tschechischen) Volkes, auch seiner Künstler und Intellektuellen, soweit er es in den wenigen Jahren nach seiner Militärschulzeit hat beobachten können. Allein schon seine zeitgeschichtlichen Kenntnisse, die Verschwörung der *Omladina* betreffend, waren ungewöhnlich, obwohl die Erzählung vom *König Bohusch* nicht auf historische Genauigkeit zielte. Rilke hat die Figur des „kleinen buckligen Mannes“ durch ihre Verknüpfung mit dem ermordeten Polizei-Konfidenten Rudolf Mrva – denn als diesen verstehen ihn Peter Demetz wie Josef Mühlberger – literarisch bereichert, auch wenn diese Zuschreibung einer „patriotischen“ Verurteilung des historischen Vorbilds widersprechen musste, was wiederum Václav Černý veranlasste, eine Identität Bohusch – Mrva anzuzweifeln (vgl. ČERNÝ 1966: 40-43; dagegen DEMETZ 1953: 159ff., MÜHLBERGER 1961: 145 f.). Selbst die um die Dialektik eines tschechischen Selbstverständnisses kreisenden Gespräche zwischen dem kindlich-naiven, das „einfache Volk“ repräsentierenden Bohusch und dem intellektuellen Anarchisten Rezek besitzen eine den Text strukturierende, poetische Relevanz und sind nicht zuerst als Ausdruck politischer Positionen zu begreifen. Die zweite der *Prager Geschichten* ist demgegenüber deutlicher von einer programmatischen Absicht getragen, da sie in der zarten Annäherung zwischen dem deutschen Studenten Ernst Land und der jungen Tschechin Luise auf eine harmonisierende Verbindung hinzielt und dabei auch auf die Sprachenfrage in Böhmen anspielt, wenn sich beide ihre jeweiligen Sprachen näherbringen wollen und gerade der Deutsche mit dem Bekenntnis an die Freundin schließt: „Ich liebe Ihre Sprache“ (RILKE 1961: 220).

III

Über Rilkes frühe Texte ist schon manches geschrieben worden; noch kaum berücksichtigt aber blieben Quellen aus Rilkes späteren Lebensjahren, die erneut ein böhmisches Selbstverständnis bezeugen. Sie erläutern, weshalb Rilke später seine Herkunft „als Österreicher und Böhme“ mit der Betonung des Abstandes verbindet, den er gegenüber den zeitgenössischen, durch das preußisch-deutsche „Reich“ geprägten Erscheinungsformen des „deutschen Wesens“ empfand. Zunächst vollzog sich der Aufbruch René Rilkes aus Prag im Herbst 1896 ja als Lösung aus den eigenen, mit dem Prag der deutschen Minderheit verbundenen, zerrütteten Familienverhältnissen. Die Erzählung *Ewald Tragy* (RILKE 1961: 512-567)¹⁷, bezeugt es als die Entscheidung eines „Einsamen“, wie ihn das gleichnamige Gedicht aus dem *Buch der Bilder* (1903) charakterisiert:

Wie einer, der auf fremden Meeren fuhr,
so bin ich bei den ewig Einheimischen;
die vollen Tage stehn auf ihren Tischen,
mir aber ist die Ferne voll Figur.

(RILKE 1956: 393, Viareggio 2.4.1903)

Schon die erste Etappe in der Fremde brachte für den jungen Dichter eine Lebenswende: die Münchner Begegnung mit der fast vierzehn Jahre älteren deutsch-russischen Schriftstellerin Lou Andreas-Salomé im Frühjahr 1897. Zeichenhaft änderte Rilke seinen Vornamen René in Rainer. Noch im gleichen Jahr folgte er seiner Freundin nach Berlin; mit ihr trieb er russische Studien, zwei großen Reisen vorbereitend, auf denen er 1899 und 1900 „Frau Lou“ in ihre russische Heimat begleitete (vgl. RILKE/ANDREAS-SALOMÉ 1975; ANDREAS-SALOMÉ 1977 u. 1999; ASADOWSKI 1986). Seine bereits in Prag entwickelte Slavophilie fand hier ihre Erfüllung. Zahlreich sind von nun an die Bekenntnisse seiner Überzeugung, in der Folge dieser Reisen in Russland innerlich „beheimatet“ zu sein. Ein Rückblick aus dem März 1920 an die Schweizerin Anita Forrer hat dies präzisiert:

[...] ein Heimatgefühl überkam mich zuerst im Jahre 1899 in Moskau: ich mußte mit einem Schlage im russischen Wesen das mir Vertrauteste erkennen und erfahren, in einer wie vagen und unzusammenstimmenden Umgebung ich bis dahin gelebt hatte. Diese Einsicht ist mir grundlegend geblieben –, so viel und so gern ich sonst in vielen Ländern gelebt habe, eigentliche Verbundenheit empfinde ich nur zu der russischen Erde und ihren mir brüderlichen Geschöpfen. (RILKE/FORRER 1982: 46, Schönenberg 22.-24.3.1920)

¹⁷ Geschrieben vermutlich im 2. Halbjahr 1897, Berlin-Schmargendorf.

Nach den russischen Reisen, nach der Trennung von Lou Andreas-Salomé und noch vor seinem gescheiterten ehelichen Ansiedlungsversuch mit der Bildhauerin Clara Westhoff im Umkreis des Künstlerdorfs Worpsswede hatte Rilke erfahren, was er 1902 an Friedrich Huch schrieb: „Es ist so viel Fremde um uns in Deutschland von heute, so viel ausgesprochene und verschwiegene Feindschaft [...]“ (RILKE 1939: 193, Westerwede 5.3.1902). 1907 gestand er seinen schwedischen Freunden in Göteborg: „Es ist so gut, den Schwerpunkt aus Deutschland fortzuverlegen, wo man doch nicht hingehört“ (RILKE 1992: 69, an Elizabeth (Lizzie) Gibson, Paris 20.6.1907). So wurde nach dem ersten Aufenthalt in Paris während des Winters 1902/03 mit dem Auftrag, eine Monographie über Auguste Rodin zu schreiben, und nach längeren Aufenthalten in Italien und in Schweden, seit 1906 Paris sein ständiger Wohnsitz. Er blieb es, trotz der zahlreichen, den Dichter bis nach Spanien und Nordafrika führenden Reisen und trotz seiner gelegentlichen Aufenthalte in Böhmen; neben Prag vor allem auf den Schlössern Lautschin (Loučen) und Janowitz (Vrchotovy Janovice) seiner adligen Freunde, der Fürstin Marie von Thurn und Taxis-Hohenlohe und der tschechischen Baroness Sidonie Nádherný von Borutin (Nádherná z Borutína).¹⁸

Dass Rilke den Ausbruch des Ersten Weltkriegs auf einer Reise durch Deutschland erlebte, war Zufall; er zwang ihn, „cinq ans de prison allemand“ (KEYN 1947: 28, Genf 18.6.1919) zu durchleben, in die auch ein halbes Jahr im österreichischen Militärdienst fiel. Verständlich, dass diese Jahre den in Paris angesiedelten Dichter aus Prag in eine schwere Identitätskrise stürzten. Ein Beleg hierfür ist sein Briefbekenntnis an Ilse Erdmann vom 11. September 1915:

Um zu wissen, wie arg mir diese Zeitläufte anhaben, müssen Sie sich denken, daß ich nicht ‚deutsch‘ empfinde, – in keiner Weise; ob ich gleich dem deutschen Wesen nicht fremd sein kann, da ich in seiner Sprache bis an die Wurzeln ausgebildet bin, so hat mir doch seine gegenwärtige Anwendung und sein jetziges aufbegehrliches Bewußtsein, soweit ich denken kann, nur Befremdung und Kränkung bereitet; und vollends im Oesterreichischen, das durch die Zeiten ein oberflächliches Kompromiß geblieben ist (die Unaufrichtigkeit als Staat, im Oesterreichischen ein Zu-hause zu haben, ist mir rein undenkbar und unausführbar! Wie soll ich da, ich, dem Rußland, Frankreich, Italien, Spanien, die Wüste und die Bibel das Herz ausgebildet haben, wie soll ich einen Anklang haben zu denen, die hier um mich großsprechen! (RILKE 1992: 139)

¹⁸ In Lautschin (Loučen) weilte Rilke vom 15.-20.8.1910, dann vom 23.7.-4.8. sowie vom 10.-15.8.1911; Janowitz (Vrchotovy Janovice) besuchte Rilke als Gast der Geschwister Nádherný am 2.11.1907; sodann vom 23.8. bis 12.9.1910 und nochmals vom 10.-15.8.1911.

Was Rilke hier über seine Beziehung zum „deutschen Wesen“ sagt, scheint identisch mit seiner Briefäußerung von 1924 gegenüber Otto Pick. Woher aber die Schärfe des „herkünftigen“ Österreichers gegenüber Österreich? Was meint Rilke damit, dass das Österreichische „durch die Zeiten ein oberflächliches Kompromiß“ geblieben sei; und was besagt die Formel von der „Unaufrichtigkeit als Staat“? Zum Verständnis muss man Äußerungen aus der Zeit nach dem Untergang des alten Österreich-Ungarn heranziehen, worin Rilke die neue „Heimatlosigkeit des Österreichers“ beklagt (RILKE 1992: 298, an Leopold von Schlözer, Locarno 21.1.1920). Was Rilke im Rückblick dem alten Österreich vorwirft, ist das Fehlen einer „Idee“, so 1922 gegenüber der ungarischen Gräfin Sizzo:

[...] wie wäre die Welt zu harmonisieren, wenn Völker sich so zugeben wollten, jedes zu seiner Art und der des anderen ehrfürchtig und staunend zugestimmt. Dazu freilich ist not, daß man die Art rein erkenne, ja daß man – ach – zur Art bringe und, in der Mitte der Art, zur Idee! Wieviele Staaten könnten von sich aus versichern, eine zu haben? Deutschland, in den vierzig Jahren seiner Pseudo-Prosperität, lebte von einer idée-fausse, einer idée-fixe – und mißbrauchte sein Talent zur Idee in diesem eitlen Irrtum –, Österreich war zu nachlässig, zu nonchalant, um sich zur ‚Idee‘ zu durchdringen, die eine sehr gültige und versöhnliche hätte werden sollen. (RILKE 1992: 392, an Margot Gräfin Sizzo-Noris-Crouy, Muzot 15.7.1922)

Ähnlich klagt er im November 1921 seiner schwedischen Freundin Ellen Key, dass Österreich, „so herrliche und kontrastvolle Spannungen es dafür gehabt hätte“, nie „zu einer Idee zusammengewachsen“ sei (RILKE/KEY 1993: 243f.). Am deutlichsten hat er es 1926 in einem Brief an Aurelia Gallarati-Scotti ausgedrückt (hier in deutscher Übersetzung):

Wenn ich also den deutschen Nationalismus, diese Anmaßung eines oberflächlich amerikanisierten Emporkömmlings [prétension de parvenu vaguement américanisé], immer verabscheut habe, so habe ich doch das Ausbleiben eines Versuchs bedauert, für die verschiedenen Bestandteile Österreichs (das immerhin jahrhundertlang Zeit gehabt hätte, ein langsames und gedeihliches Zusammenspiel seines vielfarbigem Mosaiks [de sa mosaïque multicolore] vorzubereiten) ein Gemeinschaftsgefühl zu entwickeln, das sich aus seinen klug versöhnten Gegensätzen hätte nähren können. (RILKE 1992: 470f., Val-Mont 14.2.1926)¹⁹

¹⁹ Im Original: „Ainsi, si j’ai toujours détesté le nationalisme allemand, prétension de parvenu vaguement américanisé, j’ai regretté le manque d’un essai de donner aux différents éléments de l’Autriche (qui pourtant pendant des siècles aurait eu le temps de préparer un lent et fécond accord de sa mosaïque multicolore) un sentiment commun, nourri par ses contrastes intelligemment conciliés.“

Aus diesen Umschreibungen erhellt, dass, was Rilke als „Idee“ Österreichs verstand, einem Modell nahekommt, das der tschechische Historiker František Palacký noch in einer späten Schrift von 1866 als *Österreichs Staatsidee* gekennzeichnet hat und dessen Struktur bereits in seinem Brief an die 1848 in Frankfurt versammelte erste deutsche Nationalversammlung angedeutet war (vgl. PALACKÝ 1977, PALACKÝ 1928: 55-65). Seine Begründung der notwendigen Eigenständigkeit Österreichs als föderative Vereinigung der verschiedenen Völker des Donauraums zu einem – so Rilke – „mosaïque multicolore“ weist Palacký nicht nur aus als „zweifellos das einzige wirkliche politische Genie Österreichs im 19. Jahrhundert“ (Václav Černý); sie entsprach auch Rilkes vor 1914 gehegter Wunschvorstellung eines idealen, seine Kontraste versöhnenden Österreichs. Gerade als Prager, als Böhme, konnte Rilke die Dinge so empfinden, wie dies in historisch und staatsrechtlich präziser Form vor ihm sein tschechischer Landsmann zu formulieren vermochte. Es war die durch den „Reichsausgleich“ von 1867 festgeschriebene Ausgrenzung der slavischen Bevölkerungsmehrheit des Habsburgerreichs aus dem österreichisch-ungarischen Dualismus, wodurch eine kluge „Versöhnung der Kontraste“ des Vielvölkerstaates versäumt worden ist.

IV

Zwangsläufig musste der Untergang Alt-Österreichs in der Folge des Ersten Weltkriegs Rilkes Aufmerksamkeit wieder auf seine böhmische Herkunft lenken. Schon das Ablaufen der Gültigkeit seines österreichischen Passes wies den Dichter an die im Aufbau begriffene Gesandtschaft der Tschechoslowakischen Republik in Bern. In deren Leiter, Dr. Dušek, fand er eine „sympathische und in ihrer Art bedeutende Persönlichkeit“. Ihm sandte Rilke zum Jahresende 1920 einen Brief mit persönlichen Wünschen, die er auf den neuen Staat ausdehnte, dessen Bürger er geworden war. Seine Sympathie galt vor allem dem neuen Staatsoberhaupt:

Je les adresse tout autant à vous qu'à mon pays natal, représenté par vous dans la Suisse hospitalière : puisse la jeune Tchécoslovaquie, agitée de sa conscience nouvelle, s'engager de plus en plus dans une voie assurée et prospère; gouvernée, non seulement par un grand savant, mais par un sage, elle a le droit d'affronter vaillamment un avenir qui appartiendra – espérons-le – ceux qui sont de bonne volonté. (RILKE 1992 : 608)²⁰

²⁰ Der Brief vom 27.12.1920 an Dr. Cyril Dušek, damals Gesandter der Tschechoslowakischen Republik in Bern, wurde in Nr. 4 der Gazette de Prague, einem offiziellen Presseorgan des Prager Außenministeriums, Anfang Januar 1920 veröffentlicht, im Anschluß an einen ungezeichneten Beitrag über Rilke „Un poète allemand de Bohême“, der mit den Sätzen schloss: „Par son extraordinaire richesse aussi bien que par son admirable force et par sa profondeur, l'œuvre de Rilke est très remarquable. Les Allemands de la République tchécoslovaque peuvent, à bon droit, s'enorgueillir de leur poète“.

Diesen Brief hat Anfang Januar 1921 die vom tschechoslowakischen Außenministerium in französischer Sprache herausgegebene *Gazette de Prague* veröffentlicht; Rilke erhielt sie von seiner böhmischen Bekannten und Gastgeberin Mary Gräfin Dobrženský zugeschickt, der er am 26. Januar aus dem schweizerischen Zufluchtsort Berg am Irchel schreibt:

Danke für die Gazette de Prague. Finden Sie meinen Schritt unpassend oder unvorsichtig? Ich gedachte nicht, durch ihn aufzufallen und es ist mir einigermaßen fatal, daß der Minister eine Aufmerksamkeit, die ich ihm persönlich zu erweisen meinte, weil er mir in einigen Fällen von der geneigtesten Bereitschaft gewesen war, in's Öffentliche zu kehren für gut fand. Abgesehen davon bereue ich nichts; mir ist der Aufstieg des jungen böhmischen Staates ein Natürliches und Zuversichtliches und ich bin der Meinung, daß die Deutschen in Böhmen bei einigem guten Willen ihre Lage mit den aufsteigenden Kräften der neuen nationalen Tschechoslovakei versöhnen könnten. (RILKE 1992: 326)

Im nächsten Brief an Mary Dobrženský vom 4. Februar erweitert Rilke die Begründung seiner zunächst nur angedeuteten Meinung:

Im Übrigen beruhigt es mich sehr, daß Sie meinem Bekenntnis zustimmen, ist es nicht der einzige Weg weiterzukommen, aus diesen fortwährenden Befeindungen hinaus [...]. – Nun seit wie lange schon! Ich erinnere mich schon in meiner Kindheit, den Tschechen gewünscht zu haben, sie möchten zu sich kommen: wie erdrückt und erstickt sahen sie alle aus – und doch war ihr Jan Hus um so viel geistiger und glühender als Luther –, und wie schön und sommerlich können ihre Mädchen sein, wie wunderbar ist ihr Land und das hohe geheimnisvolle Prag! und das alles kam gewiß nicht zu seinem Recht und Glück in jenem engen deutschen Verstande, der es sich anmaßte! (RILKE 1992: 327, Berg am Irchel 4.2.1921)

Rilke knüpft mit diesem „Bekenntnis“ nochmals an seine frühen Prager Eindrücke an, als die deutschbürgerliche Minderheit das Aufbrechen einer „tschechischen Renaissance“ wahrzunehmen sich weigerte. Nun bestätigt er, dass die jetzige Umkehr der Verhältnisse zugunsten der tschechischen Majorität schon den Wünschen seiner Kindheitsjahre entsprochen habe:

Ich habe mich gefreut, Prag wieder zu einem tschechischen Zentrum werden zu sehen, denn dieses wißbegierige und geschickte Volk hatte sich in einer so widersinnigen Art verleugnet, daß es selbst den Gefallen an seiner Sprache verloren hatte; diese war zur Zeit meiner Kindheit in einem solchen Grade kraftlos geworden, daß sie, in einer

entstellten Form, jedwelchen Abfall der deutschen Sprechweise aufnahm, um die Dinge des täglichen Lebens benennen zu können. (RILKE 1992: 471)²¹

Diese Aussage erinnert nochmals an das Kindheitserlebnis, da dem kleinen René nur „Kucheldeutsch“ bzw. „Kuchelböhmisches“ zu Ohren kam, während seine Mutter sich noch weigerte, tschechisch zu lernen. Rilke selbst hatte die „böhmische Sprache“ schon bei den Piaristen und dann in der Militärschule auf seinem Lehrplan und darin immer „sehr gute“ Zensuren erhalten.²²

Für Rilkes böhmisches Selbstverständnis bleibt während seiner letzten Jahre die Verbindung zum Leiter des Feuilletons der *Prager Presse*, dem eingangs zitierten Otto Pick, von Bedeutung. Schon der Brief des Dichters vom 1. Dezember 1920 an seinen Prager Gewährsmann lässt dies erkennen:

Während mehrerer Monate hatte ich den Vorzug, die Prager Presse fast regelmäßig zu erhalten – und so unterschreibe ich nun noch überzeugter, was schon über ihren ersten Nummern meine Zuversicht war: daß in ihr ein Organ geschaffen sei, darin alle Stimmen meiner neu bekräftigten Heimath mit den gültigsten der Nachbarländer und des Auslandes zu einem vielfältigen und vollen Einklang zusammenstreben. (RILKE 1992: 359)

Bereits vor der Redaktionsübernahme durch Otto Pick hatte Rilke dem Vorgänger Paul Adler am 3. Juni 1921 versichert: „Ich habe die Gründung der Tschechoslowakei mit Freude begrüßt; nun erkenne ich in Ihrem Blatte einen sehr beachtenswerthen Versuch, jene gleichberechtigte Vielstimmigkeit zu verwirklichen, die [...] eine eigentlich österreichische Aufgabe hätte sein können.“²³ Auch hier klingt die Grundüberzeugung des seiner „Herkunft“ bewussten Pragers an, dass es für Böhmen eine historische Kontinuität nur mit Österreich, nicht jedoch mit dem „Deutschen Reich“ von 1871 gegeben habe.

1925, zu Rilkes 50. Geburtstag, brachte Otto Pick eine Sonderbeilage der *Prager Presse* heraus und stellte Verbindungen her zu tschechischen Autoren, vor allem zu

²¹ Im Original französisch: „Je me suis réjoui de voir redevenir Prague un centre tchèque. parce que ce peuple curieux et industrieux s’était renoncé d’une façon absurde jusqu’à perdre le goût de sa langue; celle-ci, du temps de mon enfance, était affaiblie jusqu’au point d’accepter, sous une forme défigurée, n’importe quel déchet du parler allemand pour pouvoir exprimer les choses de la vie courante.“

²² Vgl. KIM 1973: 57f.; dort auch S. 41-49 Rilkes Militärschul-Zeugnisse aus St. Pölten (1886-1890) und Mährisch-Weißkirchen (Hranice) (1890-91); die Zensuren für die „Böhmische Sprache“ fast durchgehend: „sehr gut“.

²³ An Paul Adler, Etoy 3.6.1921, unveröffentlicht. Deutsches Literaturarchiv Marbach a.N.

Karel Čapek²⁴. Zuvor schon hatte sich der freundschaftlich engagierte Redakteur vor den Dichter gestellt, als in der „deutschböhmischen“ Presse – wie Rilke sie, den 1907 erfundenen Neologismus „sudetendeutsch“ ignorierend, zu nennen pflegte –, aber auch in „deutschnationalen“ Blättern des „Reiches“, Angriffe gegen Rilke erschienen, nachdem bekannt geworden war, dass Rilke Gedichte in französischer Sprache veröffentlicht hatte.²⁵ Den allgemeinen Tenor der sudetendeutschen Provinzpresse gab die *Reichenberger Zeitung* an, worin am 26. Juli 1925 ein Otto Payer aus Leitmeritz unter der Überschrift „Ein deutscher Dichter, der französische Verse schreibt./Zur Geschichte des zeitgenössischen Schrifttums“ folgende Sätze drucken ließ:

Das deutsche Geistesleben ist so mächtig, so weit verzweigt und so tief im deutschen Volkstum eingesengt [!], daß uns selbst scheinbar so unfafßbare Dinge wie die Franzosierung [!] Rilkes doch nicht aus der Ruhe bringen soll. Es wäre höchstwahrscheinlich nicht allzu schwer, aus den rassischen Eigentümlichkeiten seiner Vorfahren und seiner Familie eine Begründung der besonderen Art seiner Geistesrichtung abzuleiten. Doch dürfte diese Arbeit wenig zweckentsprechend sein. Rilke hat sich unserem völkischen Gefühle entfremdet, das steht nun einmal fest. (Zit. nach RILKE 1992: 667)

Diesen ‚Fall Rilke‘ aus dem Jahre 1925 hat später Maurice Betz in seinem Buch *Rilke in Frankreich* dokumentiert (vgl. Anm. 24). Kennzeichnend für die Kampagne in Teilen der deutschböhmischen Presse war, dass man Rilkes Dankbrief aus der *Gazette de Prague* von 1920 zu einem ‚Glückwunschtelegramm‘ an den tschechoslowakischen Präsidenten umstilisierte. Einer besorgten Stimme, die daraufhin den Dichter aus Österreich (Linz) erreichte, antwortete Rilke ebenso gelassen wie klar am 18. Dezember 1925:

Dem Präsidenten Masaryk hab ich zwar nicht diesmal, aber bei einem früheren Anlaß, durch seinen damaligen Berner Vertreter, meine Verehrung angeboten: dieses Gefühl bestand lange, bevor die Umstürze des Jahres 18 ihn an jene sichtbarere Stelle emportrugen; wie sollte ich mich nicht zum Beifall aufgefordert gefühlt haben, da ein Mann von universeller geistiger Bedeutung den obersten Platz in meinem Heimatlande einnahm, von dem ich abgelöst genug bin, um seinen besonderen Schicksalen, unabhängig, treu zu sein. (RILKE 1992: 458 f., an Arthur Fischer-Colbrie, Muzot 18.12.1925)

²⁴ Karel Čapek (1890-1938), Vorsitzender des tschechoslowakischen PEN; hatte in dieser Funktion im Frühjahr 1926 Rilke nach Prag eingeladen. Dieser musste aus Krankheitsgründen absagen; bat aber Otto Pick um die Übermittlung seiner „Empfehlung“ und „aufrichtigen Sympathie“ (Val-Mont 25.3.1926).

²⁵ Vgl. Der „französische Rilke“ oder „Sturm im Wasserglas“ (BETZ 1938: 206-220) und Rilkes Brief an Walter Mehring, Paris 4.8.1925 (RILKE 1992: 453, im dokumentarischen Anhang S. 666-668).

In Tomáš G. Masaryk²⁶ sah Rilke die Verkörperung des Ideals eines auch geistig repräsentativen Staatsmannes. Als noch ein Jahr zuvor Rilkes Zürcher Freund, der Biologie-Professor Jean Strohl, eine politisch orientierte Reise nach Prag antrat, gab ihm Rilke nicht nur eine einführende Schilderung seiner Heimatstadt mit auf den Weg, sondern verband dabei zugleich seine Empfehlung an die tschechoslowakischen Staatsmänner mit einer Rekapitulation seines historisch begründeten Böhmen-Verständnisses. Der entscheidende Briefauszug, im Original französisch, lautet in deutscher Übersetzung:

Wenn Sie das Glück haben sollten, sich dem Präsidenten Masaryk und Herrn Beneš zu nähern, fehlt Ihnen nichts mehr zu einem Aufenthalt, den Sie gerade durch Ihren lebhaften und gerechten Geist fruchtbar zu machen verstehen werden. Sie nehmen sich vor, ihnen von mir zu sprechen –: lieber Freund, ich weiß sehr wohl, daß man in solchen Gesprächen sich seine Themen nicht immer aussuchen kann, und im übrigen gibt es noch weitaus wichtigere. Sollten Sie aber dennoch dazu kommen, Herrn Masaryk meine Bewunderung, die schon sehr alt ist, auszudrücken, entsprechen Sie meiner Überzeugung. Stets habe ich seine konsequente Energie, seine aufrechte und logische Geisteskraft sowie die Würde seines staatsmännischen Denkens bewundert. Und sein Mitarbeiter Herr Beneš scheint mir durchaus geeignet, die Absichten einer solchen Persönlichkeit zu unterstützen und auszuführen und sie mit der Größe und Genauigkeit der eigenen Anschauungen zu ergänzen. Wärs die Idee, die diese in einem Gewimmel ehrgeiziger Bestrebungen verlorene Welt regierte, meine deutschen Mitbürger müßten, zusammen mit dem wiedererstandenen tschechischen Volk, sich darin einig sein, daß die Gegenwart dieser beiden aufgeklärten Männer ein festes Versprechen für die Zukunft enthält; nichts war unhaltbarer als der politische Zustand Böhmens vor dem Krieg [...].²⁷

Rilke, der bereits Ende 1926 einer akuten Leukämie erlag, hat die dreißiger Jahre nicht mehr erlebt, obwohl er, was Deutschland betrifft, dessen Entwicklung in düsteren Ahnungen bereits vorausgesehen hat. Man kann sich lebhaft vorstellen, wie Rilke auf die Ereignisse des Jahres 1938 reagiert hätte, und denkt dabei unwillkürlich an Rilkes gleichaltrigen Zeitgenossen Thomas Mann, so entgegengesetzt beider

²⁶ Tomáš Garrigue Masaryk (Hodonín 1850 – Lány 1937), bedeutendster tschechischer Staatsmann und Gelehrter, 1882 Prof. an der tschechischen Karlsuniversität Prag, seit 1907 Mitglied des Österreichischen Reichsrates, gründete 1915 im Exil mit E. Beneš einen tschechoslowakischen Nationalrat, 1918-1935 der erste Präsident der ČSR.

²⁷ Rainer Maria Rilke an Prof. Jean Strohl, Muzot 4.9.1924 (RILKE 1992: 430, dort das französische Original).

Anschauungen noch zur Zeit des Ersten Weltkrieges gewesen waren. Doch in den dreißiger Jahren hatte der norddeutsche Romancier selbst die europäische Position des gebürtigen Pragers erreicht, war ein dankbarer Bewunderer von Edvard Beneš²⁸ geworden, der dem aus Deutschland Ausgebürgerten – wie seinem Bruder Heinrich – jenen tschechoslowakischen Pass verschaffen konnte, den Rilke schon 1919 „von Geburts wegen“ erhalten hatte.²⁹ Der leidenschaftliche Zorn, mit dem Thomas Mann auf den 1938 in München besiegelten Verrat an der demokratischen Tschechoslowakei reagierte (vgl. MANN 1938: 780-795), hätte gewiss auch den einstigen Österreicher und Böhmen erfasst, vergegenwärtigt man sich die Bestürzung, womit Rilke bereits 1923 die Entwicklungen in Deutschland verfolgte. Was schließlich das „Heimatproblem“ betrifft, so hätte er sich, der fast zeitlebens das Zurückdrängen der „besten“ Traditionen des „deutschen Wesens“ – seiner „*racine cachée*“ (RILKE 1992: 405, an Aurelia Gallarati-Scotti, 23.1.1923)³⁰ – beklagen musste, gewiss auf einen anderen dichterischen Zeugen aus dem 19. Jahrhundert berufen können, der, wie dessen Antipode Heinrich Heine, sein Leben als Exilant in der „Fremde“ beschließen musste: August von Platen. Von ihm stammten jene Verse, die der (Noch-nicht-)Emigrant Thomas Mann im Unheiljahr 1933 seinem verblendeten Freund, dem Dichter und Germanisten Ernst Bertram, in das „völkische Glashaas“ Deutschland übersandt hat:

Doch wer aus voller Seele haßt das Schlechte,
Auch aus der Heimat wird es ihn verjagen,
Wenn dort verehrt es wird vom Volk der Knechte.

Weit klüger ist's, dem Vaterland entsagen,
Als unter einem kindischen Geschlechte
Das Joch des blinden Pöbelhasses tragen.
(MANN 1960: 178, Küssnacht 19.11.1933)

²⁸ Edvard Beneš (Kozlány 1884 – Sezimovo Ústí 1948), 1918-1935 Außenminister der ČSR, 1935 Präsident, 1938 zurückgetreten. 1945 aus dem englischen Exil als Präsident zurückgekehrt.

²⁹ Thomas Mann an Edvard Beneš, Pazific Palisades 29.7.1944 (MANN 1963: 379-82).

³⁰ „J'avoue – entre nous – que je n'ai jamais pu aimer de l'Allemagne que sa racine cachée; [...]et en bon Autrichien que je suis [...], la date de 1866 me paraît le commencement de bien des erreurs qui, à présent, nous font souffrir.“

Literaturverzeichnis:

- ANDREAS-SALOMÉ, Lou (1977): Lebensrückblick. Hrsg. v. Ernst Pfeiffer. Neue durchges. Ausg. Frankfurt am Main: Insel (it 54).
- ANDREAS-SALOMÉ, Lou (1999): „Rußland mit Rainer“. Tagebuch der Reise mit Rainer Maria Rilke im Jahre 1900. Hrsg. v. Stéphane Michaud in Verbindung mit Dorothee Pfeiffer. Vorwort v. Brigitte Kronauer. Marbach: Deutsche Schillergesellschaft (Marbacher Bibliothek 3).
- ASADOWSKI, Konstantin (Hrsg.) (1986): Rilke und Rußland. Briefe/Erinnerungen/Gedichte. Berlin, Weimar: Aufbau.
- BINDER, Hartmut (Hrsg.) (1994): Mit Rilke durch das alte Prag. Ein historischer Spaziergang. Mit zeitgenössischen Fotografien zu Rilkes *Larenopfer*. Frankfurt am Main, Leipzig: Insel.
- BETZ, Maurice (1938): Rilke in Frankreich. Erinnerungen. Briefe. Dokumente. Wien, Leipzig, Zürich: Herbert Reichner.
- ČERNÝ, Václav (1966): Rainer Maria Rilke, Prag, Böhmen und die Tschechen. Aus dem Tschechischen übersetzt v. J. Povejšil u. G. Wolfová. Praha: Artia.
- ČERNÝ, Václav (1977): Noch einmal und anderes. Rilke und die Tschechen. In: Die Welt der Slaven. Neue Folge 1, S. 1-22.
- DEMETZ, Peter (1953): René Rilkes Prager Jahre. Düsseldorf: Eugen Diederichs.
- HULEWICZ, Witold (1924a): Rosmowa z Rainerem Maria Rilke. In: Wiadomości Literackie, (Warszawa), No. 46, S. 3.
- HULEWICZ, Witold (1924b): Zwei Tage beim Autor des Buchs der Bilder. Deutsche Übersetzung von Käthe Koschmieder. In: Blätter der Rilke-Gesellschaft, H. 13/1986, S. 55-65.
- HULEWICZ, Witold (1924c): Gespräche mit Rilke. In: Dichtung und Welt. Beilage zur Prager Presse, Jg. IV, Nr. 48, S. 3.
- KEYN, Ulrich (1947): Briefe an eine Reisegefährtin. [Putzi Casani =Albertina Böhmer-Casani] Eine Begegnung mit Rainer Maria Rilke [...] geschildert v. U.K. Wien: Alfred Ibach.
- KIM, Byong-Ock (1973): Rilkes Militärschülerlebnis und das Problem des Verlorenen Sohnes. Bonn: Bouvier, S. 13-121 (Das Militärschülerlebnis Rilkes).
- MÁGR[OVÁ], Clara (1986): Sprach Rilke tschechisch? In: Blätter der Rilke-Gesellschaft, H. 13, S. 83-92.
- MANN, Thomas (1938): Dieser Friede. Stockholm, NewYork: Bermann-Fischer.
- MANN, Thomas (1956): Dieser Friede. In: Gesammelte Werke. Band 12: Zeit und Werk. Berlin: Aufbau, S. 780-795.
- MANN, Thomas (1960): Thomas Mann an Ernst Bertram. Briefe aus den Jahren 1910 bis 1955. In Verbindung mit dem Schiller-Nationalmuseum hrsg. v. Inge Jens. Pfullingen: Neske.

- MANN, Thomas (1963): Briefe 1937-1947. Hrsg. v. Erika Mann. Frankfurt am Main: S. Fischer.
- MÜHLBERGER, Josef (1961): Erläuterungen, Nachwort. In: Rainer Maria Rilke, Zwei Prager Geschichten. Mit Illustrationen von Emil Orlik. Hrsg. v. Josef Mühlberger. Frankfurt am Main: Insel (it 235), S. 125-149.
- PALACKÝ, Franz (1866): Österreichs Staatsidee. Prag (Nachdruck Wien, 1977).
- PALACKÝ, František (1928): Der Brief nach Frankfurt. In: Die Tschechen. Eine Anthologie aus fünf Jahrhunderten. Hrsg. v. Paul Eisner. München: R. Piper & Co., S. 55-65.
- RILKE, René Maria (1896): Larenopfer. Prag: H. Dominicus.
- RILKE, Rainer Maria (1899): Zwei Prager Geschichten. Stuttgart: Bonz.
- RILKE, Rainer Maria (1939): Gesammelte Briefe. Erster Band: Briefe aus den Jahren 1892 bis 1904. Hrsg. v. Ruth Sieber-Rilke u. Carl Sieber. Leipzig: Insel.
- RILKE, Rainer Maria (1956): Sämtliche Werke. Band I: Gedichte. Erster Teil. Hrsg. v. Rilke-Archiv. In Verbindung mit Ruth Sieber-Rilke besorgt durch Ernst Zinn. Wiesbaden: Insel.
- RILKE, Rainer Maria (1959): Sämtliche Werke. Band III: Jugendgedichte. Frankfurt am Main: Insel.
- RILKE, Rainer Maria (1961): Sämtliche Werke. Band IV: Frühe Erzählungen und Dramen. Frankfurt am Main: Insel.
- RILKE, Rainer Maria (1965): Sämtliche Werke. Band V: Worpswede. Rodin. Aufsätze. Frankfurt am Main: Insel.
- RILKE, Rainer Maria (1986): Gespräche mit Rainer Maria Rilke. Epilog des Dichters [=Brief an Otto Pick. November 1925]. In: Blätter der Rilke-Gesellschaft, Heft 13, Rilke und Prag, S. 72-73.
- RILKE, Rainer Maria (1992): Briefe zur Politik. Hrsg. v. Joachim W. Storck. Frankfurt am Main, Leipzig: Insel.
- RILKE, Rainer Maria (1993): Briefwechsel mit Ellen Key. Mit Briefen von und an Clara Rilke-Westhoff. Hrsg. v. Theodore Fiedler. Frankfurt am Main, Leipzig: Insel.
- RILKE, Rainer Maria (2003a): Briefwechsel mit einer jungen Frau [Lisa Heise]. Hrsg. v. Horst Nalewski. Frankfurt am Main, Leipzig: Insel.
- RILKE, Rainer Maria (2003b): „Sieh dir die Liebenden an“. Briefe an Valerie von David-Rhonfeld. Hrsg. v. Renate Scharffenberg u. August Stahl. Frankfurt am Main, Leipzig: Insel.
- RILKE, Rainer Maria/ANDREAS-SALOMÉ, Lou (1975): Briefwechsel. Hrsg. v. Ernst Pfeiffer. Frankfurt am Main, Leipzig: Insel.
- RILKE, Rainer Maria/FORRER (1982): Briefwechsel. Hrsg. v. Magda Kerényi. Frankfurt am Main: Insel.
- RILKE, Rainer Maria/KIPPENBERG, Katharina (1954): Briefwechsel. Hrsg. v. Bettina von Bomhard. Wiesbaden: Insel.

- SCHLAGER, Lieselotte (1986): Der junge Rilke in Linz. Das gesellschaftliche Umfeld. In: Rainer Maria Rilke und Österreich. Symposion innerhalb des Internat. Brucknerfestes 83. Red. Joachim W. Storck. Linz: Linzer Verlagsgesellschaft, S. 55-74.
- STORCK, Joachim W. (1975): (Ausstellung u. Katalog: J.W.St. in Zusammenarbeit mit Eva Dambacher u. Ingrid Kußmaul). Rainer Maria Rilke 1875,1975. Marbach a. N.: Deutsches Literaturarchiv.
- STORCK, Joachim W. (1980/81): René Rilkes „Linzer Episode“. In: Blätter der Rilke-Gesellschaft, H. 7-8, S. 55-74.

MIREK NĚMEC

Auf der Suche nach der Identität. Zu Bettauers Roman *Die Stadt ohne Juden*

Der Beitrag setzt sich mit dem 1922 erschienen und in Österreich populären Roman Die Stadt ohne Juden von Hugo Bettauer auseinander. Es wird versucht, hinter diesem öfters in die Kategorie der Trivilliteratur abgewerteten Werk, das aber zugleich ein besonderes Zeitdokument darstellt, die Positionierung von Bettauer im durch den Zerfall der Habsburgermonarchie ausgelösten Prozess der Bildung einer neuen österreichischen Identität zu deuten. Es werden insbesondere die von Bettauer im Roman zahlreich verwendeten Stereotype analysiert, die einen Schlüssel zur aufgeworfenen Problematik darstellen.

1 Einleitung

Der 1922 herausgegebene Roman *Die Stadt ohne Juden* erfreute sich schon unmittelbar nach der Veröffentlichung einer beträchtlichen Popularität. Es war wohl das meistgekauft und meistgelesene Werk von Hugo Bettauer. Um die Mitte der 1920er Jahre erreichte der Roman samt englischer Übersetzung eine Auflage von mehr als 250.000 Stück.¹ Noch im Erscheinungsjahr wurde er von Hans Saßmann dramatisiert und es kam sogar zu einer erfolgreichen Verfilmung von Johann Karl Breslauer (vgl. MARX 2002: 1). 1925 ließ sich Arthur Landsberger von Bettauers Roman inspirieren und schrieb seinen Roman *Berlin ohne Juden* (vgl. LANDSBERGER 1998).

Der Roman ist heute keineswegs in Vergessenheit geraten.² Nach der Katastrophe der Shoah könnte man diesen sogar, mit Blick auf den Untertitel *Roman von*

¹ Die erste Übersetzung ins Englische kam 1926 in New York heraus – vgl. <http://www.violetbooks.com/REVIEWS/jas-bettauer.html> [29.02.2008].

² Wissenschaftlich beschäftigte sich mit der Person und dem Werk von Hugo Bettauer seit den 1970er Jahren der an der Wiener Universität wirkende Germanist Prof. Dr. Murray G. Hall. Der Roman wurde 1996 von der Achilla Presse Verlagsbuchhandlung Wien als Reprint herausgegeben. Am 18. Juni 2002 wurde am Haus Lange Gasse 21, im 8. Wiener Gemeindebezirk eine Gedenktafel für den im Jahre 1925 ermordeten jüdischen Schriftsteller und Journalisten Hugo Bettauer (1872-1925) enthüllt. Schließlich wird der tatsächliche oder modifizierte Titel des hier analysierten Romans öfter vom Jüdischen Museum in Wien bei Ankündigungen von verschiedenen Aktivitäten genutzt, wie z.B. im Jahre 2004 die Ausstellung: *Wien, Stadt der Juden – Die Welt der Tante Jolesch* – vgl.: http://www.jmw.at/de/pr_wien_stadt_juden.html [29.02.2008].

übermorgen, wie eine dunkle Prophezeiung oder Warnung zu lesen. Der aus Wien stammende Autor jüdischer Herkunft erscheint uns heute als ein besonders empfindsamer Hellseher und sein Roman als eine warnende Stimme.³

Der Roman ist gewiss kein literarisches Meisterwerk. Wird also nach den Gründen einer solchen erstaunlichen Popularität dieses „Rassenromans“ (HALL 1978: 18) am Anfang der 1920er Jahre gesucht, muss vor allem sein Gegenwartsbezug hervorgehoben werden. Ohne Frage war Bettauers Roman „von übermorgen“ ein äußerst aktueller Zeitroman, der sicherlich dadurch ansprechen musste, dass er den Alltag reflektierte (vgl. MARX 2002: 3).

Im Roman können reale Personen der damaligen wie auch vergangenen Zeit erkannt werden. Die Romanfigur des Bundeskanzlers Dr. Schwertfeger besitzt eindeutig die Charakterzüge des Leiters des Beamtenkabinetts Dr. Michael Mayr und die des ehemaligen Wiener Bürgermeisters Dr. Karl Lueger. Kardinal Rössl ist in Wirklichkeit eine literarische Darstellung des Kardinals Piffl. Im Äußeren ähnelt die literarische Gestalt des Wiener Bürgermeisters Karl Maria Laberl dem schon erwähnten, realen und charismatischen Bürgermeister Wiens der Jahrhundertwende, Dr. Lueger. Den zionistischen Abgeordneten in der österreichischen Nationalversammlung stellt im Roman Minkus Wassertrilling dar (vgl. HALL 1978: 26f.). Als den „erfolgreichen Schriftsteller Herbert Villoner“ musste jeder Leser sofort Arthur Schnitzler erkennen, denn er wird folgendermaßen vorgestellt:

Mein Vater [war] ein berühmter Kliniker, der nicht wenig zum Ruhm der Wiener medizinischen Schule beitrug, mein Großvater, [war] schon ein erbangesessener Kaufmann vom Mariahilfer Grund und ich selbst . – Nun, man behauptet, daß ich in meinen Dramen und Romanen das Wiener Wesen tief erfaßt und wie kein anderer die Wiener Jugend, das süße Mädels erkannt und geschildert habe. Und nun ist das alles nichts gewesen, ich bin einfach ein fremder Jude, der hinaus muß, wie irgendein galizischer Flüchtling, den eine Spekulationswelle nach Wien verschlagen! (BETTAUER 1996: 35f.)

Die Vermischung von Zügen zweier realer Persönlichkeiten aus verschiedenen Epochen in einer literarischen Figur und der damit nur ungenau fixierbare historische Rahmen sind Gründe dafür, dass es sich um keinen Schlüsselroman handelt.

Trotzdem wirkten die Wiener Realien samt des alltäglichen Wienerischen, die Wiedererkennung mancher Figuren und der heiter-satirische Stil auf die

³ Vgl. Klappentext der Reprintausgabe von 1996. Mit diesem Thema setzte sich eine im Jahre 2000 herausgegebene Edition von Geser/Loacker auseinander. Mir war leider nur die erwähnte Rezension zugänglich (vgl. GESER/LOACKER 2000).

österreichischen Leser vertraut und ließen eine starke Identifizierung mit dem Geschehen zu.

Das zentrale Thema des Romans ist die Rolle der Juden im Wirtschafts- und Gesellschaftsleben des neuen österreichischen Staates. Dem begabten Beobachter und fleißigen Romanschreiber Bettauer gelang es, ein breites Spektrum von damaligen Stereotypen, Klischees und Vorurteilen aufzuzeigen und miteinander zu verknüpfen (vgl. HALL 1978: 14, MARX 2000: 2).

Die Analyse der Stereotypen könnte es ermöglichen, den Roman zu entschlüsseln. Es ist die These von Hans Henning Hahn, anzunehmen, dass die Stereotypisierung bei den Exklusions- und Inklusionsprozessen jeglicher Art eine wichtige Rolle spiele (vgl. HAHN 2007: 24). In diesem Aufsatz stelle ich also nicht nur fest, mit welchen Stereotypen Bettauer in seinem Roman arbeitet, sondern durch sie kann ich erfahren, wie sich Hugo Bettauer in der durch den Zerfall der Monarchie destabilisierten österreichischen Gesellschaft positionierte, erhalte Aufschluss über seine Ansichten und Absichten in Hinblick auf den in der damaligen Österreichischen Republik allgegenwärtigen Identitätsdiskurs.

Obwohl die Bedeutung des Romans eindeutig darin liegt, dass der Autor „das Thema des Tages“ (HALL 1978: 24) erkannt und uns damit ein Zeitdokument geliefert hat, ist der Erfolg des Buches nicht minder auf den Ruf des Autors zurückzuführen. Denn Hugo Bettauer war Anfang der 1920er Jahre keineswegs eine unbekannt Person.

2 Zur Person des Autors

Hugo Bettauer wurde am 18.8.1872 in Baden bei Wien geboren, als Sohn eines aus Lemberg nach Wien zugewanderten Ostjuden, welcher es immerhin schaffte, ein reicher Börsenmakler zu werden. Während seiner Schulzeit in Wien lernte er seinen später sehr bekannten Mitschüler Karl Kraus kennen. Mit 18 Jahren konvertierte Bettauer zum evangelischen Glauben (vgl. HALL 1978: 9). Der Bekenntniswechsel scheint sehr ambivalent zu sein. Denn er weist zwar auf den Assimilationswillen Bettauers hin, zugleich aber, da in Wien nur 3,76% der Einwohner evangelisch waren,⁴ stellt er wohl einen Protest gegen den damals äußerst intoleranten politischen Antisemitismus und die katholische Propaganda der Christlichsozialen Partei des künftigen Bürgermeisters Karl Lueger dar (vgl. WANDRUSZKA/URBANITSCH 1980: 57). Seinen Assimilationswillen bekräftigte Bettauer noch in demselben Jahr,

⁴ Nur 3,76% der Einwohner Wiens waren 1900 evangelisch, wobei mehr als die Hälfte davon „Staatsfremde“ waren (vgl. Statistik in WANDRUSZKA/URBANITSCH 1980: 57 – Tabelle 6).

als er sich freiwillig zum Militär meldete. Doch auch hier blieb dieser Wille auf halbem Wege stecken, denn Bettauer desertierte nach fünf Monaten.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Zürich wanderte er nach Amerika aus, wo er durch Fehlinvestitionen sein ganzes Erbe verlor. 1899 kehrte er als U.S.-Bürger nach Europa zurück, ließ sich zunächst in Berlin nieder. Als ein investigativer und deshalb unbequemer Journalist verließ er 1904 Deutschland und reiste als Reporter der *Deutschen Zeitung* wieder nach New York.

Mit seinen sehr erfolgreichen Fortsetzungsromanen machte er sich einen Namen unter den Einwanderern deutscher Herkunft. In ihnen verklärte er im Sinne eines übersteigerten deutschen Nationalismus das „deutsche Heim“, die „deutsche Literatur“, den größten „deutsch-amerikanischen Arzt“ und das schöne „deutsch-indische“ Mädchen (HALL 1978: 13).

Trotz des Erfolges in Amerika nutzte Bettauer die erste Gelegenheit und kehrte 1908, nachdem die allgemeine Amnestie anlässlich des 60-jährigen Thronjubiläums Kaiser Franz Josephs I. in Kraft trat, nach Österreich zurück. Bettauers Aktivitäten während seines zweiten Amerika-Aufenthaltes und seine Rückkehr bezeugen, dass sich der amerikanische Bürger und assimilierte Jude dem österreichischen Kulturkreis stark verbunden fühlte.

Für diese These lieferte sein Lebensweg noch weitere Beweise: nach dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs meldete er sich freiwillig in die k. u. k. Armee, wurde jedoch nicht einberufen, weil er amerikanischer Staatsangehöriger war. Nach dem Krieg organisierte Bettauer von Wien aus erfolgreich die Hilfe der USA für die notleidende Wiener Bevölkerung. Bettauers amerikanisch-österreichische Identität trug auch Früchte in seinem journalistischen Beruf: In der Zeit nach seiner Rückkehr schrieb er für mehrere englischsprachige und deutschsprachige Zeitungen (vgl. HALL 1978: 14ff.).

Richtig populär machten Bettauer seine in den 1920er Jahren verfassten Bücher, vor allem seine Zeitromane über das Wien der 1920er Jahre. In ihnen stellte er Figuren des politischen und literarischen Establishments nur leicht verschlüsselt dar.⁵ Ab 1924 war er Gründer und Mitherausgeber der Zeitschrift *Sie und Er. Wochenschrift für Lebenskunst und Erotik*, die von den Behörden als sittengefährdend und unmoralisch beschlagnahmt wurde. Bettauer setzte sich hier mit Themen wie Homosexualität, Abtreibungsrecht, Schutz unehelicher Kinder und Aufklärung der Jugend auseinander. Bettauer wurde am 10. März 1925 in seiner Redaktion von

⁵ Zu denen gehört neben *Die Stadt ohne Juden* noch *Der Kampf um Wien* 1923, *Die freudlose Gasse* 1923, *Das entfesselte Wien* 1924.

einem fanatischen Nationalsozialisten durch mehrere Schüsse schwer verletzt. Den Verletzungen erlag er zwei Wochen später (vgl. HALL 1978: 80f.).

Der Mordfall spaltete die damalige Wiener Öffentlichkeit – die deutsch-nationalen und christlichsozialen Kreise verteidigten den Mörder: Nicht er, sondern das Opfer sei schuld. Es ist signifikant für die politische Situation, dass der Mörder wegen angeblicher Sinnesverwirrung nicht verurteilt wurde (vgl. HALL 1978: 124f.).

Bettauers Lebensgang beweist eindeutig sein unerschrockenes politisches und gesellschaftliches Engagement, das auch in seinem populärsten Roman deutlich wird. Ebenfalls dokumentiert Bettauers Lebenslauf die Sympathie und Loyalität, die er für seine Heimatstadt Wien hegte.

3 Aktualität des Romans *Die Stadt ohne Juden*

3.1 Österreich nach 1918

Die geopolitischen Veränderungen der Jahre 1918-1919 beeinflussten das Leben der Bewohner der neuen Republik Österreich, die als ein Rumpf-Staat der ehemaligen Habsburgermonarchie entstand, wesentlich. Von Anfang an hatte die Republik mit politischen und vor allem wirtschaftlichen Problemen zu kämpfen, so dass die leidgeprüften Einwohner Österreichs besonders nach dem Verbot der Eingliederung ins Deutsche Reich daran zweifelten, ob diese Republik überhaupt lebensfähig sei (vgl. z.B. BUNDESPRESSEDIENST 1988). Doch neben diesen existentiellen Problemen des ‚Staates von St. Germain’s Gnaden‘, bedrückte die ‚Deutschösterreicher‘ noch ein anderes, eher psychologisches Problem: Wer sind wir eigentlich? Wo gehören wir hin?

Der Identitätsbegriff ‚Österreicher‘ musste im öffentlichen Diskurs praktisch neu konstruiert werden. In diesem Prozess ging es allerdings nicht nur um eine nationale Integration nach innen, denn eine Selbstdefinition erfolgt immer auch durch eine Abgrenzung, wie Dieter Langewiesche gezeigt hat (vgl. LANGEWIESCHE 1999). Selbstverständlich gilt dieser theoretische Ansatz ebenfalls für die erste Österreichische Republik, in der die zentrale Identitätsfrage bald, insbesondere von den christlichsozialen und deutschnationalen Politikern, zu: „Wer ist kein Österreicher?“ mutierte.

Ein Jude könne auf keinen Fall ein Österreicher sein, lautete die Losung der österreichischen Christlichsozialen und der Deutschnationalen, weil sie sich im Charakter völlig unterscheiden. Die Christlichsozialen untermauerten diese These mit Hilfe der Unterschiede in der Religion, die Deutschnationalen mit rassistischen Gründen. Beide politische Richtungen schürten die Angst vor den Juden, weil sie die gesamte Gesellschaft durchdringen und die wichtigsten Sphären des

gesellschaftlichen Lebens bestimmen würden. Der politische Antisemitismus einte die Österreicher, nur wenige wehrten sich dagegen. Das Wort „Jude“ wurde zu einem Schimpfwort.⁶

Bettauers Roman *Die Stadt ohne Juden* lässt sich durchaus als eine Reaktion auf die öffentlich ausgetragene, allgegenwärtige Debatte zum zeitgemäßen Identitätsdiskurs in den ersten Jahren der Republik betrachten. In seinem Roman versuchte Bettauer die österreichische Identität zu bestimmen, wobei es interessant ist, dass er sie ebenfalls durch Alterität festlegt. Die Romanhandlung korreliert mit den oben skizzierten politischen und wirtschaftlichen Problemen.

3.2 Angaben zum Inhalt des Romans

Die miserable wirtschaftliche Lage des kleingewordenen Staates soll ein vom Parlament verabschiedetes, vom Völkerbund in Genf abgesegnetes und von der nicht-jüdischen Bevölkerung Österreichs bejubeltes Gesetz, das die Vertreibung der Juden, der getauften Juden und „Judenstämme“ festlegt, klären.

Nach dem anfänglichen ‚Freudentaumel‘ beginnt nicht die erwartete Idylle und wirtschaftliche Prosperität, sondern es geschieht genau das Gegenteil, die frühere reiche Residenz- und Reichshauptstadt Wien ‚verdorft‘. Die wirtschaftliche Lage verschlechtert sich noch. Österreich verlassen statt der geplanten halben Million eine ganze Million Einwohner, wobei auch manche Abgeordneten der christlichsozialen Partei und sogar der Erzbischof von Wien ihre nahstehenden Verwandten verlieren. Die Bemühungen der Regierung, Anleihen von Christen im Ausland zu bekommen, scheitern. Das christliche Kapital und christliche Unternehmen können die jüdischen nicht ersetzen und versagen. Auch das kulturelle Leben geht zugrunde.

Die Rettung kommt in Gestalt eines aus Wien ausgewiesenen jungen Juden, welcher mit einem ausgeliehen Reisepass ausgestattet und als christlicher Franzose getarnt heimlich zu seiner christlichen Geliebten in Wien zurückkehrt. Mit Plakataktionen kritisiert er das System, gründet eine neue politische *Partei der tätigen Bürger* und rüttelt damit das Volk zu einem Protest auf. Letztendlich stürzt er durch seine freche ‚jüdische‘ List das System und das Vertreibungsgesetz. In den Neuwahlen gewinnt die Sozialdemokratie, was zum Ende des ‚Arierstaates‘ führt. Der Jubel der Bevölkerung übertrifft beinahe jenen anlässlich der Judenausweisung.

⁶ Ein Kindervers, der den Juden nachgeschrien wurde:

„Jüdale, jüdale, hepp, hepp, hepp,
Schweinefleisch, das macht’s Jüdale fett!“, oder in der christlichsozialen ‚Poesie‘:
„Politischer Jud
Trink einen Kaffeesud“

Alle antijüdischen Gesetze werden aufgehoben, was zur Folge hat, dass die Inflation gestoppt wird und die alte schöne Hauptstadt Wien wieder ihren Glanz zurückerhält.

3.3 Widerhall des Romans

In der Wiener Zeitschrift *Die Börse* schreibt Bettauer am 13. Juli 1922 über seinen Roman:

Ich habe mich bemüht, den kleinen Roman vorurteilslos zu schreiben, mehr zu schildern als zu kritisieren. Ängstlich mühte ich mich, nicht den Glauben zu wecken, als hielte ich die Juden für einen wichtigen Bestandteil jeder Großstadt. Oh nein! Nicht jeder Großstadt, sondern nur für den von Wien, weil eben die Eigenart dieser höchst liebenswürdigen, kulturell hochstehenden, aber reichlich denk- und aktionsfaulen Menschen absolut ungroßstädtisch ist. Es fehlt diesem Volk jeder großzügige Erwerbssinn (daher das spezifisch wienersische Wurzen), das heißt, lieber an einem Menschen rasch einen Gulden verdienen, als an tausend Menschen hundert Gulden), jeder Weltgeist; der Wiener denkt tief, aber nicht weit, er ist bedächtig und jedem raschen Zugreifen abhold, er schimpft lieber über die Konkurrenz, als sie zu überfliegen, kurzum, er hat alle diese Eigenschaften nicht, die der Jude, aber auch der Romane und sogar der Nordgermane im höchsten Grade hat. Das in lustiger, flüchtig skizzierter Weise zu zeigen, war der Zweck dieses Buches. (Zit. nach HALL 1978: 172)

Der Roman rief nur bei den Anhängern Bettauers positive Reaktionen, dafür aber heftige Gegenreaktionen von verschiedenen politischen Lagern hervor. Die heftigsten Proteste kamen von den Christlichsozialen und Deutschnationalen. Durch das negative Bild eines christlichen und deutschen Österreicherers, der in der politischen Auseinandersetzung von ihnen als ein Ideal propagiert wurde, fühlten sie sich angegriffen und verwarfen das Buch. Einen Tag nach dem Attentat auf Bettauer schrieb die christlichsoziale *Reichspost*:

Nicht genug, daß er fortan den Wienern seine Schweinereien täglich in die Ohren schrie, er höhnte in seinem Roman Die Stadt ohne Juden die christliche Bevölkerung offen, sie solle froh sein, Juden zu besitzen, die für die Jungfrauenschaft der Christenmädchen gut bezahlen. (Zit. nach HALL 1978: 25)

Das Buch trug dazu bei, dass die antisemitischen Ressentiments in der Realität an Intensität gewannen. Zum einen hinkten die im Roman dargestellten Christen in vielen positiven Aspekten hinter den Juden her, zum anderen galt der Autor „dieser spöttischen Beleidigungen“ selbst als Jude. Interessant ist aber, dass Bettauer auch

im Buch mit negativen Stereotypen der Juden arbeitete, wie z.B. die schon erwähnte Verschlagenheit des Retters. So lässt er durch den Roman mitteilen: „Ob Jud’ oder Christ – habgierig und selbststüchtig sind sie alle!“ (BETTAUER 1996: 46)

Auf diese Ambivalenz machte bereits 1933 Hans Tritz aufmerksam, wenn er bemerkt: „Allerdings kann man diese seichte Satire, die als freche Verhöhnung des ‚arischen‘ Wien gemeint war und empfunden wurde, auch als nicht minder verzerrende Karikatur des jüdischen lesen“ (zit. nach HALL 1978: 24).

Es drängt sich also die Frage auf: Was wollte Bettauer mit seinem Roman eigentlich erreichen? Für wen ergreift er Partei und wie positioniert er sich in diesem deutsch-österreichisch-jüdischen Beziehungsdrama? Die Antwort darauf gibt die Analyse der von Bettauer im Roman genutzten Stereotype über Juden und Österreicher, die im Folgenden vorgenommen wird.

3.4 Stereotypen von Österreichern und Juden

Hans Henning Hahn versteht die Stereotype als wahrgenommene Zeichen für Gruppen. Die Stereotype verstärken eindeutig das ‚Wir-Gefühl‘ und besitzen daher eine wichtige Funktion bei der Konstruktion von Identität (vgl. HAHN 2007: 22f). Allerdings erfährt man durch die Erforschung der Stereotype nichts über die durch Stereotype beschriebene Gruppe, viel mehr vermitteln sie Informationen über Gesellschaften und Individuen, die sie verbreiten oder akzeptieren (vgl. HAHN 2007: 17).

Das Österreicher-Bild im Roman beruht auf den Erfahrungen der letzten Jahre der Monarchie und der ersten Jahre der Republik und ist äußerst negativ. Das österreichische ‚Fortwursteln‘, der verlorene Krieg, den die Alliierten gewannen und die damalige politische als auch wirtschaftliche Realität der Ersten Republik machten deutlich, dass Österreich keine Weltmacht mehr ist. Ein Grund dafür liegt für Bettauer darin, dass die Österreicher die Juden nicht „verdauen“ – also nicht integrieren – konnten:

Wir österreichische Arier sind den Juden nicht gewachsen!

Die Romanen, die Angelsachsen, der Yankee, ja sogar der Norddeutsche wie der Schwabe – sie alle können die Juden verdauen, weil sie an Agilität, Zähigkeit, Geschäftssinn und Energie den Juden gleichen, oft sie sogar übertreffen. Wir aber können sie nicht verdauen, uns bleiben sie Fremdkörper, die unseren Leib überwuchern und uns schließlich versklaven. (BETTAUER 1996: 15)

Die anderen Nationen schaffen es, die Juden in die Gesellschaft zu integrieren, und sie tragen dann zu positiver Entwicklung in diesen Ländern bei. Der Grund,

warum die Österreicher hinter den Deutschen herhinken, spiegelt sich in der folgenden Frage wider: „Glauben Sie, dass die Deutschen auch solche Trotteln wie wir sind und ihre Juden hinausschmeißen werden?“ (BETTAUER 1996: 143)

Nein, die Deutschen, obwohl auch bei ihnen der Antisemitismus präsent war, sind nach den Erfahrungen von Bettauer solche ‚Trotteln‘ nicht. Im Ersten Weltkrieg sahen manche Deutsche in Ostjuden die Träger der deutschen Kultur im Osteuropa (vgl. SAUERLAND 1996). In der Person vom Außenminister Rathenau (der 1922 ermordet wird) beteiligten sich die assimilierten Juden am politischen Leben und an der sozialdemokratischen Regierung der Weimarer Republik.

Auch die Nachfolgestaaten Österreich-Ungarns, besonders die Tschechoslowakei, dienen Bettauer als Beispiele der richtigen Lösung des jüdischen Problems. Die Tschechoslowakei erkannte als erster Staat der Welt die jüdische Nationalität an und gehörte, auch dank der jüdischen Industriellen und des jüdischen Kapitals zu den zehn entwickeltesten Ländern der Welt (vgl. KREJČOVÁ 2006: 85). Unberücksichtigt von Bettauer blieb der Antisemitismus der Horthy-Regierung, aber Bettauer kannte nur die Situation vor 1919, wo Juden als Ungarn galten. Die ungarische Räterepublik wurde auch durch Minister jüdischer Herkunft repräsentiert.

Bettauer plädiert in seinem Roman daher für die Einbindung *mancher* Juden in die österreichische Gesellschaft, um im internationalen Handelswettbewerb konkurrenzfähiger zu sein:

In Ungarn ist man ebenso schlau wie in Prag gewesen. Man hat gewisse Kategorien von anständigen Juden mit offenen Armen aus Wien aufgenommen und dadurch den Handel an sich gerissen. Die Einkäufer der ganzen Welt können, weil sie zum großen Teil Juden sind, ohnedies Wien nicht mehr besuchen, sie gehen nach Prag, Brünn und Budapest. (BETTAUER 1996: 85)

Die Ursache für die Rückständigkeit der Österreicher liegt nach Bettauers Wahrnehmung darin, dass sie sich von ihren Juden abschotteten. Ein Miteinanderleben mit den Juden hätte für Österreich Fortschritt bedeutet. Doch einer Integration ist die konservative österreichische Gesellschaft abgeneigt. Obwohl der literarische Bundeskanzler Dr. Schwertfeger in seiner Rede, die stark an den 1890 anlässlich einer Diskussion im Reichsrat über die „Israelitische Religionsgemeinschaft“ gehaltenen Vortrag (den christlichsozialen Antisemitismus von Lueger betreffend) erinnert (vgl. JOHN/MICHAEL 1992: 299f.), hervorhebt, dass er die „guten Eigenschaften der Juden schätzt“, fordert er doch in seiner Erörterung den antisemitischen Konfrontationskurs:

Ich habe gesagt, daß ich den Juden, an sich und objektiv betrachtet, für ein wertvolles Individuum halte und ich bleibe dabei. Aber ist nicht auch der Rosenkäfer mit seinen schimmernden Flügeln ein an sich schönes, wertvolles Geschöpf und wird er von dem sorgsamem Gärtner nicht trotzdem vertilgt, weil ihm die Rose näher steht als der Käfer? Ist nicht der Tiger ein herrliches Tier, voll von Kraft, Mut und Intelligenz? Und wird er nicht doch gejagt und verfolgt, weil es der Kampf um das eigene Leben erfordert? Von diesem und nur von diesem Standpunkt kann bei uns die Judenfrage betrachtet werden. Entweder wir oder die Juden! (BETTAUER 1996: 17)

Die Parole „Hinaus mit den Juden“ wird in der Rede gefordert, weil es sich – so der Kanzler – um eine Überlebensfrage handelt:

Trotzdem, ja gerade deshalb wuchs im Laufe der Jahre in mir immer mehr und stärker die Überzeugung, daß wir Nichtjuden nicht länger mit, unter und neben den Juden leben können, daß es entweder Biegen oder Brechen heißt, daß wir entweder uns, unsere christliche Art, unser Wesen und Sein oder aber die Juden aufgeben müssen. Verehrtes Haus! Die Sache ist einfach die, daß wir österreichischen Arier den Juden nicht gewachsen sind, daß wir von einer kleinen Minderheit beherrscht, unterdrückt, vergewaltigt werden, weil eben diese Minderheit Eigenschaften besitzt, die uns fehlen! (BETTAUER 1996: 15)

Dass die Gefahr der ‚Verjudung‘ existiert, dokumentiert Dr. Schwertfeger mit den üblichen damaligen Klischees über den mächtigen, aber unmoralischen Juden:

Sehen wir dieses kleine Österreich von heute an. Wer hat die Presse und damit die öffentliche Meinung in der Hand? Der Jude! Wer hat seit dem unheilvollen Jahre 1914 Milliarden auf Milliarden gehäuft? Der Jude! Wer kontrolliert den ungeheuren Banknotenumlauf, sitzt an den leitenden Stellen in den Großbanken, wer steht an der Spitze fast sämtlicher Industrien? Der Jude! Wer besitzt unsere Theater? Der Jude! Wer schreibt die Stücke, die aufgeführt werden? Der Jude! Wer fährt im Automobil, wer praßt in den Nachtlokalen, wer füllt die Kaffeehäuser, wer die vornehmen Restaurants, wer behängt sich und seine Frau mit Juwelen und Perlen? Der Jude! (BETTAUER 1996: 16f.)

Gegen den Populismus der antisemitisch eingestellten Parteien protestieren zunächst vor allem die niedrigeren Schichten der österreichischen Gesellschaft. Hier sind es zunächst die süßen Mädchen im Bordell: „Mir müssen demonschrieren! Wann i so an Nationalpülcher derwisch, kratz‘ i eahm die scheangleten Augen aus!“ „A so a Gemeinheit! Was soll’n mir denn machen, wann s‘ die Juden hinausschmeißen?“ (BETTAUER 1996: 40)

Danach erhebt auch eine Haushälterin mit sehr ähnlicher Meinung ihre Stimme:

Mir ham' die Juden nie was g'tan! Wegen meiner hätten s' in Wien bleiben können. A so a gute Bedienung hab' i bei an jüdischen Herrn g'habt und alleweil, wann er a Madl mit nach Haus g'bracht und an Unordnung g'macht hat, hat er mir an Fetzen extra g'schenkt. Leben und leben lassen, hat er immer g'sagt und recht hat er g'habt! (BETTAUER 1996: 89)

Und schließlich findet sich, dass „Hunderte von wackeren christlichen Jünglingen, empört über das den Juden angetane Unrecht, demonstrativ ihren Übertritt zum Judentum beschlossen hätten, um das Schicksal dieses schwer geprüften Volkes zu teilen“ (BETTAUER 1996: 43).

Diese positive Darstellung der niedrigsten Schichten in Wien ist bei Bettauer nicht überraschend, denn die kleinen Leute waren seine Leser. Doch dahinter steckt auch ein Appell an die Massen. Bettauer wollte verhindern, dass sie sich von der antisemitischen Propaganda beeinflussen lassen. Bei diesen Aussagen werden die Antipathien gegen die deutschnationalen und christlichsozialen Politiker deutlich, doch ein politischer Protest gegen sie kommt im Roman nicht zustande.

Die Mittelschicht im Roman – obwohl teilweise vom antijüdischen Gesetz selbst betroffen – leistet keinen politischen Protest gegen die Entscheidung der Regierung. Die Nicht-jüdischen Journalisten, Dichter und kleinen Unternehmer freuen sich meistens darüber, dass die „mächtige“ jüdische Konkurrenz verschwindet. Die einzige Gegenstimme aus dieser Gruppe kommt im Roman von der Ehefrau eines Abgeordneten, die ihre Familie beschützt. Ihre Tochter hatte einen assimilierten Juden geheiratet, ihre Enkel sind daher Juden-Mischlinge und die Familie muss auswandern:

Viecher seid's ihr alle zusammen! Gestohlen könnt's ihr mir werden mit eurem Christentum! Hat der Loisl unser Annerl nicht immer gut behandelt? Hat sie nicht einen Bisampelz von ihm bekommen, läßt er die Kinder nicht aufwachsen wie die Prinzen! Dem lieben Gott sollst du danken, daß sie einen Juden bekommen hat und nicht einen Kerl wie dich, einen Saufbruder und Skandalmacher! (BETTAUER 1996: 29f.)

Bettauer bedauert, dass es keine bürgerliche Partei, welche über dem Antisemitismus und Nationalismus stehen würde und Einfluss auf das Bürgertum ausüben könnte, gibt. Im Roman lässt er sie letztendlich gründen:

Das genügt, um eine bürgerliche Partei, bestehend aus den fortgeschrittenen Elementen, den angesehenen Kaufleuten, den Gelehrten, Rechtsanwälten, Künstlern und Fabrikanten zu bilden, mit der offenen und ungeschminkten Parole: Aufhebung des Ausnahmegesetzes gegen die Juden! (BETTAUER 1996: 163)

Das ‚Böse‘ stellen für den Autor eindeutig die antisemitisch gesinnten Politiker der Großdeutschen und vor allem der christlichsozialen Parteien dar, welche um an der Macht bleiben zu können, das Volk demagogisch manipulieren wollen. Mit einfachen Parolen, rhetorischen Fragen, durch Wecken der Neidgefühle und des Mitgefühls für arme Kinder – also reinem Populismus – lässt sich das Volk gezielt gegen die Juden als vermeintliche Verursacher der nicht nur wirtschaftlichen Not aufhetzen. Auf politischer Ebene gibt es eine Kraft gegen den Bund der antisemitischen Parteien. Es sind die dem Autor sympathischen Sozialdemokraten, welche ihre Wähler – im Roman sowie in der Wirklichkeit – verloren haben. Auch Karl Kraus erklärte die sozialistische für die einzige journalistische und politische Richtung, mit der „eine Diskussion überhaupt möglich ist“ (JENACZEK 1965: 181, KRAUS 1925: 32).

Der Roman sollte einen Beitrag zur Verbesserung der Situation der Juden und aller Österreicher in der Republik Österreich leisten. Der österreichische Patriot jüdischer Herkunft mit amerikanischem Reisepass hatte mit dem Roman vor, an die österreichische Gesellschaft zu appellieren. Bettauer litt darunter, dass die österreichische Gesellschaft ihn und andere assimilationswillige Juden, immer wieder ausstieß. Der Roman ist ein Plädoyer für ein Miteinander und für Toleranz, wobei Bettauer als ein Ideal die Situation in der Habsburgermonarchie vorschwebt, die er in seiner Kindheit und Jugend in Wien erleben konnte.

Bettauer wehrt sich in seinem Roman mit der Ironie gegen die Selbstdefinition eines Österreichers als einen bodenständigen, katholisch erzogenen und einfachen Bauern: „Unser Volk kommt zum überwiegenden Teil aus den Bergen, unser Volk ist ein naives, treuherziges Volk, verträumt, verspielt, unfruchtbaren Idealen nachhängend, der Musik und stiller Naturbetrachtung ergeben, fromm und bieder, gut und sinnig!“ (BETTAUER 1996: 15f.)

Denn in dieses Schema passt weder das Bild eines assimilierten, konvertierten Wiener Juden, noch das eines Zionisten oder eines Ostjuden. Doch Bettauer lässt keinen Zweifel daran, dass er keinerlei Sympathien für die zwei letztgenannten Gruppen der Juden hegte. Unverhohlen wirft er ihnen mangelnden Patriotismus für Wien und Österreich vor, ja er zeigt besonders die Ostjuden mit negativ konnotierten Stereotypen (vgl. MARX 2002). Dies führt dazu, dass die neue „Partei der tätigen Bürger“ proklamiert,

[...] alle jene Elemente, die nicht schon vor dem Weltkrieg in Wien sesshaft waren, fernzuhalten, es sei denn, sie können vor einem zuständigen, aus Bürgern und Arbeitern zusammengesetzten Gerichtshof nachweisen, dass sie willens und fähig sind in Österreich nutzbringende, produktive, werterzeugende, dem Gesamtwohl notwendige Arbeit zu leisten. (BETTAUER 1996: 167)

So bleibt die Ansicht Bettauers über die Juden ambivalent, ihre Darstellung im Roman differenziert. Zum einen sind sie es, die sich der westlichen Kultur anpassen wollen und tatsächlich Bürger der Republik sein können. Ihre Stereotypen sind eindeutig positiv konnotiert und sie rücken deshalb in ein ‚gutes‘ Licht. Sie sind keinesfalls als Opfer dargestellt, sondern fast in allen Gebieten erfolgreich – in der Kunst (der Retter Österreichs und erfolgreiche Maler Leo Strakosch, der offensichtlich autobiografische Züge trägt), im Bankwesen, als Unternehmer und Journalisten. Sie können sich sogar im Ausland binnen kurzer Zeit durchsetzen. Für *jede* Gesellschaft bedeuten sie eindeutig eine Bereicherung. Zum anderen zeigt Bettauer sehr negativ die Ostjuden und Zionisten, die keinerlei Anpassung anstreben.

Somit ist der Roman in doppelter Weise als ein Mahnruf zu verstehen. Bettauer appelliert nicht nur an die nicht-jüdischen Österreicher, sie sollen sich dessen bewusst werden, welche Positiva das Miteinanderleben mit den assimilierten Bürgern jüdischer Herkunft hatte und weiter hat, sondern auch an die national und kulturell unangepassten Juden, sie sollen ihre Assimilationsbereitschaft nach außen hin tragen und dadurch ihre Loyalität beweisen. Nur so kann eine österreichisch-jüdische Symbiose fruchtbar sein und Erfolg bringen. Verallgemeinert man und überträgt man die zweite Forderung Bettauers in heutige Zeit, scheint der Roman aus der Sicht von Bettauer tatsächlich von übermorgen zu sein.

4 Schluss

Es muss Murray G. Hall zugestimmt werden, dass es sich im Fall von Bettauers Roman *Die Stadt ohne Juden* weder um ein „Schandwerk, in dem das deutsche Volk zum Dirnen- und Helotenvolk der Juden entehrt wird“ noch um eine „bewusst jüdische Propaganda“ handelt, wie es manche zeitgenössischen Gegner des Buches und des Autors behaupteten (HALL 1980: [o.S.]). Bettauers Buch ist sicher eine Anklage gegen den Antisemitismus in der Österreichischen Republik zugleich aber auch eine Fürsprache für die Assimilierung der Juden. Diese doppelte Forderung basiert auf Bettauers Lebenserfahrung aus den USA und vor allem aus der Zeit der Habsburgermonarchie.

Die Kritik der Wiener Verhältnisse während der Ersten Republik, die von einer Rückwendung zu den Verhältnissen vor 1918 begleitet ist, lässt die Monarchie in einem viel besseren Licht erscheinen, als sie tatsächlich war. Die sehr passende Aussage von Joseph Roth: „Die kalte Sonne der Habsburger erlosch, aber es war doch eine Sonne!“ (ROTH 1990: 910), trifft auch auf Bettauers Roman zu. Die Zeit der Habsburgermonarchie bedeutete in den Augen der beiden Schriftsteller

für die Juden die Chance zur Assimilierung, welche in vielen Fällen tatsächlich passierte. Es war möglich, sich als Jude zu assimilieren und Österreicher zu werden.⁷ Die Assimilation an die Umgebung ermöglichte ihnen, dass sie im Kultur- und Berufsleben vor allem Wiens stark überproportional vertreten waren (vgl. MILFULL 1981: 588f.). Die gesellschaftliche Konstellation nach 1918 deutet Bettauer als einen Schritt zurück. Bettauers Roman ist deshalb auch als ein Vorgängerwerk der die Habsburgermonarchie verklärenden Literatur der 1930er Jahre anzusehen,⁸ in der die Zeit der Habsburgermonarchie zu einer „Metapher“ für die ersehnte Zeit geworden ist (ZEMAN 1999: 78). Bettauers *Die Stadt ohne Juden* setzt voraus, dass es einmal eine Stadt mit Juden gab.

Literaturverzeichnis:

- BETTAUER, Hugo (1996): *Die Stadt ohne Juden. Ein Roman von übermorgen*. Wien: Achilla Presse Verlagsbuchhandlung (Reprint der Originalausgabe von 1922).
- BUNDESPRESSEDIENST (Hrsg.) (1988): *Die Erste Republik 1918-1938*. Wien: Verlag Bundespressediens.
- HAHN, Hans Henning (2007): 12 Thesen zur historischen Stereotypenforschung. In: *Nationale Wahrnehmungen und ihre Stereotypisierung*. Hrsg. v. Hans Henning Hahn und Elena Mannová. Frankfurt am Main: Peter Lang, S. 15-24.
- GESER, Guntram/LOACKER, Armin (Hrsg.) (2000): *Die Stadt ohne Juden* (Edition Film und Text 3). Wien: Filmarchiv Austria.
- HALL, Murray G. (1978): *Der Fall Bettauer*. Wien: Löcker.
- HALL, Murray G. (1980): *Der Fall Bettauer. Ein literatursoziologisches Kapitel der Zwischenkriegszeit*. Sonderdruck aus Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. Salzburg: Hannibal.
- HAMANN, Brigitte (1996): *Hitlers Wien*. München: Piper.
- JENACZEK, Friedrich (1965): *Zeittafeln zur Fackel*. München: Kösel-Verlag.
- JOHN, Michael/LICHTBLAU, Albert (1992): *Schmelztiegel Wien. Einst und Jetzt: zur Geschichte und Gegenwart von Zuwanderung und Minderheiten*. Wien: Böhlau.
- KRAUS, Karl (1925): *Kinderverse*. In: *Die Fackel*, XXVI. Jg., Nr. 679, S. 27-33.
- KREJČOVÁ, Helena (2006): *Juden in den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts*. In: *Juden zwischen Deutschen und Tschechen. Sprachliche und kulturelle Identitäten in Böhmen 1800-1945*. Hrsg. v. Marek Nekula u. Walter Koschmal. München: Oldenbourg, S. 85-102.

⁷ Hier ist an das Bonmot des Bürgermeisters Lueger zu erinnern: „Wer a Jud' is, bestimm i!“ (Vgl. HAMANN 1996: 417)

⁸ Vgl. Joseph Roth: *Radetzky marsch* (1932), Alexander Lernet-Holenia: *Die Standarte* (1934), Franz Th. Csokor: *3. November 1918* (1936).

- LANDSBERGER, Artur (1998): Berlin ohne Juden. Bonn: Weidle Verlag (Reprint der Originalausgabe von 1925).
- LANGEWIESCHE, Dieter (1999): Nationalismus im 19. und 20. Jahrhundert: zwischen Partizipation und Aggression; [Electronic ed.]. Bonn, 30 S. Electronic ed.: Bonn: FES Library, URL: <http://www.fes.de/fulltext/historiker/00625.htm#E9E2> [29.02.2008].
- MARINELLI-KÖNIG, Gertraud/PAVLOVA, Nina (Hrsg.) (1996): Wien als Magnet, Schriftsteller aus Ost-, Ostmittel- und Südosteuropa über die Stadt. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften.
- MARX, Peter W. (2002): „Stadt ohne Juden“ – Antisemitismus als Thema im Unterhaltungsfilm der 1920er Jahre. Eine Kurzrezension. URL: http://www.iaslonline.lmu.de/index.php?vorgang_id=2265 [29.02.2008].
- MILFULL, John (1981): Juden, Österreicher und andere Deutsche. Anmerkungen zum Identitätsproblem am Beispiel der Prosa Hofmannsthals 1912 – 1916. In: Geschichte und Gesellschaft, Nr. 7, S. 582-589.
- ROTH, Joseph (1990): Seine k. u. k. apostolische Majestät. In: Werke. Bd. II. Köln: Kiepenheuer & Witsch, S. 910-924.
- SAUERLAND, Karol (1996): „Das ostjüdische Antlitz“ in den Augen von Gustav Landauer, Arnold Zweig, Alfred Döblin und Joseph Roth. In: Convivium. Germanistisches Jahrbuch Polen, S. 107-132.
- WANDRUSZKA, Adam/URBANITSCH, Peter (Hrsg.) (1980): Die Habsburgermonarchie 1848-1918. Bd. III., Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften.
- ZEMAN, Herbert (Hrsg.) (1999): Geschichte der Literatur in Österreich von den Anfängen bis zur Gegenwart. Bd. 7, Graz: Austria.
URL: <http://www.violetbooks.com/REVIEWS/jas-bettauer.html>. [29.02.2008]
URL: http://www.jmw.at/de/pr_wien_stadt_der_juden.html [29.02.2008]

JÜRGEN EDER

Der subversive Schelm. Bertolt Brechts *Schwejk im Zweiten Weltkrieg*

Das Exil in Zeiten des Faschismus macht notwendig erfinderisch. Bertolt Brechts Exilwerk ist geprägt durch Strategien und Techniken der Identitätssicherung durch Satire, Witz, Gewitztheit. Die subversive Kraft des Schelmischen, wie es im Werk Bachtins theoretisch produktiv gemacht wurde, zeigt sich in nahezu allen Texten Brechts aus jenen Jahren. Sein Stück Schwejk im Zweiten Weltkrieg, Resultat einer langjährigen Auseinandersetzung mit Hašeks Werk, lässt wie in einem Brennspiegel erkennen, wie Brecht literarische Tradition aktualisiert und als Erfolg versprechende Form des literarischen Widerstands einsetzt. Identität wird hier durch die Ambivalenz des Schelmischen gesichert, ohne dabei permanente Gefährdung dieser Identität zu verschweigen.

Am 30. Oktober 1947 gab es vor dem berüchtigten *committee of un-american activities* in Washington eine echte Eulenspiegelerei zu bewundern. Dieser Ausschuss wurde von Senator McCarthy ins Leben gerufen und von Leuten wie dem späteren Präsidenten Ronald Reagan zur Inquisition gegen alles „Linke“ in den USA gemacht. Man vertrieb Künstler wie Charlie Chaplin oder die Familie Mann. Bertolt Brecht agierte vor dem Ausschuss mit derselben List wie seine großen Überlebens-Figuren Galilei, Courage, Azdak und Schwejk! In seinem schwäbisch getönten Englisch redete er sich aus allem heraus, und ein Satz wie „Ich glaube, ich bin sicher“ war noch am präzisesten. Abends hörte Brecht Ausschnitte seines Auftritts im Radio und soll darüber herzlich gelacht haben (VÖLKER 1988: 346ff.). Was hier wie die Szene aus einem Chaplin-Film oder von Karl Valentin wirkt, hat meiner Meinung nach etwas Typisches. Die Form des schelmischen Understatements, der täuschend echten Naivität, diese Position des Sich-Klein-Machens, einer Tarnung, die stellenweise wie ‚Idiotie‘ aussehen kann: das alles ist Rollenspiel eines Exilanten, der wie Brecht fern vom eigenen Vaterland neue „Heimatländer“ ausprobieren muss wie andere neue Kleider. Da ist es gut, sogar überlebens-wichtig, geschmeidig, gewitzt und gewandt zu sein und in der Maske des Unwissenden und Bescheidenen auf subtile und subversive Weise zugleich die *Schwierigkeiten beim Schreiben der Wahrheit* zu tarnen.

Das Exil und seine Bedingungen waren die ganz konkrete Basis für literarische Figuren wie die oben genannten; und in vielen, fast allen Texten Brechts aus jener Zeit ist der Gestus der List, radikale und unbequeme Wahrheiten auszusprechen, Dichtung geworden. Die *Keuner-Geschichten*, die *Flüchtlingsgespräche* oder *Me-ti*, das *Buch der Wendungen*... immer sind es auch Reflexionen über jenes „Kleine“, das „nicht klein bleibt“, wie es im Moldaulied aus dem *Schwejk* heißt. In dem zentralen theoretischen Essay *Fünf Schwierigkeiten beim Schreiben der Wahrheit* wird als letzte Schwierigkeit „Die List, die Wahrheit unter vielen zu verbreiten“ genannt (BRECHT 1982c: 231ff.). Dort findet Brecht für die listige Verbreitung verbotener Wahrheiten eine Ahnengalerie, die von Konfuzi und Lukrez, über Shakespeare bis zu Lenin reicht. Der Zusammenhang dieses Ansatzes mit den großen, gefeierten Stücken wie *Galilei*, *Courage* oder *Pantaleone* wird von Brecht selbst betont und auch in der Forschung gesehen (vgl. KNOPF 2001: 484-500).

Aber die Brecht-Rezeption hat das *Schwejk*-Stück immer als eine schwächere oder gar misslungene Leistung in diesem Zusammenhang gesehen. Warum? Historisch ungenau sei es, es verharmlose die SS, der Hašek'sche *Schwejk* sei nicht auf den Zweiten Weltkrieg zu übertragen – und vieles andere mehr. Kaum jemand hat die *Schwejk*-Figur Brechts genug im Kontext jenes Widerstands gegen den Totalitarismus gesehen, in dem Brechts andere plebejische Helden stehen. Viel besser verstanden hat dies der Schriftsteller Siegfried Lenz: seine Deutung des Hašek-Schwejk ist ganz die von Brecht: „Beim *Schwejk* finden wir eine Erklärung der Welt, eine Erklärung des Verhältnisses. *Schwejk* schlägt der Welt ein Schnippchen. Er führt vor, wie man sich behaupten kann“ (zit. nach KAISER 2002: 40). Brecht wendet sich in solchem Sinne auch gegen die *Schwejk*-Deutungen von Willy Haas und Friedrich Carl Weiskopf: Beide sahen Hašek's Roman zwar als eine Art Volksbuch – aber mit eindeutig und einmalig situiertem historischen Hintergrund, nämlich der k.u.k.-Monarchie und dem Ersten Weltkrieg (vgl. WEISKOPF 1956: 110-113, HAAS 1960: 142-145).

Brechts Interesse, ja Faszination stammt schon aus dem Jahr 1927, als Brecht mit Piscator die sehr erfolgreiche Dramatisierung des Romans gestaltete. Brecht kehrte später wieder und wieder zum *Schwejk* zurück – er plante einen Film mit Piscator und eine Oper mit Weill. Für ihn war das Buch Weltliteratur, und er hat den Roman immer wieder zur Lektüre empfohlen, sogar Soldaten der Nationalen Volksarmee! Verschiedene Quellen seit 1933 zeigen, dass Brecht wiederholt daran dachte, den Stoff auch einmal selbst zu dramatisieren. In welchem Kontext das geschehen sollte, wird z.B. deutlich in einem Brief vom 10.6.1937: „(*Schwejk*) ist schließlich nichts geringeres als der angsttraum der diktatoren, dieser ‚niedrig‘ denkende, für höheres taube, die wundervollen pläne durch seine unzulänglichkeit unterwühlende ‚dutzendmensch‘, das fehlerhafte opfertier“ (zit. nach KNOPF 2001: 489). Aber

erst 1943 beginnt er mit dem Manuskript, und in seinem *Arbeitsjournal* begleitet Brecht kommentierend die Entstehung. Am 27. Mai 1943 notiert er z.B. über seinen Schwejk: „seine unzerstörbarkeit macht ihn zum unerschöpflichen objekt des missbrauchs und zugleich zum nährboden der befreiung“ (BRECHT 1974: 371). Es gibt wahrscheinlich kein Einzelwerk Brechts, das er in der Exilzeit so oft wieder aufgenommen hat – deshalb ist es keine Spekulation, wenn man Brechts Verständnis vom klugen und erfolgreichen Überleben im Exil gerade mit dieser Gestalt verbindet. Am Rande vermerkt sei noch, dass für den Flüchtling Brecht die Geschichte des Romans eine Art deutsch-tschechische Symbiose war: zuerst Hašek, dann die Vermittlung durch Brod, die Übersetzung von Grete Reiner, die den Erfolg des Buches beschleunigte, Piscator und Brecht. Deshalb ist sein Zorn über die deutschen Besitzer in Schwejks Heimat vielleicht so aggressiv ausgefallen. Figuren wie Brettschneider, Bullinger und Müller gehören zu jenen brutal-grotesken Darstellungen von Deutschen, wie sie George Grosz für die Brecht/Piscator-Inszenierung von 1927 gezeichnet hat.

In Anlehnung an den Begriff ‚švejkovina‘ als Verhaltensmuster soll es im Folgenden über ‚Schwejkismus‘ in Brechts Exilwerk gehen. Dieser ‚Schwejkismus‘ kommt eben nicht nur im namensgleichen Stück zum Ausdruck, sondern in zahlreichen anderen Texten dieser Zeit. Das Verhältnis von ‚Groß‘ und ‚Klein‘ wird fast überall auf den Kopf gestellt. Wie es sich ja auch in Brechts Realität mit vielen Fragen von Identität verhielt: Deutschen wurde offiziell mitgeteilt, dass sie gar keine Deutschen waren – Schriftstellern, dass sie keine Bücher geschrieben hätten usw. Brechts politisches Bewusstsein kümmerte das vielleicht nicht besonders, aber diese Auflösung jeder Ordnung rief förmlich nach einer Bearbeitung des Themas von Schein und Sein. Brecht konnte in Hašeks Roman antizipiert finden, was für ihn selbst zum existentiellen Problem des Schriftstellers im Exil wurde: die subversive Kraft von Satire, Ironie, Travestie gegen die Gewalt autoritärer Sprachregelungen oder pessimistischer Weltuntergangs-Szenarien zu setzen. Das traditionelle Muster des Schelmenromans hat diese Form der Identität jenseits von ideologischen oder sachlichen Zwängen immer schon bereit gehalten: das gilt von Cervantes über Reuter bis zu Grass *Blechtrommel*. Die rhetorischen wie intellektuellen Strategien schelmischer Ausweich-Kunst, die aber nicht ergebnislos bleibt, sollen in Brechts Drama noch einmal betrachtet werden.

‚Schwejkismus‘ in den anderen Dramen – das wäre ein weites Feld, um mit Fontane zu sprechen. Ich gebe nur ein paar Exempel, um die relative Dichte der hier aufgestellten These zu illustrieren. In Herr *Puntila und sein Knecht Matti* entspricht Matti in vielem einer Schwejk-Gestalt. Puntila bekennt in seinen humanen Momenten dem Chauffeur Matti: „Ich acht Dich wegen solcher Dummheiten“! (BRECHT

1982e: 1640) Interessant in diesem Drama ist aber auch, dass Puntila selbst Züge des Schwejkischen annimmt: er untergräbt die Ordnung, indem er im alkoholisierten Zustand Wahrheiten ausspricht. Von Puntila heißt es im Stück: „Ein Mensch ohne Humor ist überhaupt kein Mensch!“ (BRECHT 1982e: 1679) *Im Kaukasischen Kreidekreis* ist der „Armeleuterichter“ zwar bestechlich, aber er „nahm es von den Reichen, und er gab es Seinesgleichen“ (BRECHT 1982b: 2083). Azdak überlebt und hilft überleben durch List, die aussieht wie Dummheit. Eine Erweiterung dieser Beobachtungen auf andere, weniger bekannte Exil-Stücke würde diese These noch unterstützen. Darauf muss hier verzichtet werden – ich will aber kurz zeigen, dass die Position des ‚Schwejkismus‘ sogar in einer komplexen literarischen Form wie der Lyrik Brechts vorkommt. Das Gedicht *Sah verjagt aus sieben Ländern* versteht sich als „Narrheit“ die Unfähigkeit zur dialektischen Beweglichkeit: „Jene lob ich, die sich ändern/Und dadurch sie selber bleiben.“ (BRECHT 1982d: 846) Brecht hält gar nichts von tragischem Festhalten an Positionen, die nicht mehr überlebensfähig sind. Die Schule des Exils lehrte gewitzte Veränderung – und die Hoffnung, dass am Ende der düsteren Zeiten schließlich das „Kleine“ wieder bzw. vielleicht zum erstenmal überhaupt „groß“ wird. In dem kleinen, aber Brecht wichtigen Gedicht-Zyklus über *Die Reisen des Glücksgotts* wird im *Siebenten Lied* der Realismus der Niedrigen gegen die fatalen und falschen „Götter von Ruf und Stand“ ausgerufen: es liest sich wie das Glaubensbekenntnis nicht nur des Baloun, sondern auch des Schwejk selbst, wenn wir in der letzten Strophe lesen. „Ich bin der Gott der Niedrigkeit/Der Gaumen und der Hoden/Denn das Glück liegt nun einmal, tut mir Leid/Ziemlich niedrig am Boden“ (BRECHT 1982d: 892). Diese Mischung aus Schlaueit und Lust, Klein-Sein und Anspruch auf mehr, von Ursache und Wirkung sehr entgegengesetzter Art, literarisiert in kraftvollen Figuren vor schier hoffnungslosem Hintergrund – das sind für mich Elemente des Brechtschen ‚Schwejkismus‘.

Ich möchte nun auf einige Beispiele aus dem Stück *Schwejk im Zweiten Weltkrieg* selbst eingehen, um die These anschaulicher und textbezogener zu machen. Brechts *Schwejk* ist zwar eine historische Fortschreibung des Hašek'schen, aber in einigen charakteristischen Zügen hat er ihn doch auch gelassen. So z.B. in der Kunst der Abschweifung. Jede Antwort Schwejks wird zu einer weit ausholenden Suada von Exempeln, die scheinbar nichts mit einer klaren Antwort zu tun haben. Exilanten müssen gelegentlich jene „double speech“ beherrschen, wie sie in Orwells *1984* geschildert wird. Wahrheiten umschreiben zu können, in den unverdächtigen Fluss scheinbar harmloser ‚Geschichtelchen‘ einzubetten – das ist genau jene von Brecht geforderte List beim Sagen der Wahrheit. Ein Beispiel dafür ist die Replik auf Brettschneiders Mitteilung, dass auf den Führer ein Attentat verübt wurde, aber die Bombe zu spät explodierte, worauf Schwejk antwortet:

Wahrscheinlich eine billige. Heute stellens alles in der Massenproduktion her, und dann wundern sie sich, wenn es keine Qualität is. Warum? So ein Artikel is nicht mit der Liebe gemacht, wie früher eine Handarbeit, hab ich recht? Aber dass sie für eine solche Gelegenheit keine bessere Bomb wählen, is eine Nachlässigkeit von ihrer Seit. In Český Krumlov hat ein Schlachter einmal [...]. (BRECHT 1982f: 1925f.)

Auf Brettschneiders Erinnerung, *beinahe* habe der Führer doch den Tod gefunden, wie er da bloß von „Nachlässigkeit“ reden könne – antwortet Schwejk mit einer kleinen sprachphilosophischen Reflexion über das Wörtchen „beinahe“:

So ein Wort wie „beinah“ is oft eine Täuschung [...]. 38, wenn sie uns in München ausverkauft ham, haben wir beinah Krieg geführt, aber dann haben wir beinah alles verloren, wie wir still gehalten ham. Schon im Ersten Weltkrieg hat Österreich beinah Serbien besiegt und Deutschland beinah Frankreich. Auf „beinah“ könnens nicht rechnen. (BRECHT 1982f: 1926)

Diese wenigen Zeilen sind ein Musterbeispiel für die historische, politische und ästhetische Schnittmenge, die sich im *Schwejk* findet. Der Bezug zur Hašek'schen Welt ist gezeigt, die Möglichkeit eines Attentats auf Hitler und auch, wie sehr Wörter und Begriffe in Zeiten wie diesen ihre Harmlosigkeit und „Unschuld“ verlieren können. Der Bedrohte redet immer doppelbödig, je nach Lage muss er auf eine mögliche andere Lesart seines Sprechens verweisen können, ansonsten kann es ihn das Leben kosten. Noch im gleichen Gespräch mit dem Gestapo-Mann Brettschneider wagt Schwejk den Satz: „Der Hitler lässt sich nicht durch jeden beliebigen Trottel ersetzen“ (BRECHT 1982f: 1926). Als der Nazi aufhorcht, schon glaubt, ihn verhaften zu können, wendet Schwejk den Satz so, dass der kleine Mann, das „gewöhnliche Volk“ für Helden und Führer wie Hitler einfach zu „primitiv“ sei. Diese scheinbare Apologie der Größe wird aber schnell wieder zum Glaubensbekenntnis eben jenen kleinen Mannes, zu denen auch Schwejk zählt:

Der kleine Mann schießt sich was auf eine große Zeit, er will ein bisschen ins Wirtshaus gehen und Gulasch auf die Nacht. Und auf so eine Bagasch soll ein Staatsmann sich nicht giften, wo er es schaffen muß, dass ein Volk ins Schullesebüchel kommt, der arme Hund. (BRECHT 1982f: 1927)

Schon wieder, möchte man Brettschneider zurufen: der Führer als „armer Hund“ – das ist mindestens doppeldeutig. Indem er anscheinend, den Kopf immer wieder aus der Schlinge ziehend, die erlaubte Rede führt, verspottet und vernichtet Schwejk in einer Art indirekter Rede das falsche Pathos und die gestohlene Sprache der

Diktatur. Interessant dabei ist, dass Hitler in den eingeschobenen Szenen mit seinen Gefolgsleuten seine große Hoffnung gerade auf den „kleinen Mann“ setzt. Im letzten dieser „Zwischenspiele“, mit einem General vor der Karte der Sowjetunion stehend, verweigert Hitler sich allen Zweifeln an seiner Strategie durch den Ausruf „Der kleine Mann wird mich herausreißen“! (BRECHT 1982f: 1969) Die dialektische List der Geschichte verursacht dann die kleine, aber entscheidende Veränderung dieses Wörtchens: die kleinen Leute reißen Hitler nicht *heraus*, sondern *hinein*. Konsequenz ist es deshalb in diesem Sinne, wenn Brecht am Ende den Führer und seinen gar nicht braven Soldaten in der Schneelandschaft vor Stalingrad zusammenführt. Schwejk soll den Weg weisen – der macht aber nur klar, dass es keinen Aus-Weg mehr gibt: „Sie können nicht hierbleibn. Und Sie können nicht fort“ (BRECHT 1982f: 1993). Was folgt, sind die letzten Worte Schwejks im Stück, – und sie sind eindeutig:

Ja, du kannst nicht zurück und du kannst nicht nach vorn./Du bist obn bankrott und bist untn verlorn./Und der Ostwind is dir kalt und der Bodn is dir heiss/Und ich sags dir ganz offen, dass ich nur noch nicht weiss/Ob ich auf dich jetzt schieß oder fort auf dich schieß. (BRECHT 1982f: 1993)

Was dann noch folgt, ist der Chor aller Darsteller, der das Moldaulied anstimmt, das ja schon in der sechsten Szene die „Philosophie“ des Stücks angibt:

Es wechseln die Zeiten. Die riesigen Pläne
Der Mächtigen kommen am Ende zum Halt.
Und gehn sie einher auch wie blutige Hähne
Es wechseln die Zeiten, da hilft kein' Gewalt.
Am Grunde der Moldau wandern die Steine
Es liegen drei Kaiser begraben in Prag.
Das Große bleibt groß nicht und klein nicht das Kleine.
Die Nacht hat zwölf Stunden, dann kommt schon der Tag.
(BRECHT 1982f: 1993f.)

Schwejks Reden und Handeln haben subversiv und vorsichtig zugleich geholfen, dieses Ende der Nacht herbeizuführen. Das Sprechen, als Maske der Verfolgten, wechselt dabei je nach Situation. Es gibt durchaus so etwas wie einen patriotischen Diskurs im Stück, nicht nur von Schwejk, sondern auch von der Kopecka und ihren Gästen im *Kelch*. Dort werden beispielsweise von Baloun Bilder herumgereicht, die zerstörte deutsche Städte zeigen und die man entsprechend freizügig kommentiert: „Das ist eine gelungene Unterschrift: ‚Hitler ist einer der größten Architekten aller Zeiten‘. Und dazu Bremen als Schutthaufen“ (BRECHT 1982f: 1937). Brechts

Arbeitsjournal praktiziert übrigens genau dieses Entlarvungsprinzip: Dokument und falsche Rede, oder auch umgekehrt! Auch Schwejk redet immer wieder so eindeutig, wenn er sich sicher genug fühlt: Spott als Form des Widerstands, wie etwa in dem Witz, den er Anna, Kati und Baloun erzählt: „Kennens den: von der Karlsbrückn aus hört ein Tschech ein deutschen Hilfeschrei aus der Moldau. Er hat sich nur ieber die Brüstung gehängt und hinuntergerufen: ‚Schrei nicht, hetst schwimmen gelernt statt deitsch!‘“ (BRECHT 1982f: 1950) Eine andere Form des subversiven Witzes ist in der Szene zwischen Schwejk und dem deutschen Soldaten ausgeführt. Dort verwirrt Schwejk durch eine wahnwitzige Sprachverdrehung die Nummer eines Militärzuges so lange, bis der Munitionszug statt nach Stalingrad nach Bayern und die Erntemaschinen für Bayern nach Stalingrad gehen (vgl. BRECHT 1982f: 1956f.). Diese nur scheinbar komischen, slapstickartigen Wort- und Zahlverdrehungen bedeuten mehr: den Glauben an die Macht von Worten bzw. das Widerstandspotential derer, die damit umzugehen wissen. Immer wieder ist an solchen Stellen in den Szenenanweisungen zu lesen, dass Schwejk etwas „philosophisch“ oder mit „ironischer Prophetie“ vorhersagt (vgl. BRECHT 1982f: 1957). Sprachliche Sabotage ist es auch, wenn Schwejk das Pathos nationalsozialistischer Parolen durch scheinbar absurde Vergleiche relativiert: als Bullinger davon spricht, dass das Dritte Reich „vermutlich 10.000 Jahr“ halten werde – antwortet Schwejk: „Das is für lang, wie der Küster gesagt hat, wie die ‚Schwan‘-Wirtin ihn geheiratet und auf die Nacht die Zähn ins Wasser geschmissen hat“ (BRECHT 1982f: 1966). Ewig lebt eine Gebissträgerin vermutlich nicht mehr – und so wird der scheinbar dadaistisch inspirierte Nonsens-Vergleich zur satirischen Brechung vollmundiger Reden vom tausendjährigen Reich. Doch wie gesagt, die getarnte und verschlüsselte Rede kann immer wieder, je nach Kontext, hart und eindeutig werden – ein markantes Beispiel ist auch Schwejks „Trommellied“ über die Mitläufer und Gleichgültigen. Als Parodie auf das Horst-Wessell-Lied angelegt lautet der Refrain aller Strophen „Der Metzger ruft. Die Augen fest geschlossen/Das Kalb marschiert mit ruhig festem Tritt./Die Kälber, deren Blut im Schlachthof schon geflossen/Sie ziehn im Geist in seinen Reihen mit“ (BRECHT 1982f: 1976). Das ist natürlich Agitations-Lyrik, wie Brecht sie ja auch immer wieder verfasst hat. Mir ist es hier aber wichtig nur als Beleg dafür, dass die Stimmen des Widerstands eben je nach Situation ihre Stimmlage wechseln müssen.

Die Bezeichnung eines deutschen Soldaten: „Du zweideutiger Verbündeter“ für Schwejk trifft solche Ambivalenzen nicht schlecht: scheinbar ein Mitläufer, der zwar ohne viel Aktivismus aber doch loyal dem neuen Regime gehorcht, ist er unter anderer Perspektive ein gefährlicher Defätist, Saboteur, Patriot und

Widerstandskämpfer. Ein Kampf mit den Mitteln des intellektuellen Witzes – und nicht mit der Waffe in der Hand. Volker Klotz hat mit Recht darauf hingewiesen, dass dies auch Brechts Kampf-Weise war (vgl. VÖLKER 1988: 215f.). Im Spanischen Bürgerkrieg etwa unmittelbar an der Front zu kämpfen, wie seine Kollegen Hemingway, Malreux, Orwell oder Regler schien ihm eine eher romantische Form des Kampfes gegen den Nazismus. Schwejks Rat an einen heruntergekommenen, zugelaufenen kleinen Hund vor Stalingrad, ist das Credo dieser Taktik des Widerstands: „Wenn du im Krieg überleben willst, halt dich eng an die adern und das Iebliche, keine Extratouren, sondern kuschn, solange bis du beissen kannst“ (BRECHT 1982f: 1990).

Brecht hat in seiner später geschriebenen sogenannten *Schwejk-Fabel* Schwejk als „den großen realisten“ (zit. nach KNOPF 2001: 498) bezeichnet – und im Sinne von Brechts Realismus-Konzept des Exils ist er das auch. Schwejk ist ein Dialektiker, und mag er sich noch so einfältig und unzuverlässig zeigen, er demonstriert die Probleme des „kleinen Mannes“ wie der Exilanten gleichermaßen in jenen Zeiten, da „Ein Gespräch über Bäume fast ein Verbrechen ist/Weil es ein Schweigen über so viele Untaten einschließt!“ (BRECHT 1982a: 723) Aber er zeigt auch, dass das Sprechen über Schinken, Musik, Hunde oder Zahlen ein origineller wie originaler Beitrag zum Widerstand sein kann! Brecht ist mit *Schwejk im Zweiten Weltkrieg* das Wagnis eines Beitrags zur Schelmenliteratur ausgerechnet im Widerstand gegen Hitler, eingegangen. Sicher ist dies auch in manchem misslungen – aber insgesamt scheint mir dieser Versuch doch gelungen, nicht zuletzt als Selbstreflexion über die Möglichkeiten exilierter Literatur. Zusammen mit Chaplins *Großem Diktator* ist der *Schwejk* wohl das einzige Kunstwerk dieser Jahre, bei dem man auch befreit lachen kann. Ähnliche Versuche von Feuchtwanger, Schickele, Werfel oder Heinrich Mann scheinen mir weit weniger gelungen. Brecht wusste, dass solche Ambivalenz und Wandlungsfähigkeit ihn nicht nur vor ein committee of un-american activities führen konnte, sondern auch bei „linken“, gleichgesinnten Freunden Skepsis bis Ablehnung hervorrufen würde. Für diese und sich selbst scheint mir jenes kurze, lapidare Gedicht geschrieben, entstanden in genau jener Zeit, in der auch der *Schwejk* entstand und das den Titel hat *Ich, der Überlebende*:

Ich weiß natürlich: einzig durch Glück
Habe ich so viele Freunde überlebt. Aber heute nacht im Traum
Hörte ich diese Freunde von mir sagen: „Die Stärkeren überleben“
Und ich hasste mich.
(BRECHT 1982d: 882)

Literaturverzeichnis:

- BRECHT, Bertolt (1974): Arbeitsjournal 1942 bis 1955. Hrsg. von Werner Hecht. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- BRECHT, Bertolt (1982a): An die Nachgeborenen. In: Bertolt Brecht. Gesammelte Werke 9. Gedichte 2. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 722-725.
- BRECHT, Bertolt (1982b): Der Kaukasische Kreidekreis. In: Bertolt Brecht. Gesammelte Werke 5. Stücke 5. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 1999-2105.
- BRECHT, Bertolt (1982c): Fünf Schwierigkeiten beim Schreiben der Wahrheit. In: Bertolt Brecht Gesammelte Werke 18. Schriften zur Literatur und Kunst 1. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 222-239.
- BRECHT, Bertolt (1982d): Gesammelte Werke 10. Gedichte 3. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 846.
- BRECHT, Bertolt (1982e): Herr Puntila und sein Knecht Matti. In: Bertolt Brecht. Gesammelte Werke 4. Stücke 4. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 1609-1717.
- BRECHT, Bertolt (1982f): Schwejk im Zweiten Weltkrieg. In: Bertolt Brecht. Gesammelte Werke 5. Stücke 5. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 1913-1997.
- HAAS, Willy (1960): Die Literarische Welt: Erinnerungen. München: List.
- KAISER, Joachim (Hrsg.) (2002): Harenberg, das Buch der 1000 Bücher. Autoren, Geschichte, Inhalt und Wirkung. Dortmund: Harenberg, S. 38-42.
- KNOPF, Jan (Hrsg.) (2001): Brecht-Handbuch in fünf Bänden. Band 1. Stücke. Stuttgart, Weimar: Metzler.
- VÖLKER, Klaus (1988): Bertolt Brecht. Eine Biographie. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- WEISKOPF, Franz Carl (1956): Literarische Streifzüge. Berlin: Aufbau-Verlag.

RENATA CORNEJO

Im Geiste der Ambivalenz. Die interkulturelle Literatur am Beispiel der deutsch schreibenden Autor/innen aus der ehemaligen Tschechoslowakei (Katja Fusek)

Der vorliegende Beitrag untersucht, ob und inwiefern sich der Begriff der ‚interkulturellen Literatur‘ in Deutschland in seiner ‚Ganzheit‘ und zugleich Differenziertheit bzw. Ambivalenz erfassen lässt, und überprüft in diesem Zusammenhang Chiellinos Entwurf der ‚Topographie der Stimmen‘ auf seine ‚Stimmigkeit‘ und Plausibilität. Dabei wird der Frage nachgegangen, welcher der ‚polyphonen‘ interkulturellen Stimmen die deutsch schreibenden Autor/innen aus der ehemaligen Tschechoslowakei nach 1968 zuzuordnen und wo sie innerhalb eines solchen Konzepts zu positionieren wären. Am Beispiel der Erzählung Wurzelsteine von Katja Fusek wird schließlich das interkulturelle Potential eines solchen Textes, entsprechend der von Chiellino und Blioumi aufgestellten Kriterien, sichtbar gemacht und eingehender beleuchtet.

1 Einleitung

Interkulturalität, Multikulturalität oder hybride Identitäten sind ‚Hilfsbezeichnungen‘ und Begriffseinheiten, die im Zeitalter der Globalisierung auf bestehende Realitäten zu reagieren versuchen. Der Begriff der ‚Interkulturalität‘ verweist mit seinem Präfix „inter“ sowohl auf das ‚Dazwischen‘ als auch ‚Miteinander‘ von Kulturen und Literaturen – es ist ein Begriff, „der nicht nur nach den Zwischenräumen zwischen den möglichen kulturellen Formationen fragt und diese hinterfragt, sondern auch die interkulturellen Einheiten als diskursive Ereignisse begreift, also interkulturell auch nach innen neue Einheiten sucht“ (GÖRLING 1997: 52f.). Nicht Trans- oder Multikulturalität, sondern erst die Interkulturalität beschreibt nach Blioumi die grenzüberschreitenden kulturellen Beziehungen zwischen den Kulturen und kann „selbst das Resultat von Überlagerungen, Diffusionen und Konflikten“ darstellen, wobei von besonderer Bedeutung ist, dass mit der Überwindung des Dualismus von Eigenem und Fremdem Kultur nicht mehr als „Ist-Zustand“, sondern als Dynamik aufgefasst wird, was auch für die Konstruktion von Identitäten und deren Ambivalenz gilt. So gesehen wird ebenfalls der Begriff „Migration“ positiv besetzt und nicht mehr als leidvoller (Heimat)Verlust, sondern als Stärke verstanden – Stärke, die aus dem Oszillieren zwischen dem Fremden und Eigenen, also aus der Ambivalenz heraus, produktiv schöpft und neue Wahrnehmungsmuster in

Hinblick auf die ‚interkulturelle‘ Wirklichkeit bietet. Das Zauberwort ‚inter‘ eröffnet sozusagen nicht nur neue Wahrnehmungsmöglichkeiten, indem der „Zwischenraum“ und die „Grenzüberschreitung“ betont werden, sondern verweist zugleich auf eine „besondere Form von Beziehungen und Interaktionen“ innerhalb einer Kultur (vgl. BLIOUMI 2002: 29).

In diesem Kontext nehmen eine wichtige Rolle insbesondere Autoren und Autorinnen ein, die in einer anderen Kultur sozialisiert worden sind, als die, in der sie heutzutage leben, und die sich in der Regel auch einer anderen Literatursprache als ihrer Muttersprache bedienen. Im Folgenden soll Chiellinos Entwurf der ‚Topographie der Stimmen‘ auf seine Stichhaltigkeit und im Hinblick auf die deutsch schreibenden Autor/innen aus der ehemaligen Tschechoslowakei geprüft werden, wobei auch das Konzept von Blioumi mit herangezogen und an einer konkreten Textanalyse, der Erzählung *Wurzelsteine* von Katja Fusek, erörtert und das ‚interkulturelle Potential‘ eines solchen Textes sichtbar gemacht werden soll.

2 ‚Interkulturelle Literatur‘ als polyphone Topographie der Stimmen

Das literarische Phänomen der ‚interkulturellen‘ Literatur ist keineswegs eine neue Erscheinung in der deutschsprachigen Literatur, doch hat sie seit den 50er Jahren des 20. Jahrhunderts eine neue Dimension und Qualität angenommen, auf die Einwanderung aus dem Mittelmeerraum, den politischen Exil aus Mittel- und Osteuropa, aus Lateinamerika und den Ländern des Nahen Ostens sowie auf die Repatriierung deutschstämmiger Familien aus Ost- und Südeuropa zurückzuführen ist. Diese vielfältige, vielsprachige und kulturübergreifende Literaturbewegung hat inzwischen wesentlich zur ästhetischen und inhaltlichen Komplexität der deutschsprachigen Literatur beigetragen, die nur schwer unter einem Begriff oder einer Bezeichnung zusammenzufassen ist. Chiellino spricht in diesem Zusammenhang von einer „Topographie der Stimmen“ und formuliert deren einzige verbindliche Ausgangsbasis wie folgt:

Bei dem betreffenden literarischen Phänomen handelt es sich um eine kulturübergreifende Literatur, die aus Werken und Autor/innen besteht. Die Betrachtung der Werke unabhängig von den Biographien der Autor/innen ist deswegen notwendig, weil im Kontext von Arbeitsmigration, Exil und Repatriierung Werke entstehen, die zu keiner thematischen Kontinuität bei ihren Verfassern führen. Dies kann aus existentiellen Zwängen geschehen, für den Fall, daß der Autor Land und Inhalt seines Schreibens verläßt, oder weil er seine schriftstellerischen Interessen, aus welchem Grund auch immer, neu definiert, oder, weil der Literaturbetrieb vor

Ort kein Interesse an seinem Werdegang zeigt. [...] Die innere Zusammensetzung der einzelnen Stimmen ist unterschiedlich. Einige Stimmen haben sich als „monophon“, wenn auch interkulturell, und andere haben sich als polyphon entwickelt. (CHIELLINO 2007: 54)

Nach Chiellino artikulierte sich die ‚interkulturelle‘ literarische Bewegung zunächst polyphon, wobei neun verschiedene „Stimmen“ zu unterscheiden sind: 1) Die erste setze sich aus nationalen Sprachen der seit 1955 eingewanderten kultur-ethnischen Minderheiten zusammen, deren Autor/innen weiterhin in ihrer Herkunftssprache geschrieben haben; 2) Die zweite Stimme gehöre den Autor/innen aus Minderheiten, die sich für die deutsche Sprache als Mittel ihrer Kreativität entschieden haben; 3) Die dritte sei die deutsche Stimme der jüngeren Autor/innen, die auf Grund ihrer Sozialisation Deutsch als Muttersprache sprechen, jedoch nicht im familiären Umfeld; 4) Die vierte Stimme repräsentiere die aus dem deutschsprachigen Raum ausgewanderten Autor/innen, die in Kontexten anderer nationaler Literaturen leben, die Deutschland aber nicht die thematische Zugehörigkeit zur Einwanderung aufgegeben haben und in der Sprache ihres ersten Einwanderungslandes weiter schreiben; 5) Ebenfalls bei den Autor/innen, die in die BRD aus politischen Gründen gekommen sind (was auf die meisten tschechischen zutrifft), könne von einer polyphonen, nicht einfach zu ortenden Stimme aus allen mitgebrachten Sprachen gesprochen werden, denn obwohl die Autor/innen in Deutschland lebten, veröffentlichten viele nach dem Verlassen ihrer Heimat weiterhin ihre Werke in der Muttersprache und auch häufig außerhalb der BRD in interner Auseinandersetzung mit der Opposition im Herkunftsland (wie z.B. viele russische Intellektuelle), so dass der direkte Bezug zum Einwanderungsland und dessen Leser/innen in der Regel fehlte. Insofern sei die „deutschsprachige Stimme“ der Exilautor/innen von Anfang an von größerer Bedeutung gewesen, insbesondere bei den Autor/innen, die bereits vor ihrer Ankunft in der BRD schon bekannt waren und für das deutschsprachige Publikum als Adressaten der politischen Solidarität gegenüber ihrem Land dienen konnten: „Das trifft besonders für deutschsprachige oder prominente Autor/innen wie Ota Filip aus Tschechien, Antonio Skármeta aus Chile, Said aus dem Iran, György Dalos aus Ungarn und für den Syrer Adel Karasholi in der ehemaligen DDR zu“ (CHIELLINO 2007: 55); 6) Die nächste Stimme sei durch die Autor/innen aus kultur-ethnischen Minderheiten vertreten, in deren Werken die Grenze zwischen Arbeitsmigration und Exil aufgehoben ist und die somit eine „besondere Schnittstelle zwischen politischem Exil und Einwanderung“ (CHIELLINO 2007: 55) wie der Spanier Antonio Hernando oder der Libanese Jusf Naoum

repräsentieren; 7) Als „einzigartig“ bezeichnet Chiellino die Stimme der Autor/innen, die weder zu den politischen Flüchtlingen noch zu den ‚klassischen‘ Einwanderern gehören und sich für die Sprache des Gastlandes entschieden haben wie z.B. Libuše Moníková aus der ehemaligen Tschechoslowakei oder Yoko Tawada aus Japan; 8) Von zunehmender Bedeutung sei nicht zuletzt die Stimme aus dem schwarzafrikanischen Kulturraum, deren Autoren in der Regel ihre traditionelle Vielsprachigkeit (National- wie Regionalsprachen, Englisch, Französisch) in der BRD weiter beibehalten (Said Khamis aus Tansania), nur wenige entschieden sich für die Sprache des Aufnahmelandes, wie z.B. El Loko aus Togo; 9) Und schließlich die Stimme der russlanddeutschen Schriftsteller/innen, die bei der Repatriierung Russisch mitgebracht haben und Deutsch häufig als Sprache der Kreativität nutzen, wobei die zwei Sprachen je nach Autor getrennt oder zusammen auftreten können.

Wie Chiellino ausdrücklich betont, sei seine „Topographie der Stimmen“ nur ein Versuch, die äußeren Merkmale dieser ‚polyphonen‘ interkulturellen Literaturbewegung zu beschreiben bzw. zu erfassen, kulturgeschichtliche Zusammenhänge und inhaltliche Schwerpunkte in den Vordergrund zu stellen und dabei die jeweiligen Sprachen nicht aus dem Blick zu verlieren. Es handle sich jedoch nur um eine „Hilfskonstruktion“, die keineswegs auf eine einheitsstiftende Homogenität dieser Literatur zu schließen erlauben würde (vgl. CHIPELLINO 2007: 57). Nur unter dieser Einschränkung kann Chiellinos ‚Topographie der Stimmen‘ als ein durchaus brauchbares Modell für die Erfassung und Beschreibung der so schwer unter ‚einen Hut zu bringenden‘ interkulturellen Literatur akzeptiert werden, obwohl seine Schwächen sowie eine gewisse Inkonsequenz nicht zu übersehen sind. Denn die Migrationsgründe überschneiden sich häufig. Ethnische Zugehörigkeit oder Zugehörigkeit zu den Minderheiten lassen sich nicht immer auseinander halten. An dem entworfenen Modell ist der Generationswechsel nicht deutlich ablesbar, obwohl er einen entscheidenden Einfluss auf die Wahl der Literatursprache hat. Und natürlich wäre es einer Überlegung wert, ob die zehnte Stimme nicht den deutschsprachigen Minderheiten im Ausland verliehen werden könnte, deren Muttersprache deutsch ist, die jedoch in einem anderen Land und in einer anderen Kultur aufgewachsen sind und dies in ihren Werken mit berücksichtigt wird. Oder gehört das Werk einer Autorin wie Herta Müller nicht zur ‚interkulturellen Literatur‘ in Deutschland? Und welcher Gruppe (Stimme) sollte in diesem ‚polyphonen‘ bzw. ‚monophonen‘ Konzert die junge tschechische Autorin Milena Oda zugeordnet werden, die sich nach ihrem Germanistikstudium Ende der 1990er Jahre in Berlin niedergelassen und angefangen hat, auf Deutsch zu schreiben?

3 Positionierung der deutsch schreibenden Autor/innen tschechischer bzw. slowakischer Herkunft innerhalb der deutschsprachigen ‚interkulturellen Literatur‘

Die folgenden Überlegungen gelten der Frage, welchen Platz die deutsch schreibenden Autor/innen aus der ehemaligen Tschechoslowakei nach 1968 im Modell einer ‚Topographie der Stimmen‘ einnehmen bzw. zu welcher der insgesamt neun polyphonen Stimmen sie entsprechend Chiellinos Modell zuzuordnen wären? Inwiefern ist Chiellinos Entwurf auf die erwähnten Autor/innen übertragbar und in seiner Funktion als „Hilfskonstruktion“ überhaupt ‚tragbar‘ bzw. verwendbar? Gemeinsam ist allen Autor/innen aus der ehemaligen Tschechoslowakei, dass sie nach 1968 ihr Heimatland aus politischen Gründen verlassen haben und die meisten von ihnen als eine ‚monophone‘, d.h. deutschsprachige Stimme zu vernehmen sind – entsprechend Chiellinos Aufteilung also die Gruppe Nr. 5. Der von Chiellino namentlich erwähnte Ota Filip (vgl. CHIELLINO 2007: 55) wird wie Jiří Gruša oder Pavel Kohout als bereits bekannter tschechischer Schriftsteller unter Druck gesetzt, von der Staatssicherheit verfolgt und bewacht und schließlich als ‚unerwünschtes subversives Element‘ ausgebürgert. Gruša und Filip wechseln ihre Literatursprache und das Lesepublikum, Pavel Kohout bleibt seiner Muttersprache treu und wagt nicht den Sprung in die Fremdsprache des Gastlandes. Innerhalb der auf den ersten Blick ‚homogenen‘ Gruppe sind jedoch Unterschiede zu berücksichtigen, die die Problematik einer solchen Zuordnung sofort sichtbar machen:

Denn die von Chiellino ebenfalls namentlich erwähnte Libuše Moníková wird nicht der Gruppe 5, sondern der 7. Gruppe zugeordnet, d.h. den Autoren, die „besondere Gründe“ für ihren Weg nach Deutschland hatten – „entweder weil sie aus Ländern stammen, in denen weder politische noch ökonomische Auswanderung vorkommt, oder weil sie auf Grund ihres Lebenslaufs davon nicht berührt worden sind“ (CHIELLINO 2007: 56).

Die direkt oder indirekt durch Nikita Chruschtschow eingeleitete ‚Entstalinisierung‘ in den 60er Jahren trug zur Entstehung der unter dem Namen ‚Prager Frühling‘ bekannt gewordenen Reformbewegung mit der Forderung des ‚Sozialismus mit menschlichem Antlitz‘ bei, die durch den Einmarsch von Truppen der Warschauer-Pakt-Staaten im August 1968 gewaltsame Unterbrechung erfuhr und zur Besetzung des Landes durch die sowjetischen Truppen führte. Diese Ereignisse hatten eine ‚Migrationswelle‘ bzw. ‚Exilwelle‘ der tschechischen und slowakischen Intellektuellen aus der ehemaligen Tschechoslowakei zur Folge (ähnlich wie in Ungarn, Polen oder Bulgarien). In den darauf folgenden Jahren der ‚Normalisierung‘ bemühte sich die Tschechoslowakei ihr Ansehen im Westen zu verbessern und

unterzeichnete deshalb formal 1975 die Schlussakte von Helsinki, ignorierte diese jedoch in der Praxis weitgehend. Zwei Jahre später verfassten führende tschechische Intellektuelle die *Charta 77*¹ – einen Appell an die Regierung, die Schlussakte von Helsinki zu respektieren – die bald von mehr als tausend Menschen unterzeichnet wurde. Die Folge waren verstärkte Verfolgung und Restriktionen, so dass mehrere AutorInnen das Land auf Grund der Schikane oder des politischen Drucks verlassen haben oder mussten – viele von ihnen haben sich in der BRD oder in Österreich niedergelassen: 1968 emigrierte Ladislav Mňačko wie auch die Familie von Magdalena Sadlon nach Österreich, Irena Brežná in die Schweiz; 1969 verließ Ivan Diviš sein Land und ging, wie auch Libuše Moníková zwei Jahre später (1971), in die BRD; 1974 wurde Ota Filip ausgebürgert und ließ sich in München nieder; seit 1975 lebt die Slowakin Zdenka Becker in Österreich; 1978 übersiedelte die Familie von Katja Fusek nach Basel (Schweiz), Jan Faktor nach Ostberlin und schloss sich dort der Prenzlauer Berg-Szene an; 1979 wurde Pavel Kohout ausgebürgert und lebt seitdem in Österreich, der 1981 ausgebürgerte Jiří Gruša ging in die BRD wie auch 1982 Jaromír Konečný; 1988, kurz vor der Wende, verließ Stanislav Struhar seine Heimat über Jugoslawien und ließ sich in Österreich nieder. Während der 60er und 70er Jahre sollen Schätzungen nach um die 350 Autoren und Autorinnen ihrer Heimat den Rücken gekehrt haben (vgl. BOCK 1993: 16).

Insofern kann nicht angezweifelt werden, dass alle weiter oben genannten Autoren und Autorinnen aus einem Land kommen, in dem politische Gründe für die Auswanderung bestanden haben – für alle war der entscheidende Beweggrund zum Verlassen ihrer Heimat das Jahr 1968, die darauf folgende ‚Normalisierungszeit‘ sowie das einengende sterile politische Klima im Lande. Da der erste Teil der ‚Definition‘ nicht zutrifft, so muss der zweite, als ‚Zugehörigkeitsgrund‘ genannte, näher beleuchtet werden – „oder weil sie auf Grund ihres Lebenslaufs davon [von der politischen Auswanderung] nicht berührt worden sind“ (CHIELLINO 2007: 56). An dieser Stelle ist die Interpretation des zitierten Satzes entscheidend – denn den Ausdruck „davon nicht berührt“ kann man nur dann gelten lassen, wenn die Verfolgung durch das Regime, die Inhaftierung oder sonstige Repressalien durch die Staatsmacht gegenüber dem jeweiligen Betroffenen gemeint sind. Denn zweifelsohne waren die meisten „berührt“ im Sinne, dass ihnen die innenpolitische Entwicklung in der damaligen Tschechoslowakei nicht gleichgültig war und

¹ *Charta 77* verstand sich nicht als eine feste Organisation und verfasste lediglich, unter Federführung von Václav Havel, Jan Patočka, Pavel Kohout und Jiří Gruša, einen Appell an die Regierung mit der Forderung, die Schlussakte von Helsinki einzuhalten. Die Verfasser sowie die alle Unterzeichnenden wurden als sog. „Chartisten“ bezeichnet und zählten zu den offiziellen Staatsfeinden bzw. unerwünschten Personen.

dass sie von dem Einmarsch der sowjetischen Truppen im August 1968 in Prag und der kurz darauf folgende Selbstverbrennungen von Jan Palach und Jan Zajíc ‚schockiert‘ bzw. ‚traumatisiert‘ waren – dies gilt insbesondere gerade für die als Beispiel angeführte Libuše Moníková, deren literarisches Werk das Jahr 1968 und dessen Folgen immer wieder thematisiert und aufarbeitet.² Der „besondere“ Grund, der Moníková veranlasste, der damaligen Tschechoslowakei 1971 endgültig den Rücken zu kehren, war außer der Unzufriedenheit mit der politischen Entwicklung die Beziehung zu ihrem deutschen Mann, den sie 1970 im Altstädter Rathaus in Prag heiratete. Ebenfalls Zdenka Becker folgte ihrer ‚Liebe‘ 1974 nach Österreich sowie auch Jan Faktor, als er wegen der Beziehung zu Annette Simon, der Tochter von Christa Wolf, im Jahr 1978 nach Ost-Berlin übersiedelte und sich dort der Prenzlauer Berg-Szene anschloss.

Im Falle von Michael Stavaric, Katja Fusek oder Magdalena Sadlon kann allerdings nicht von der eigenen Wahl gesprochen werden, da ihre Eltern weggegangen oder emigriert sind, als sie selbst noch Kinder oder Jugendliche waren und ins deutschsprachige Ausland ‚mitgenommen‘ wurden.³ Sie waren folglich nicht ‚berührt‘ im Sinne der direkten Bedrohung einer strafrechtlichen Verfolgung durch das Regime oder wegen des Verbots, ihrer schriftstellerischen Tätigkeit nachzugehen, denn die meisten von ihnen haben zum Zeitpunkt des Verlassens ihrer Heimat noch gar nicht geschrieben. Doch ihr Lebenslauf bleibt durch die innenpolitische Lage des Landes (wenn auch indirekt) ‚berührt‘, denn sie ist der unmittelbare Auslöser für diese jungen Leute bzw. deren Eltern, ihre Heimat zu verlassen (ausgenommen Katja Fusek, deren Mutter einen Schweizer geheiratet hat, und Zdenka Becker, die ihrer Liebe nach Österreich folgte). Nicht zufällig ist es gerade der Sprachwechsel, der viele von ihnen dazu bewegte, sich mit der Sprache gezielt und bewusst auseinanderzusetzen, im Kampf um die eigene Identität zur Feder zu greifen und in der neuen, ungewohnten Sprache mit dem Schreiben zu beginnen. Es ist gerade die sich ‚fremd‘ anfühlende Sprache des Gastlandes, die ihnen sowohl die notwendige Distanz zum bearbeiteten Sachverhalt verschafft,

² Ihr Erstlingswerk *Eine Schädigung* (1981) ist eine Parabelgeschichte über die ‚Vergewaltigung‘ der damaligen Tschechoslowakei durch die uniformierte Macht. Das Jahr 1968 und seine Folgen sind das Hauptthema ihres bedeutendsten Romans *Die Fassade* (1987). Mit den Ereignissen 1968 setzt sie sich auch in ihrer essayistischen Arbeit auseinander (vgl. MONÍKOVÁ 1994a: 104-113, MONÍKOVÁ 1994b: 98-103; MONÍKOVÁ 1990).

³ So z.B. wanderte Magdalena Sadlon mit 12 Jahren mit ihrer Familie 1968 und Michael Stavaric mit erst sieben Jahren 1979 nach Österreich aus, im Jahre 1978 ging die Mutter von Katja Fusek (geb. 1968) eine zweite Ehe ein und zog mit ihren beiden Töchtern nach Basel zu ihrem Ehemann um – Kateřina war damals 10 Jahre alt.

als auch das unbefangene Spielen mit der ‚fremden‘ Sprache ermöglicht und ihr kreatives Potential herausfordert (so z.B. bei Libuše Moníková, Magdalena Sadlon, Stanislav Struhar, Jan Faktor oder Jaromir Konecny).

Im Unterschied zu den russischen Exilautor/innen, bei denen nach Chiellino gar von einer „Russland-Fixierung“ gesprochen werden kann (sowohl thematisch als auch sprachlich), ist bei den Autor/innen aus der Tschechoslowakei, Ungarn und Bulgarien der Sprachwechsel aus ihrer Muttersprache ins Deutsche häufiger zu beobachten, was Chiellino auf die ehemalige Zugehörigkeit dieser Länder zur K.u.K.-Monarchie und die, trotz der Unterbrechung nach 1945 lebendig gebliebene Tradition der deutschen Sprache zurückführt (vgl. CHIPELLINO 2007: 190). Doch mag auch diese Begründung nur teilweise zutreffen.⁴ Tatsache ist, dass viele Autor/innen, die einen vollständigen Wechsel ins Deutsche vollzogen haben und mit Chiellinos Worten als „monophone Stimme zu vernehmen sind“ (CHIPELLINO 2007: 55), vor allem aus der ehemaligen Tschechoslowakei stammen und für ihren Beitrag zur deutschsprachigen Literatur bereits mehrmals ausgezeichnet werden konnten: Erwähnt sei an dieser Stelle der Alfred-Döblin-Preis für den Roman *Die Fassade* von Libuše Moníková 1987 und für den Roman *Schornstein* von Jan Faktor 2005, oder der Adelbert von Chamisso-Preis 1986 für Ota Filip, 1991 für Libuše Moníková und 1997 für Jiří Gruša. Der in Wien lebende Dramatiker Pavel Kohout, der trotz seiner einwandfreien Beherrschung der Fremdsprache weiterhin auf Tschechisch schreibt und seine Bücher ins Deutsche übersetzen lässt, scheint eher eine Ausnahme zu sein. Denn auch Jan Faktor, dessen erste experimentelle Texte von der Lebensgefährtin Annette Simon ins Deutsche übertragen werden mussten, schreibt mittlerweile nur auf Deutsch wie auch Zdenka Becker, Katja Fusek, Jaromir Konecny, Magdalena Sadlon, Michael Stavaric oder Stanislav Struhar. Zahlreiche Preisverleihungen zeugen von der Qualität ihrer literarischen Texte, die mit Recht die Aufmerksamkeit der literarischen Kritik und des deutschsprachigen Publikums immer mehr auf sich lenken: 1999 und 2000 wurde Jaromir Konecny zum Vizemeister

⁴ Eine nicht unwesentliche Rolle u.a. wird in diesem Zusammenhang die Tatsache spielen, dass die ehemalige Tschechoslowakei an zwei deutschsprachige Länder grenzt, dass viele deutsche Ausdrücke und Wörter im Laufe der Jahrhunderte in die tschechische Umgangssprache übernommen wurden, dass die tschechische Literatur schon seit ihrer schriftlichen Konstituierung im 18. und 19. Jahrhundert immer mit der deutschen bzw. deutschsprachigen aufs Engste verbunden war (die ersten tschechischen Grammatiken und Geschichtsbücher waren auf Deutsch verfasst) und Deutschland oder Österreich sowohl für die tschechischen Intellektuellen, als auch später für die Exilautor/innen immer ein wichtiger Bezugspunkt waren. Genauso wichtig scheint aber auch die Tatsache zu sein, dass die tschechisch-deutsche Grenze relativ streng überwacht wurde und die im Ausland lebenden AutorInnen nur begrenzt auf ihr tschechisches Publikum zurückgreifen konnten, und sich so mit der Zeit dem ‚Gastlandpublikum‘ zuwandten.

des Internationalen Slam Poetry in Düsseldorf. Milena Oda gewann den Jury-Preis des Open Mike. 2005 wurde Jan Faktor mit dem Alfred-Döblin-Preis ausgezeichnet. 2007 bekam Magdalena Sadlon den Adelbert von Chamisso-Preis, Michael Stavaric erhielt den Österreichischen Buchpreis für seinen Debütroman *stillborn* und den Österreichischen Kinder- und Jugendbuchpreis für das Buch *Gaggalagu*. Angesichts dieser Tatsachen kann zweifelsohne behauptet werden, dass die deutsch schreibenden tschechischen oder slowakischen Autor/innen seit den 1980er Jahren einen besonderen Platz innerhalb der deutschsprachigen ‚interkulturellen Literatur‘ einnehmen und diesen auch mit Erfolg im 21. Jahrhundert behaupten.

4 Der literarische Text und sein interkulturelles Potential am Beispiel der Erzählung *Wurzelsteine* von Katja Fusek

Katja Fusek, geboren 1968 in Prag, wurde als 10-jähriges Mädchen mit ihrer neuen ‚Sprach‘-Heimat in der Schweiz konfrontiert und, obwohl sie schnell Deutsch lernte und heute auf Deutsch schreibt, ist für sie ihre Muttersprache, die sie mit ihren beiden Töchtern spricht, nach wie vor ein wichtiger Bestandteil ihres Lebens. Nach dem Studium der Germanistik, Romanistik und Kunstgeschichte in Basel und Paris erwarb sie ein Lehrdiplom. Seitdem unterrichtet sie an verschiedenen Schulen. Bereits in ihrem Erstlingswerk *Novemberfäden* (2002) mit eindeutig autobiographischen Zügen geht es um das Balancieren zwischen zwei Sprachen und Ländern – um den Verlust der Kindheit, das Ende einer großen Liebe, um den Abschied von der Vergangenheit (der alten Heimat) einerseits und um die Schwierigkeiten in der neuen Umgebung (neue Heimat) Wurzeln zu schlagen – die Gegenwart zu meistern und ‚heimisch‘ zu werden, andererseits. Die Reise nach Prag zur alten Schulfreundin und die wach gerufene Erinnerung an die alte Liebe werden zu einer spannenden Entdeckungsreise der eigenen, tief verborgenen Identität, die in der Erkenntnis mündet, dass die ‚tschechische Frau‘ in ihr nicht mehr als identitätsstiftend erhalten kann, dass sie bloß eine Projektion und Spiegelung der eigenen Wünsche und Erinnerungen an Dagewesenes ist. Durch das Befremden des bis zu diesem Zeitpunkt als eigen empfundenen Ichs gewinnt sie die notwendige Distanz und kann durch die ‚Brille‘ der Verfremdung im für bis dahin für fremd gehaltenen Ich das Eigene entdecken:

Sie ist lebendig geblieben in dieser Stadt. Immer dachte ich, dies sei die wichtigste Frau in mir, die wirkliche, die ursprüngliche, die vertrauteste. Stets habe ich sie gehegt und umworben, sie war die treibende Kraft aller anderen Frauen in mir. Und plötzlich merke ich, diese Frau, die am Moldauufer spaziert, ihren Schirm im Nieselregen aufspannt, ist mir fremd geworden. Ich verstehe sie nicht mehr. (FUSEK 2002: 85)

Durch den Verfremdungsvorgang, der das ‚Erkennen‘ des Eigenen als das Fremde initiiert, ist die Voraussetzung für das Erkennen des Eigenen im Fremden geschaffen und eine neue Identitätsbestimmung möglich. Der Schwebezustand zwischen zwei Sprachen und Kulturen wird nicht mehr als innere Zerrissenheit, sondern als eine Einheit erfahren. So lauten die Schlusszeilen des ersten Romans von Fusek durchaus optimistisch und vermitteln überzeugend das neu entdeckte Gefühl der Verankerung und ‚Verwurzelung‘: „Ich fühle mich in meiner Haut zu Hause“ (FUSEK 2002: 88). Fremdheit, Einsamkeit, Ausgegrenztsein, gescheiterte oder scheidende zwischenmenschliche Beziehungen, die von der ‚Entwurzelung‘ und dem Schwebezustand des ‚Nichtverankertseins‘ zeugen, sind die Themen, um die auch Fuseks Erzählungsband *Der Drachenbaum* (2005) immer wieder kreist – ‚bildlich‘ wohl am stärksten in der Erzählung *Das gelbe Zimmer* umgesetzt. Marc Chagalls Bild *Gelbes Zimmer*, das als Plakat an der Wand des Wohnzimmers jahrelang gehängt haben muss, wird zum ‚Abbild‘ der Einsamkeit eines vierzehnjährigen Mädchens und zum Ausdruck dessen ungestillter und verzehrender Sehnsucht nach Glück und Geborgenheit im Schoß der Familie.

Ebenfalls in der ersten Erzählung des Sammelbandes *Wurzelsteine* steht das Spannungs- und Wechselverhältnis zwischen dem ‚Fremden‘ und dem ‚Eigenen‘ im Vordergrund, wobei sich hier der interkulturelle Ansatz besonders stark manifestiert. Nach Chiellino ist die Ausgangsposition der heutigen interkulturellen Literatur der „Wunsch oder Drang nach Zusammenfügung von Erfahrungen aus Lebensabschnitten, die sich in unterschiedlichen Kulturen zugetragen haben“ (CHIELLINO 2002: 41). Dabei sind besonders die Erzählperspektive und ihre Gestaltung sowie die Sprachlatenz eines Werkes zu prüfen, wobei sich die Gestaltung der Erzählperspektive als Quelle von Interkulturalität zu erweisen hat und die Figuren in einem sprachlichen Kontext zu handeln haben, der sich aus einer angewandten und mindestens einer latenten Sprache⁵ zusammensetzt (vgl. CHIELLINO 2002: 41-43).

Im Folgenden wird geprüft, ob und inwiefern in dieser Erzählung ein interkulturelles Potential festgestellt werden kann, wobei für die Ermittlung desselben nicht nur die zwei von Chiellino aufgestellten Kriterien der Erzählperspektive und der Sprachlatenz untersucht werden (diese scheinen, um das interkulturelle Potential eines literarischen Textes zu erfassen, unzureichend). Vielmehr werden sie um die umfassenderen, von Blioumi formulierten dis-

⁵ Unter angewandter Sprache versteht Chiellino die Sprache, in der das Werk verfasst ist, als latente Sprache fungieren entweder die Sprache der kulturellen Herkunft der Protagonisten oder die Sprache der Raum-Zeit-Konstellation, in der das Werk z. T. angesiedelt ist (vgl. CHIELLINO 2002: 43).

kursiven Elemente erweitert, die interdisziplinär aus der angloamerikanischen Multikulturalismusdebatte und deutschsprachigen Studien zur Interkulturalität entworfen wurden und den literaturwissenschaftlichen Ansatz akzentuieren: 1) der dynamische Kulturbegriff, 2) Selbstkritik, 3) Hybridität und 4) die doppelte Optik (vgl. BIOUMI 2002: 31).

Im Zentrum der Geschichte steht die Begegnung eines Mädchens aus Frankreich mit ihren zwei Halbschwestern in der deutschsprachigen Schweiz, bei denen zu Hause sie sechs Ferienwochen verbringt, ohne dass die Mädchen gegenseitig um ihre wahre ‚Verwandtschaft‘ wissen (sie glauben, sie seien entfernte Cousinen). Die Situation ist für alle Beteiligten neu, ungewohnt und vor allem höchst unangenehm – für den Vater, weil er der Ehefrau sein ‚anderes‘ Kind in Frankreich beichten und diesem jetzt im eigenen Haus ein ‚Asyl‘ gewähren muss (es gibt niemanden, der sich um das Mädchen kümmern kann, während dessen Großmutter im Krankenhaus ist), bis es von der Mutter abgeholt und nach England, in die neue Heimat, mitgenommen wird. Für die Ehefrau, weil sie diese neue Information zunächst ‚verdauen‘ muss und weil sie es, trotz ihres festen Vorsatzes, nicht schafft, dem Mädchen gegenüber offen und freundlich zu begegnen, denn „Elisabeth hatte das falsche Gesicht“ – das Gesicht ihres Vaters. „Ich konnte ihm die Ähnlichkeit mit Martin nicht verzeihen und es stachelte mich zu Gemeinheiten auf“ (FUSEK 2005: 19). Und schließlich auch für die beiden Töchter, die einerseits die angespannte Atmosphäre und die heimlichen Streitigkeiten der Eltern deutlich wahrnehmen und andererseits auf den ‚Fremdling‘ namens Elisabeth eifersüchtig sind, weil sie vom Vater in Schutz genommen wird und eine unverständliche Sprache spricht, die sie mit dem Vater ‚geheimnisvoll‘ zu verbinden scheint.

Die Erzählung handelt in einem sprachlichen Kontext, der sich entsprechend Chiellinos Anforderungen (vgl. CJIPELLINO 2002: 43) aus einer angewandten Sprache (in diesem Fall Deutsch) und einer latenten Sprache (in diesem Falle Französisch) zusammensetzt. Die Ausgangsbasis für das Nichtakzeptieren und das ‚Nichtverstehen‘ des Fremden ist die fremde Sprache: „Elisabeth konnte nicht sprechen. Das heisst, sie redete schon, aber in einer Sprache, die wir nicht verstanden“ (FUSEK 2005: 6). Ähnlich wird die Begegnung von der Gegenseite, der Französin, wahrgenommen, die kein Wort Deutsch versteht. Umgeben von unverständlichen Klängen und Lauten, rettet sie sich durch ein eigenartiges Spiel mit Formen und Farben der im Fluss aufgelesenen Steine. So kann die unfassbare Sprache in den „Wurzelsteinen“ aufgefangen werden. Jeder Fremdsprache wird die entsprechende Farbe zugeordnet – dem Deutschen die gelbe, dem Englischen die grüne:

Die Menschensteine genügten mir bald nicht mehr und ich suchte nach Steinen, die zu den Sprachen passten, die die Menschen redeten. Für meine Muttersprache wählte ich die runden, gemütlichen, für das Schweizerdeutsche, das mich in meiner Sommerverbannung umgab, die grünen Steine, die kantigen. Und dann war noch da die dritte Sprache, die meine Mutter mit ihrem Verlobten redete und die bald die Sprache meiner neuen Welt sein würde. Die Sprache war gelb, so auch die Steine. (FUSEK 2005: 14)

Neben der latenten Sprache der Protagonistin Elisabeth wird im Text noch die dritte Fremdsprache – Englisch – mitbedacht, eine Sprache, die für Elisabeth später zur neuen (Sprach)Heimat werden soll und auch tatsächlich wird und die ihr ermöglicht, auch ‚ohne Steine‘⁶, Wurzeln zu schlagen: „Im Laufe der Jahre fand ich neue Steine und schlug neue Wurzeln“ (FUSEK 2005: 16).

Das Kriterium der ‚doppelten Optik‘ (die Erzählperspektive und ihre Gestaltung in Chiellinos Terminologie), das von der interkulturellen Germanistik erhoben wurde, geht der Frage nach, inwiefern das ‚Eigene‘ und das ‚Fremde‘ aus unterschiedlichen Perspektiven beleuchtet und von der ‚anderen‘ Seite mitbetrachtet werden (vgl. WIERLACHER/STÖTZEL 1996: 31). Dominiert die Sicht des Eigenen oder wird versucht, aus der Sicht des Anderen das Geschehen zu schildern? In der Erzählung *Wurzelsteine* wird der Perspektivenwechsel als technisches Mittel eingesetzt, das auf das Verstehen des Anderen zielt und dieses ermöglicht. Die Polyperspektivität ergibt sich daraus, dass die sommerliche Begegnung nacheinander von der älteren Tochter der Schweizer Familie, von dem französischen Mädchen Elisabeth und schließlich von der Mutter der beiden Mädchen geschildert wird. So entsteht eine Art Rahmenerzählung aus der Perspektive des ‚Eigenen‘ (Tochter und Mutter), die von der Binnenerzählung aus der Sicht der ‚Fremden‘ (Elisabeth aus Frankreich) aufgebrochen wird. Dabei werden die Empfindungen und Verletzungen sichtbar gemacht, die das gegenseitige Misstrauen und die ‚feindseligen‘ Handlungen gegenüber Elisabeth nachträglich erklärbar und nachvollziehbar machen, wobei alle drei ‚Erinnerungen‘ von den Protagonistinnen ebenfalls als eine Rahmenerzählung inszeniert werden: Die eigentliche, sich in der Vergangenheit abspielende Sommerferiengeschichte wird jeweils durch ein ‚Statement‘ bzw. eine Reflexion der entsprechenden Ich-Erzählerin in der Gegenwart sowohl eingeleitet als auch abgeschlossen. Die ‚Einheimischen‘ stehen der ‚Fremden‘ vom ersten Augenblick an feindlich gegenüber: Die beiden Töchter missverstehen bzw. können sich die

⁶ Die Steinsammlung hat, wie sich am Ende der Erzählung herausstellt, die Mutter in ihrem Schrank versteckt, aber nicht die Mädchen, wie der Leser bis dahin annehmen muss.

Zuwendung des eigenen Vaters dem fremden Mädchen gegenüber nicht erklären. Die Mutter ist einerseits durch die physische Ähnlichkeit des Mädchens mit ihrem Ehemann zutiefst verletzt, andererseits fühlt sie sich in ihrer harmonischen Welt eines ‚Schneckenhauses‘ durch die Ankunft der unehelichen Tochter ihres Mannes gestört und aus der gewohnten Alltagsstereotypie herausgerissen, denn bis zu Elisabeths Ankunft lebte sie „wie ein Schalentier im Haus am Fluss: zurückgezogen, zufrieden, manchmal glücklich. Die Tage versandeten leise, ich nahm sie hin und hinterfragte sie nicht“ (FUSEK 2005: 17f.). Elisabeth kann nicht akzeptiert werden. Sie stößt von Anfang an auf Feindseligkeit und wird ständig Gemeinheiten ausgesetzt, die in tiefster Verletzung, Angst und Trauer münden, als ihr vor der Abreise nach England ihre wertvolle Steinschachtel entwendet wird.

Elisabeths Steinsammlung, das zentrale Motiv der Erzählung, hat eine besondere Bedeutung und symbolisiert sowohl die misslungene (bei den Familienangehörigen in der Schweiz) als auch die gelungene „Verwurzelung“ (in der neuen Heimat England). Die gesammelten „Wurzelsteine“ erinnern Elisabeth ihrem Äußeren nach an bekannte, sie umgebende Menschengesichter oder die vernommenen Klänge (stellvertretend für die Sprache bzw. Sprachen). Die Steine und ihre eigene Phantasiewelt werden für sie zum privaten Zufluchtsort und zum letzten Halt, um in der fremden Umgebung ‚überleben‘ zu können, dessen sie jedoch erbarmungslos ‚beraubt‘ wird: „Ohne meine Steine fühlte ich mich nackt, verletzlich und schwerelos, als hätte ich den letzten Halt aufgegeben“ (FUSEK 2005: 16). Die doppelte Optik in diesem Text impliziert die Empathie, indem dieselbe Geschichte aus drei verschiedenen Perspektiven von einer Ich-Erzählerin immer wieder ‚gleich‘ und zugleich ‚neu‘ erzählt und erklärt wird, wobei die eigenen Beweggründe beleuchtet, eigene Schuld und Versäumnisse eingestanden und zugegeben werden. Vor allem wird aber dadurch der Schritt in die fremde Welt gewagt und versucht, die fremden Kontexte zu erfassen. „Deine Steine behüte ich“, leitet die Tochter ihre Beichte ein, nachdem sie sich nach Jahren entschlossen hat, die Halbschwester Elisabeth in England aufzusuchen, denn vielleicht würde dieser eine Satz genügen und „Elisabeth würde mich verstehen und uns verzeihen“ (FUSEK 2005: 5). Fast zu demselben Zeitpunkt fasste auch die inzwischen alt gewordene Mutter den Vorsatz, nach Elisabeth zu suchen, in der Hoffnung ihr ‚ihre Version‘ der Geschichte zu erzählen, denn „möglicherweise würde sie mich verstehen“ (FUSEK 2005: 22). Ebenso drängt sich dem Opfer selbst, Elisabeth, nach Jahren immer wieder der Gedanke auf, „dass in der Schachtel nicht nur meine Menschen- und Sprachsteine liegen, sondern auch der Schlüssel zu etwas Verborgenem, das ich noch erfahren müsste“ (FUSEK 2005: 16f.).

Die Hoffnung auf Einsicht und Verständnis seitens der malträtierten ‚Fremden‘

wird auf Grund der individuellen Lebenserfahrung erwartet bzw. vorausgesetzt und ist auf ein kollektives Verständnis des ‚Fremden‘ und ‚Eigenen‘ übertragbar. So kann die Hoffnung auf Verständnis der beiden Frauen als auch der Wunsch des ‚Opfers,‘ sich mit ihnen auszusprechen und das Geheimnis endlich ‚zu lüften‘ als das Aufbrechen des monokulturellen Selbstverständnisses gedeutet werden und als Beweis für die Hybridität des Textes angesehen werden, da dieser die „Konturierung der personalen und kollektiven Identität“ (BLIOUMI 2002: 31) unterstützt und innerhalb eines nationalen Gebildes die Koexistenz und Interaktion mehrerer Kulturen anerkennt – hier am Beispiel der Interaktion zwischen den Mitgliedern ‚einer‘ Familie, die sich als ‚pluralistisch‘ erweist, da sie in unterschiedlichen Ländern und in unterschiedlichen Sprachen lebt (die deutschsprachige Schweiz und England). Ursprünglich basiert die Begegnung zwischen beiden Kulturen auf Missverständnissen, Ängsten und gegenseitigem Bedrohungsgefühl. Sie wird aber durch zeitlichen Abstand von einer Generation (die Tochter ist jetzt so alt wie damals ihre Mutter) in das gegenseitige Sich-Verstehen-Wollen umgepolt, so dass in diesem Falle von einem dem literarischen Text innewohnenden dynamischen Kulturbegriff gesprochen werden kann. Denn ein dynamischer Kulturbegriff akzeptiert den Wandel und den Prozess innerhalb eines kulturellen Gebildes, z.B. durch den Wechsel der Generationen (was hier der Fall ist), weist die nationalen Stereotype zurück und klammert essentialistische Zuschreibungen aus (vgl. BLIOUMI 2002: 31). Die damals verweigerte Akzeptanz und Integration wird im Laufe der Jahre von den Repräsentantinnen der ‚nationalen Kultur‘ (Mutter und Tochter) bereut, rückblickend als fehlerhaft erkannt (selbstreflexives und selbstkritisches Potential des Textes) und durch das Entdecken des Eigenen im Fremden z. T. wettgemacht:

Seit dem Tod meines Mannes bin ich oft vor der Steinsammlung gesessen, habe die Steine berührt und behutsam in die Hand genommen und habe mir vorzustellen versucht, was sie für Martins älteste Tochter wohl dargestellt hatten. Ich sah Gesichter in den rundlichen oder kantigen Formen. Sogar mein eigenes Gesicht entdeckte ich in einem gelben langen Stein. (FUSEK 2005: 22)

Sowohl für die Mutter als auch für die Tochter, die die besagte Steinsammlung für Elisabeth behütet und selbst inzwischen eine eigene Steinsammlung angelegt hat (vgl. FUSEK 2005: 10), fungieren „Wurzelsteine“ als identifikatorisches Moment und als Auslöser der selbstkritischen Reflexion der eigenen damaligen Positionierung gegenüber dem Fremden. Insofern wirkt der Text einer schnellen Objektivierung oder Verabsolutierung von eigenkulturellen Vorstellungen und der gesellschaftlichen Praxis entgegen und erfüllt, neben dem dynamischen Kulturbegriff, der Hybridität

und der doppelten Optik, auch das letzte von Blioumi aufgestellte Kriterium der Selbstkritik.

5 Fazit

Auf Grund der vorangehenden Untersuchung kann zusammenfassend behauptet werden, dass die Erzählung *Wurzelsteine* von der deutsch schreibenden, heute in der deutschsprachigen Schweiz lebenden Autorin tschechischer Herkunft, Katja Fusek, sowohl die von Chiellino als auch von Blioumi aufgestellten Kriterien für einen interkulturellen Text erfüllt. Die Selbstkritik wird im Text auf vielfache Weise realisiert, die ‚eingefleischten‘ Verhaltensmuster und die auf Grund der mangelnden Kommunikation entstandenen Missverständnisse werden bis auf ihre ‚Wurzeln‘ hin zurückgeführt und subtil aufgezeigt. Ebenso deutlich kommt die ‚doppelte Optik‘ auf der Handlungsebene mittels des dreifachen Perspektivenwechsels zum Ausdruck, und obwohl die Hybridität in der Erzählung nicht ausdrücklich thematisiert wird, zielt der Text darauf, die bestehenden Barrieren im Umgang mit dem Fremden bewusst zu machen und zu hinterfragen. Insofern kann behauptet werden, dass die Erzählung *Wurzelsteine* über ein ausgeprägtes interkulturelles Potential verfügt und demzufolge ohne Einschränkung der deutschsprachigen ‚interkulturellen Literatur‘ zugeordnet werden kann. Sie ist zweifelsohne ein sehr gutes Beispiel für einen interkulturell angelegten literarischen Text, der als Modell die grenzüberschreitenden kulturellen Beziehungen bzw. die Überwindung des Dualismus von ‚Eigenem‘ und ‚Fremdem‘ in einem dynamischen Prozess exemplifiziert. Wenn man die literarische Funktion der festgestellten interkulturellen Elemente zusammenfasst, wird man zur Schlussfolgerung kommen, dass in solchen Texten die dominierende (deutsche) Kultur und Gesellschaft kritisch betrachtet sowie die gängigen und gewohnten Wahrnehmungsmuster des Fremden in Frage gestellt werden. Indem die Ambivalenz der Konstruktion von Identitäten sichtbar gemacht wird, werden die Möglichkeit eines Kontakts bzw. einer Verschränkung zwischen dem ‚Eigenen‘ und ‚Fremden‘ zumindest auf fiktiver Ebene betont und neue Wahrnehmungsmuster im Hinblick auf eine interkulturelle Wirklichkeit geboten. „Es geht nicht darum, ob wir kulturelle Hybridität für erstrebenswert halten oder nicht, sondern einzig darum, wie wir mit ihr umgehen“ (BRONFEN/MARIUS 1997: 28) – und bei dieser Fragestellung scheint ein literarischer Text mit stark ausgeprägtem ‚interkulturellen‘ Potential (wie z.B. die untersuchte Erzählung *Wurzelsteine*) eine besondere Funktion zu erfüllen und seinen eigenen bzw. eigenständigen Beitrag zum Diskurs über Interkulturalität leisten zu können – nicht zuletzt mit Hilfe von geeigneten Analysenkategorien wie sie z.B. Chiellino oder Blioumi formuliert hatten.

Literaturverzeichnis:

- BEHRING, Eva/KLIEMS, Alfrun/TREPTE, Hans-Christian (Hrsg.) (2004): Grundbegriffe und Autoren ostmitteleuropäischer Exilliteraturen 1945-1989. Ein Beitrag zur Systematisierung und Typologisierung. Stuttgart: Franz Steiner.
- BLIOUMI, Aglaia (2002): Interkulturalität und Literatur. Interkulturelle Elemente in Sten Nadolnys Roman *Selim* oder *Die Gabe der Rede*. In: *Migration und Interkulturalität in neueren literarischen Texten*. Hrsg. v. Aglaia Blioumi. München: Iudicum, S. 28-40.
- BOCK, Ivo (1993): *Die Spaltung und ihre Folgen. Einige Tendenzen in der tschechischen Literatur 1969-1989*. Berlin: Berlin Verl. Spitz.
- BRONFEN, Elisabeth/MARIUS, Benjamin (Hrsg.) (1997): *Hybride Kulturen. Beiträge zur angloamerikanischen Multikulturalismus-Debatte*. Tübingen: Stauffenberg.
- CHIELLINO, Carmine (2002): *Der interkulturelle Roman*. In: *Migration und Interkulturalität in neueren literarischen Texten*. Hrsg. v. Aglaia Blioumi. München: Iudicum, S. 41-54.
- CHIELLINO, Carmine (2007): *Interkulturelle Literatur in Deutschland. Ein Handbuch*. Stuttgart, Weimar: J.B. Metzler (unveränderte Sonderausgabe des Bandes 2000).
- FUSEK, Katja (2002): *Novemberfäden*. Basel: Janus.
- FUSEK, Katja (2005): *Wurzelsteine*. In: Dies.: *Der Drachenbaum. Erzählungen*. Basel, Riehen: Offene Szene Literatur. Verlag für Literatur und Kunst, S. 5-22.
- GÖRLING, Reinhold (1997): *Heterotopia: Lektüren einer interkulturellen Literaturwissenschaft*. München: Fink.
- MONÍKOVÁ, Libuše (1990): *Eine Schädigung*. München: dtv.
- MONÍKOVÁ, Libuše (1994a): *Die lebenden Fackeln*. In: Dies.: *Prager Fenster*. München, Wien: Carl Hanser, S. 104-113.
- MONÍKOVÁ, Libuše (1994b): *Prag, 21. August 1968*. In: Dies.: *Prager Fenster*. München, Wien: Carl Hanser, S. 98-103.
- WIERLACHER, Alois/STÖTZEL, Georg (Hrsg.) (1996): *Blickwinkel: Kulturelle Optik und interkulturelle Gegenstandskonstitution*. München: Iudicum.

HANS-PETER ECKER

Bernhard Setzwein, ein Anwalt mitteleuropäischer Solidarität

Seit 1990 kreist das literarische und publizistische Schaffen Bernhard Setzweins um die Erinnerung an eine durch Krieg und politische Spaltung im kollektiven Gedächtnis der Deutschen weithin verschüttete mitteleuropäische Kultur und Identität. Zugleich sucht er damit Anschluss an einen seit den 1970er Jahren geführten literarischen Diskurs österreichischer und ostmitteleuropäischer Autoren. Exemplarisch wird dieses Programm nachfolgend anhand einer Vorstellung des Romans Die grüne Jungfer (2003) expliziert, wobei Bernhard Setzweins Bamberger Poetikvorlesung vom Sommersemester 2004 als Referenztext mit berücksichtigt wird.

Natürlich weiß es Wikipedia. Oder gibt doch vor zu wissen, was das ist: *Mitteleuropa*. Geographisch liege es zwischen Rhein, Nordsee, Eider und Ostsee, der Weichsel und den Hauptkämmen der Karpaten und Alpen, historisch gehe der Begriff auf deutsche und österreichische Konzepte aus der Mitte des 19. Jahrhunderts zurück, die ein politisches und ökonomisches Gegengewicht zu den Großmächten Frankreich und Russland zu schaffen bestrebt waren, religiös habe es traditionell scharfe Grenzen gegen die Gebiete russisch- bzw. griechisch-orthodoxer und muslimischer Bevölkerung, kulturell sei die Zugehörigkeit von Deutschland und Österreich, der Schweiz und Liechtensteins, von Polen, Tschechien, der Slowakei und Ungarns zu Mitteleuropa unumstritten.¹

Außerhalb des Wikipedia-Universums gilt ‚Mitteleuropa‘ indessen als Begriff mit höchst unsicherer Referenz. Darüber, was dieser Name abdecken könnte, gehen die Meinungen von Geographen, Historikern, Volkskundlern und Politikern ebenso auseinander wie die Ansichten beispielsweise von albanischen, baltischen, deutschen, österreichischen (vgl. MARJANOVIĆ 1998), polnischen, rumänischen, tschechischen oder ungarischen Fachvertretern² ein und derselben Disziplin.³

¹ Vgl. <http://de.wikipedia.org/wiki/Mitteleuropa> [3.4.2008].

² Auflistung in alphabetischer Reihenfolge, ohne jeden Anspruch auf Vollständigkeit hinsichtlich einer Bestandsaufnahme potentieller Kandidaten für eine Zugehörigkeit zu Mitteleuropa.

³ Man vgl. etwa die Beiträge des von der Friedrich-Ebert-Stiftung organisierten Berliner Mitteleuropa-Symposiums (vgl. SPANGENBERG 1987), oder der Regensburger Tagung *Grenzen und Horizonte. Zur Problematik Mitteleuropas in Vergangenheit und Gegenwart* im Jahr zuvor (vgl. STEGER/MORELL 1987). Zu Mitteleuropa als Symbol einer politischen Orientierungsdebatte über die Neuordnung Europas seit den 1970er Jahren vgl. JÄGER 1990.

Angelsachsen bevorzugen von vornherein den historisch weniger belasteten Begriff *Zentraleuropa* (*Central Europe*). Um die Verwirrung komplett zu machen, sei noch darauf hingewiesen, dass sich alle diese Vorstellungen im Lauf der vergangenen 160 Jahre ständig verändert haben; jede Verschiebung der zwischenstaatlichen Machtverhältnisse, der Grenzen und politischen Perspektiven zog auch wieder neue Konzepte von bzw. für Mitteleuropa nach sich.⁴

Mein knapper Essay kann naturgemäß nicht der angemessene Ort sein, diese komplexe Begriffsgeschichte aufzuarbeiten.⁵ Aber auch sachliche Gründe zwingen nicht dazu; denn Bernhard Setzwein knüpft seine literarischen, journalistischen und kulturgeschichtlichen Äußerungen über Mitteleuropa nur indirekt an jene geographischen, historischen und politischen Denkgebäude an. Wirklich wichtig für sein vielfältiges Schaffen, das ungefähr seit 1990 von der Mitteleuropaidee beherrscht wird, ist jener politisch brisante literarische Teildiskurs zum Thema, der seit den 1970er Jahren insbesondere von seinen ostmitteleuropäischen Kolleginnen und Kollegen, vorwiegend aus dem linken Lager, geführt wurde. In deren politischen⁶ und ästhetischen Äußerungen fungierte Mitteleuropa mit seinen spezifischen landschaftlichen, architektonischen, kulinarischen, religiösen und psychologischen Erkennungszeichen und Erinnerungsbildern als identitätsstiftendes Gegenmodell zur leidvoll erfahrenen sowjetkommunistischen Herrschaft (vgl. KUNDERA 1986 u. SERLOTH 1994).

Wenn das Gefühl der Niederlage, der bedrohten Identität, des sich aber noch durchsetzenden Gefühls des Existierens, des Herumirrens, der Verfremdung, der Vertreibung seinen würdigen Ausdruck gefunden hat, so ist dies im mitteleuropäischen Roman der Fall, so wie ihn heute [1987!] die Tschechen im Exil, Škvorecký oder Milan Kundera, der Jugoslawe Danilo Kiš und der Österreicher Thomas Bernhard schreiben.⁷

Bernhard Setzwein kannte und schätzte diese Autoren schon vor dem Fall des eisernen Vorhangs, doch blieb ihm ihr östliches Mitteleuropa bis 1990 ein irreales Traumland (vgl. KONRÁD 1986), ein anderes ‚Atlantis‘.⁸ In seinen – leider immer

⁴ Fairerweise muss darauf hingewiesen werden, dass der oben erwähnte Wikipedia-Artikel im Abschnitt „Begriffsgeschichte“ auch auf diese Veränderungen eingeht.

⁵ Dafür gibt es inzwischen eine breite Spezialliteratur; kompakt informiert LE RIDER 1994.

⁶ „Einer der prominentesten Wortführer war Milan Kundera, der schon früh den sowjetischen Rückzug aus Ostmitteleuropa antizipierte und 1983 aus dem Pariser Exil vor der Gefahr eines politischen Vakuums im ‚Herzen Europas‘ [...] warnte.“ (ELVERT 1999: 18)

⁷ Bernadette Jules 1987 in der Literaturzeitschrift *Sud*, zitiert nach Zoran Konstantinović 1997: 80.

⁸ Dieser Name spielt auf Ingeborg Bachmann an; für Setzwein lag Böhmen vor der Wende nicht *am*, sondern *unterm* Meer, wie er in einer Poetikprofessur-Vorlesung ausführte. Vgl. zu dieser Metaphorik auch den Untertitel von BUSEK/WILFLINGER 1986.

noch nicht im Druck vorliegenden – Vorlesungen zur Bamberger Poetik-Professur von 2004 geht Setzwein ausführlich darauf ein, wie unvermittelt die Grenzöffnung diesen Zustand beendet (vgl. SETZWEIN 2004a)⁹. Am 1. August 1990 war er mit seiner Familie von München nach Waldmünchen gezogen, aus der bayerischen Metropole in ein abgelegenes 7000-Seelen-Städtchen der nördlichen Oberpfalz, einen Katzensprung vom eisernen Vorhang entfernt, der sich jedoch am selben Tage hob. Im praktischen Sinne wurde die Grenze allerdings schon früher, im Januar, von der neugierigen Bevölkerung geöffnet:

Oberpfälzer und Böhmen, ohne die große Politik lange um Erlaubnis zu fragen, rissen einfach ein Loch in jene mehrfach mit Spurenstreifen, Stacheldraht und Wachtürmen gesicherte Grenzbefestigung und wechselten – strenggenommen illegal, es bestand ja noch immer Visumpflicht – in das jeweils andere, so fremde und doch auch gleich anheimelnd vertraute Hinterland. Erst staunten wir noch, argwöhnten. Die andere Seite nicht minder. Es dauerte jedoch nur kurze Zeit, dann prostete man sich zu, mit Becherovka die einen, mit Bä wurz die anderen, und etwas später dann tanzte man sogar, zu den Klängen einer chodischen Dudelsackkapelle. (SETZWEIN 2004 a: 6)

Von diesem Zeitpunkt an verschob sich der Schwerpunkt von Bernhard Setzweins Arbeiten auf ein großes Projekt, das man als Freilegung und Rückgewinnung verschütteter Erinnerungen an mitteleuropäische Kulturtraditionen im kollektiven Gedächtnis seiner deutschen Leser bezeichnen könnte (vgl. ASSMANN 2006). In den großen Zusammenhang dieses Interesses gehören viele Reisen durch mitteleuropäische Länder und Landschaften, Begegnungen mit einschlägig engagierten Künstlern und Kollegen,¹⁰ Mitarbeit an grenzüberschreitenden Publikationsprojekten (vgl. ETTL/EISCH 2003) und Kulturveranstaltungen sowie unzählige Rezensionen, Essays (vgl. SETZWEIN 2004a) und Feuilletons über literarische Texte ostmitteleuropäischer Autoren (vgl. SETZWEIN 2004 b). Näher betrachtet werden soll im Folgenden Bernhard Setzweins Roman *Die grüne Jungfer*, der viele seiner Gedankengänge zu Mitteleuropa aufgreift, verdichtet, konkretisiert und dabei exemplarisch das oben bezeichnete Programm in poetische Praxis überführt (vgl. SETZWEIN 2003).

Diese Erzählung trägt im Titel den Namen eines Gasthauses. Dies ist kein Zufall. Schon in früheren Texten Setzweins spielen Wirtshäuser eine wichtige Rolle, allesamt in gewisser Weise Widergänger der legendären, längst dem Zeitenwandel

⁹ Ich zitiere im Folgenden mit Zustimmung des Autors aus dem Manuskript.

¹⁰ Man vgl. exemplarisch die verschiedenen Dokumentationen im Stifter Jahrbuch, Neue Folge 10 (1996).

zum Opfer gefallenen Münchener Kneipe seines Großvaters im Stadtteil Sendling am Straßeneck Oberländer-/Daiserstraße. 1993 hatte Bernhard Setzwein diesem Schauplatz, den er damals zum Mittelpunkt Europas deklarierte, ein ganzes Versepos gewidmet (vgl. SETZWEIN 1993), das von einem merkwürdigen Schriftstellerkongress erzählt: Die Zeit existiert nicht, nicht einmal der Tod. So können Schriftsteller aus allen Epochen und europäischen Gefilden, vornehmlich aus mitteleuropäischen, zusammenkommen, um ein wenig zu lamentieren und viel zu trinken: Jean Paul fliegt mit einem skurrilen Fahrradflugapparat ein, Dante steigt aus dem Münchener Kanalsystem empor, ein Käfer unter der Eckbank verwandelt sich in Franz Kafka. Fanny Reventlow und Margarete Beutler trudeln ebenso ein wie Jaroslav Hašek und Flann O'Brien, „der sturzbesoffene ‚Bäihm‘ und der hackedichte Ire. Joseph Roth sitzt im Eck und träumt vom slowenischen Maronibrater Joseph Branco, von einem galizischen Wasserträger, ‚der auf seinen Schultern das Joch/ aller Verdurstenden trägt‘“ (SETZWEIN 2004 a: 14f.).

In der Variante von 2003¹¹ heißt die Gastwirtschaft „Grüne Jungfer“ und liegt im Zentrum des kleinen Ortes Hlavanice, der deutschen Lesern zu Beginn des Romans wahrlich nicht mehr ist als ein böhmisches Dorf, und dies nicht nur im wörtlichen Sinne. Knapp dreihundert Seiten oder zwölf Stunden Handlungszeit später liegt der Ort, infolge eines Gewitters und eines Festmahls einigermaßen ramponiert, zwar immer noch am Ufer der Pivonka in Böhmisches-Sibirien, unweit der Landesgrenze zu Bayern, aber er ist seinen Lesern vertraut, beinahe zu eigen geworden. Schließlich findet sich hier ganz in der Nähe der geographische Mittelpunkt Europas, und Hlavanice ist geradezu der Nabel der mitteleuropäischen Welt und deren jüngerer Geschichte. Womöglich spürt man am Ende der Geschichte auch das Mysterium dieses Ortes, ohne jene 23593 Seidel Bier getrunken zu haben, welche es bei dem 1968 nach Hlavanice verbannten Prager Intellektuellen Ladislav Vančura¹² brauchte, um den Anhauch dieses *genius loci* angemessen zu empfinden.

Am Morgen des 14. Juni 1991 überfällt ihn die tiefe Erkenntnis, dass dieser Ort ihn und alle seine Mitbewohner überleben wird. Er zögert nicht, diese Einsicht der Wirtin Bohumila mitzuteilen, die einem ziemlich schäbigen Etablissement vorsteht, das vorzugsweise gastritisch Veranlagte aufsuchen und Vielfraße, also Leute, „die ihren Bäuchen, wer weiß aus welchen Gründen, Übles wollen und die

¹¹ Es gibt auch eine Variante 2007: In Setzweins bislang jüngstem Roman trägt die analoge Bayerwald-Gastwirtschaft den vielversprechenden Namen *Weltende*. Einige Charaktere aus der *Grünen Jungfer* tauchen in diesem Text als Nebenfiguren wieder auf.

¹² Mit diesem Namen setzt Bernhard Setzwein dem 1891 in Háj geborenen Schriftsteller Vladislav Vančura ein Denkmal, der als Symbolfigur des tschechischen Widerstands am 1. Juni 1942 von den Deutschen im Zuge ihrer Reaktionen auf das Heydrich-Attentat in Prag erschossen wurde.

sie deshalb mit schärfsten Kalibern bombardieren“ (SETZWEIN 2003: 7). Wenn es stimmt, was deutsche Reiseführer böhmischen Gasthäusern nachsag(t)en, dass zu ihrer Standardausstattung ein unfreundlicher Wirt, eine nasse Theke, rohe Tische, überquellende Aschenbecher und abenteuerliche Gerichte wie ‚Wasserleichen‘ oder ‚Kuttelflecksuppe‘ gehören, mag man sich auf den ersten Blick darüber wundern, wieso der prominente Schriftsteller, das ‚Gewissen der Nation‘, die Tage seiner Verbannung vorwiegend in der *Grünen Jungfer* zubringt. Schon der zweite Blick allerdings bringt die Sympathie zum Vorschein, die zwischen dem Stammgast und Bohumila waltet. Beide verspüren im anderen eine Seelenverwandtschaft, die jeweils auf einem Mangel beruht. Vančura ist ein Dichter, der seit langem nichts mehr schreibt; ein Hochstapler und Umstürzler, wie viele argwöhnen, ein Dissident, dessen Schweigen bis nach Amerika hinüber dröhnt, wie es eine schöne Prager Schauspielerin einmal eine Spur zu pathetisch ausdrückte, so dass Vančura selbst hinterher nicht genau wusste, ob sie dieses Bonmot ihm oder seinem selbstgebrauten Ribiselwein zuliebe geprägt hatte (vgl. SETZWEIN 2003: 15).

Bohumila verehrt den studierten älteren Mann und umorgt ihn. Sie fürchtet, dass er nach der politischen Wende nach Prag zurückkehren und es dann mit den endlosen ‚Lebensgesprächen‘ (vgl. SETZWEIN 2003: 9) zwischen ihnen zu Ende gehen könnte. Sie versteht auch recht gut, dass es so etwas wie einen Dichter ohne Werk gibt, schließlich schlummert auch in ihr eine ungezähmte Persönlichkeit, die allerdings nur höchst selten zum Vorschein kommt. Vančura hingegen ist unter den Hlavanicern der einzige, der die Wirtin nicht verspottet, wenn sie – die normalerweise den Eindruck macht, als wage sie sich nie aus der Deckung, – den „Tiger von Äschnapur“ in sich zu fühlen vermeint. „Und so nahm der Glaube an Vančura in Bohumila seine Heimstatt. Und der Glaube an den Tiger von Äschnapur nistete sich beim Doktor ein. Man könnte fast sagen, sie waren so etwas wie ein Paar. Ein Glaubenspaar.“ (SETZWEIN 2003: 16)¹³

Ein Tumult auf dem Marktplatz beendet die philosophische Beschaulichkeit ihres Zwiegesprächs. Zwei übergelückliche Jünger Petri präsentieren den zusammenlaufenden Dorfbewohnern ihren Fang, einen phänomenalen Waller. Die Situation bietet den Helden des Tages die rechte Bühne, ihr Abenteuer mit reichlich Anglerlatein auszuschmücken, aber auch die Älteren, „in denen die Erinnerungen jetzt hochsteigen wie irgend so ein Flußungeheuer, vom Grund des Bewusstseins“ (SETZWEIN 2003: 24), fallen in den Fachdiskurs ein. Man schätzt den Waller auf

¹³ Vielleicht ist in diesem Zusammenhang der Hinweis interessant, dass Bohumil Hrabal seine älteren Tage regelmäßig im Prager Wirtshaus *Zum Goldenen Tiger* zubrachte, nicht selten in Gesellschaft ebenso schöner wie trinkfester Fräuleins ...

vierzig, ja vierundvierzig Jahre, redet davon, wie er die Menschen belauert und tyrannisiert habe und allmählich wird klar, dass der Fisch in Setzweins Roman mehr bedeuten muss, als die Erfüllung der Anglerträume zweier Dörfler. Er steht für die totgeschwiegene, gleichwohl oder auch gerade deshalb immer bedrohliche Vergangenheit von Hlavanice, die ungesühnten Verbrechen verschiedener Gruppierungen, die nun, nach der politischen Wende zur Demokratie ans Tageslicht gehoben werden. In dieser Hinsicht ist der Waller das zentrale Symbol des Romans und schwebt zu Recht auf dem Titelaquarell über der Berglandschaft. So gesehen erlangen auch die vorgeschlagenen Alternativen zum Umgang mit dem Riesenfisch eine weitere Bedeutung: Soll man ihn ausstopfen und für die Touristen ausstellen, wie es der umtriebige Bürgermeister Mucha vorschlägt, oder in einem großen gemeinsamen Freudenfest verzehren, wie es die Fischer im Sinn haben und schließlich auch in die Wege leiten?¹⁴

Die wenigen Stunden bis zum Beginn dieses Festes reichen dem Autor aus, uns mit den Charakteren und Biographien der wichtigsten Dorfbewohner bekannt zu machen. Dass hinter diesen kleinen, im Grunde tragischen, aber von der Erzählerstimme zumeist mit ironischer Distanz präsentierten, oft schwankhaft-humorvoll, manchmal auch grotesk getönten Episoden die große Tragödie der mitteleuropäischen Geschichte des 20. Jahrhunderts mit Nationalwahn, Kriegen, Diktaturen, Deportationen und Vertreibungen, kaltem Krieg, eisernem Vorhang und niedergeschlagenen Revolutionen sichtbar wird, macht die Qualität dieses Romans aus und zugleich das Walddorf Hlavanice zum repräsentativen Fall. Eine zentrale Figur in solchem Sinne ist beispielsweise der vom inzwischen schon überwundenen kommunistischen Staat auf Vančura angesetzte Spitzel Lovec, ein Spießer, Zwangsneurotiker und Opportunist sondergleichen, dem nun, nach der politischen Wende, der Sinn seines gesamten bisherigen Lebenswerks wegbricht, ja mehr noch, jede Möglichkeit, irgendwie sinnvoll weiterzuleben, verwehrt scheint. Indem sich Lovec – das Wort bezeichnet im Tschechischen übrigens einen (Großwild-)Jäger – vom systemtreuen Vasallen zum blanken Nihilisten wandelt, stellt er durchaus kein Monstrum dar, sondern teilt lediglich die Lebenserfahrung unzähliger, von den unterschiedlichsten Heilslehren verführter Europäer der jüngeren Geschichte. Insofern es Lovec darauf anlegt, sein früheres Opfer mit in den eigenen Untergang zu reißen, verdankt der Roman ihm seinen zentralen Spannungsbogen.

Handlungsspannung entsteht aber auch durch den Plan eines bayerischen Baulöwen aus einem Nachbarort jenseits der Grenze, der den schönen Namen Wutzelschhofen trägt. Dass sich Zacharias Multerer aus Wutzelschhofen, Spitzname „Zialglzach“, eine

¹⁴ Diese Alternative erinnert an ein Sündenbockritual, vgl. GIRARD 1992 a u. b.

rechte Sauerei ausgedacht hat, nämlich auf dem Areal des verfallenen Schlosses von Hlavanice ein überdimensionales Hühner-KZ zu errichten,¹⁵ liegt aber nun weniger am putzigen Namen seines Heimatortes als am neokapitalistischen Wendeklima beiderseits der Grenze, an den wenig entwickelten Tier- und Naturschutzgesetzen im Osten sowie dem expansiven Familiengeist der Multerers. Hatte sich Ziaiglzachs Vater, der Alois Multerer, doch vor einigen Jahrzehnten schon einmal das Hlavanicer Schloss, das damals noch in akkuratem Zustand war, unter den Nagel gerissen, als er es Anno '38 als Staboffizier der Deutschen Wehrmacht beim Einmarsch kurzerhand requirierte, um darin seine Kommandantur einzurichten.

Mit der damaligen Enteignung des Schlosses, der Vertreibung der gebildeten, kunstsinnigen und sprachmächtigen gräflichen Familie,¹⁶ welche noch die alte, einstmals von der k.u.k. Monarchie repräsentierte kulturelle Ganzheit Mitteleuropas lebendig verkörperte, begann jene unheilige Folge verbrecherischer und banausischer Aktionen und Reaktionen, welche unendliches Leid über die Bevölkerung brachte, den geistigen Reichtum des Landes und seine multikulturelle Identität¹⁷ vernichtete. Was dabei auch zur Disposition stand, war die individuelle menschliche Persönlichkeit, die von den verschiedenen Diktaturen angegriffen wurde, um sie zu brechen, gleichzuschalten und zu uniformieren. Bernhard Setzwein gelingt es, nicht zuletzt dank penibler Recherchen, überzeugend, am Schicksal einzelner Figuren diesen unheilvollen historischen Prozess sichtbar und emotional erfahrbar zu machen.

Viele Erzählstränge treffen sich so in der Figur des Venda Koloušek, der als junger Mann die Deportation seiner jüdischen Freundin nicht hatte verhindern können und

¹⁵ Der Fall ist der Realität abgeschaut; seit den 1980er Jahren betrieb der Niedersachse Anton Pohlmann, der vom Präsidenten des Deutschen Tierschutzbundes laut Gerichtsbeschluss „Obertierquäler der Nation“ genannt werden durfte, in Deutschland gigantische Hühnerfabriken. Als er wegen gravierender Verstöße gegen das Tierschutzgesetz und Gefährdungen seiner Mitarbeiter die deutsche Lizenz zur Tierhaltung verlor, verlagerte er seine wirtschaftlichen Aktivitäten in den 1990er Jahren nach Ungarn und Tschechien, wobei er sich einheimischer Strohänner bediente (vgl. dazu SETZWEIN 2004 a: 98-100; zum ökonomischen Kontext LAUBER 1993: 241f.).

¹⁶ Auch bei der Gestaltung dieser Figuren kam Setzwein die Realität zur Hilfe – vgl. in seinen Poetikvorlesungen die Passage über seine Bekanntschaft mit Graf Lobkowitz (vgl. SETZWEIN 2004 a: 55-58).

¹⁷ Vgl. dazu die Anekdote einer Beleidigung, die Claudio Magris zum Besten gibt: ein norddeutscher Tourist hatte in Meran einen Freund des Erzählers als „Arschloch von einem Mitteleuropäer“ beschimpft. Magris versucht, der Intention dieser Beleidigung auf den Grund zu gehen: „Vielleicht wollte er mit diesem Namen etwas national Undefinierbares bezeichnen und zugleich verunglimpfen, eine vielschichtige Identität, [...] eine übernationale Identität oder, wie Urzidil sagte, eine hinternationale; all das mußte ihm als etwas Unzuverlässiges, Kosmopolitisches und Wurzelloses erscheinen, als etwas, das dem ähnelt, was der deutsche Nationalsozialismus am Juden verachtete und fürchtete“ (MAGRIS 1987: 183). Vgl. zu diesem Komplex auch KERNMAYER u.a. 2004.

selber als Zwangsarbeiter ins „Reich“ verschleppt worden war. Nach dem Krieg wurde er, nun von seinen tschechischen Nachbarn als Kollaborateur verdächtigt, in ein Haus eingewiesen, aus dem man seine deutschen Besitzer vertrieben hatte. Deren Gespenster peinigen Koloušek in seinen Alpträumen ebenso wie der alte Schuldkomplex gegenüber seiner jüdischen Freundin.¹⁸ Am Ende soll dieser Mann – alt, gebrochen, wunderlich und krank – für den deutschen Baulöwen beim Ankauf des Schlosses als Strohmann fungieren.

Mit einer Reihe historischer Gemälde und seiner prächtigen Bibliothek beherbergte das Schloss einstmals das kollektive Gedächtnis eines Raumes, der nicht nur topographisch in der Mitte Europas lag und liegt, sondern eben dieses Zentrum auch geistig darstellte. Durch den Zweiten Weltkrieg und die Teilung der Welt im Kalten Krieg rückte Hlavanice aus dem Zentrum in die absolute Peripherie der Machtblöcke. Die Bilder und Bücher, welche an Früheres, an die ‚eigentliche‘ Bestimmung dieser Landschaft erinnern könnten, wurden vernichtet, ihr Schrein – das Schloss – wurde dem Zerfall preisgegeben. Nur wenige Bestände des alten kulturellen Wissens konnten auf diese oder jene Weise tradiert werden, Vančura, der intellektuelle Dissident aus Prag, interessiert sich dafür, sammelt manches und erzählt es seiner Bohumila. Bernhard Setzweins Roman erzählt es uns.

Literaturverzeichnis:

- ASSMANN, Aleida (2006): ‚Ein geteiltes europäisches Wissen von uns selbst‘? Europa als Erinnerungsgemeinschaft. In: Schauplatz Kultur – Zentraleuropa. Transdisziplinäre Annäherungen. Hrsg. v. Johannes Feichtiger u.a. Innsbruck, Wien, Bozen: Studien-Verlag.
- BUSEK, Erhard/WILFLINGER, Gerhard (Hrsg.) (1986): Aufbruch nach Mitteleuropa. Rekonstruktion eines versunkenen Kontinents. Wien: Edition Atelier.
- ELVERT, Jürgen (1999): Mitteleuropa! Deutsche Pläne zur europäischen Neuordnung (1918-1945). Stuttgart: Steiner.
- ETTL, Hubert/EISCH, Katharina (Hrsg.) (2003): Böhmerwald. Reise-Lesebuch. Viechtach: edition lichtung.
- GIRARD, René (1992 a): Das Heilige und die Gewalt. Frankfurt am Main: S. Fischer [zuerst Paris 1972].

¹⁸ Man sollte hier mitdenken, dass die jüdische Bevölkerung in Böhmen traditionell zwischen Deutschen und Tschechen eine vermittelnde Rolle gespielt hatte. (Analoges galt übrigens auch für andere Regionen!) Mit einiger Berechtigung darf man in den Juden jene Bevölkerungsgruppe sehen, die den übernationalen Charakter der mitteleuropäischen Identität am stärksten repräsentiert hatte; mit ihrer weitgehenden Vernichtung im Holocaust verlor Mitteleuropa sein wichtigstes verbindendes Element.

- GIRARD, René (1992 b): Ausstoßung und Verfolgung. Eine historische Theorie des Sündenbocks. Frankfurt am Main: S. Fischer [zuerst Paris 1982].
- JÄGER, Thomas (1990): Europas neue Ordnung: Mitteleuropa als Alternative? Diss. Marburg 1989. München: tuduv.
- KERNMAYER, Hildegard/HÖDL, Klaus/ERNST, Petra (2004): Assimilation – Dissimilation – Transkulturation. Jüdische Identitäten in der (Wiener und zentraleuropäischen) Moderne. In: Kultur – Identität – Differenz. Wien und Zentraleuropa in der Moderne. Hrsg. v. Moritz Csáky, Astrid Kury u. Ulrich Tragatschnig. Innsbruck: Studien Verlag, S. 291-322.
- KONRÁD, György (1986): Der Traum von Mitteleuropa. In: Aufbruch nach Mitteleuropa. Rekonstruktion eines versunkenen Kontinents. Hrsg. v. Erhard Busek u. Gerhard Wilflinger. Wien: Edition Atelier, S. 87-97.
- KONSTANTINOVIĆ, Zoran (1997): Das Mitteleuropa-Verständnis in der Literatur der Gegenwart. In: Mitteleuropa – Idee, Wissenschaft und Kultur im 19. und 20. Jahrhundert. Beiträge aus österreichischer und ungarischer Sicht. Hrsg. v. Richard G. Plaschka, Horst Haselsteiner u. Anna M. Drabek. Wien: Verlag der österreichischen Akademie der Wissenschaften, S. 73-88.
- KUNDERA, Milan (1986): Die Tragödie Mitteleuropas. In: Aufbruch nach Mitteleuropa. Rekonstruktion eines versunkenen Kontinents. Hrsg. v. Erhard Busek u. Gerhard Wilflinger. Wien: Edition Atelier, S. 133-144.
- LAUBER, Volkmar (1993): Privatization in the ČSFR. In: Wege aus der Krise. Mitteleuropäische Phantasmagorien. Hrsg. v. Peter Gerlich und Krzysztof Glass. Wien, Köln, Weimar: Böhlau, S. 238-259.
- LE RIDER, Jacques (1994): Mitteleuropa. Auf den Spuren eines Begriffes. Essay. Wien: Deuticke.
- MAGRIS, Claudio (1987): Grenzüberschreitungen in der Literatur: Ein Statement. In: Ein Gespenst geht um ...: Mitteleuropa. Dokumentation der internationalen Tagung „Grenzen und Horizonte. Zur Problematik Mitteleuropas in Vergangenheit und Gegenwart“ in Regensburg 1986. Hrsg. v. Hanns-Albert Steger u. Renate Morell. München: Theo Eberhard, S. 183-185.
- MARJANOVIĆ, Vladislav (1998): Die Mitteleuropa-Idee und die Mitteleuropa-Politik Österreichs 1945-1995. Frankfurt am Main u.a.: Peter Lang.
- SERLOTH, Barbara (1994): Mitteleuropa zwischen Mythos und Wirklichkeit. In: Bewältigen oder Bewahren. Dilemmas des mitteleuropäischen Wandels. Hrsg. v. Peter Gerlich und Krzysztof Glass. Wien: Österreichische Gesellschaft für Mitteleuropäische Studien Verlag, S. 31-46.
- SETZWEIN, Bernhard (1993): Oberländereckedaiser. Gedicht. München: A1-Verlag.
- SETZWEIN, Bernhard (2001): Ein Fahneneid aufs Niemandsland. Literatur über Grenzen. Essays, Reden, Interviews. Viechtach: edition lichtung.
- SETZWEIN, Bernhard (2003): Die grüne Jungfer. Roman. Innsbruck: Haymon.

- SETZWEIN, Bernhard (2004 a): Herr Schriftsteller, vergessen Sie die Mütze nicht! Mitteleuropa und der gar nicht kalte Osten. Die Bamberger Poetikvorlesungen. Waldmünchen: Manuskript des Autors.
- SETZWEIN, Bernhard (2004 b): Die Donau. Eine literarische Flußreise von der Quelle bis Budapest. Stuttgart: Klett-Cotta.
- SETZWEIN, Bernhard (2007): Ein seltsames Land. Roman. Viechtach: edition lichtung.
- SPANGENBERG, Dietrich (Hrsg.) (1987): Die blockierte Vergangenheit. Nachdenken über Mitteleuropa. Berlin: Argon.
- STEGER, Hanns-Albert/MORELL, Renate (Hrsg.) (1987): Ein Gespenst geht um ...: Mitteleuropa. Dokumentation der internationalen Tagung „Grenzen und Horizonte. Zur Problematik Mitteleuropas in Vergangenheit und Gegenwart“ in Regensburg 1986. München: Theo Eberhard.

II

REZENSIONEN

MÁRIA BIELIKOVÁ: Bipolarität der Gestalten in Hermann Hesses Prosa. Die Romane *Demian* und *Der Steppenwolf* vor dem Hintergrund der daoistischen Philosophie. Hamburg: Verlag Dr. Kovač, 2007, ISBN 978-3-8300-2853-6, 128 S.

Bielikovás Versuch, zwei Romane von Herman Hesse vor dem Hintergrund der chinesischen Philosophie zu deuten, schließt sich einer Rehe von Interpretationen an (vgl. CHI 1976, GELLNER 1996 oder HSIA 2002), die auf Hesses Affinität zu China und ihren Spuren in seinem Werk basieren. Es ist bekannt, dass sich Hesse mit den antiken Philosophen Chinas, Laotzi (Laotse) oder Konfuzius auseinander setzte und selbst häufig Rekurs auf das chinesische Denken oder die chinesische Kultur nahm. Als Beispiele hierfür könnten etwa die chinesischen Namen in *Klingsors letzter Sommer* oder der Hinweis auf das *I Ging* im *Glasperlenspiel* erwähnt werden. Auch für den Daoismus zeigte Hesse eine ständige Faszination. Sein Werk „vor dem Hintergrund der daoistischen Philosophie“ zu lesen, ist somit plausibel – dennoch fragt es sich, wie weit sich diese Parallele zwischen seiner Kunst und dem Daoismus überhaupt ziehen lässt.

Bieliková geht von der „Bipolarität der Gestalten“ Hesses aus, um zu seinem „Daoismus“ zu gelangen. Allerdings ist das eine Vereinfachung, wie jede Interpretation eines sehr komplexen und vielfach deutbaren literarischen Textes. Hesses Werk lädt geradezu ein zu den verschiedensten Interpretationen, die gerade von den diversen Einflüssen ausgehen, die ihrerseits mit Hesses enormer Bildung begründet werden können. Bieliková baut ihre Analyse auf den „Polaritätsgedanken“ Hesses, dem sie die – bei Hesses selbst oft formulierte – Idee der All-Einheit des Seins gegenüberstellt. Sie findet es aber nicht nötig, den Begriff der Polarität selbst und ihre Funktion in der Gestaltung der Erzählstruktur aufs Korn zu nehmen, sondern nimmt gleich an, dass Bipolarität bei Hesse gleich zu setzen sei mit dem daoistischen Begriffspaar Yin-Yang, wobei sie meint, dass die Idee der Einheit des Seins der Grundidee des Daoismus entspreche. Zur Illustrierung ihrer Hypothese greift sie zu den Romanen *Demian* und *Der Steppenwolf*, die in besonders kritischen Lebensphasen des Autors entstanden sind. Es ist aber fragwürdig, ob damit die besten Beispiele für Hermann Hesses „Daoismus“ gewählt wurden. Denn wohl ließen sich mehr Argumente aus Hesses *Glasperlenspiel* oder eben aus seinem *Siddhartha* schöpfen, das zwar vom Autor eine „indische Dichtung“ genannt wurde, das aber, vor allem im Hinblick auf die am Ende erlangte Harmonie mit dem Weltall, sich durchaus „daoistisch“ lesen lässt. Es war ja selbst Hermann Hesse, der in einem Brief an Stefan Zweig schrieb: „Mein Heiliger ist indisch gekleidet, seine Weisheit steht aber näher bei Laotse als bei Gotama.“ Mit *Demian* öffnen sich hingegen auch andere, von Hesse-Forschern (etwa U. Wolff 1979) bereits betretene Interpretationsfelder, etwa die der Gnosis oder der Psychologie C.G. Jungs. Das wird auch Bieliková offenbar so empfunden haben, da sie selbst den Begriff der Gnosis ins Spiel bringt, um dann Jung-Begriffe von Animus und Anima mit dem „Einfluss“ des daoistischen „Konzepts“ von Yin und Yang zu erklären. Allerdings hat man bereits versucht, Jungs Theorie der Integration der Psyche mit dem chinesischen Tao in Verbindung zu setzen (ROSEN 1997), doch ist eine solche Verkopplung noch

nicht gleichbedeutend mit der These vom Einfluss des Daoismus auf Carl Gustav Jung und seine Psychologie. Die Synthese (mithin die Überwindung) einer Polarität kann ja ein logischer oder eben psychologischer Prozess sein, unabhängig davon, wie man sie in den fernöstlichen Kulturen traditionell nennt. Unterschiedliche Wege können zu ähnlichen Ergebnissen führen. Jungs Theorien haben eine empirische Grundlage; dass er seine Beobachtungen in den verschiedenen kulturellen Traditionen bestätigt sah, und dabei Übereinstimmungen mit den eigenen Ansichten entdeckte, soll noch nicht heißen, dass er durch sie beeinflusst wurde. Das Gleiche hat übrigens auch Hermann Hesse über die Psychoanalyse feststellen können, als er behauptete, sie habe lediglich seine aus „eigenen Beobachtungen gewonnen Ahnungen bestätigt“ (*Künstler und Psychoanalyse*, 1918).

Bieliková zitiert am Anfang einen sehr wichtigen Satz von Christoph Gellner, Hesse habe immer „das Gemeinsam-Universale der verschiedenen Kulturen betont“. Eine solche Bestrebung ist ein möglicher Weg der Erkenntnis, den Hesse gleichsam intuitiv beging. Seine Kunst hat schon deshalb einen universellen Charakter; sie lässt sich gewiss auch „vor dem Hintergrund der daoistischen Philosophie“ lesen, doch ist eine solche Lesart nicht mehr und nicht weniger als ein Spiel der Interpretation, das nicht notgedrungen identisch ist mit der philologischen Akribie, die die Analyse einer Einfluss- oder Rezeptionsgeschichte verlangen kann. Dennoch bleibt Bielikovás Buch ein wertvoller Beitrag zur Hermann-Hesse-Forschung, weil es mögliche Interpretationsschlüssel zu zwei hervorragenden Werken Hermann Hesses liefert.

László V. Szabó (*Veszprém*)

Literatur:

- CHI, Ursula (1976): Die Weisheit Chinas und Das Glasperlenspiel. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- GELLNER, Christoph (1996): Weisheit, Kunst und Lebenskunst: fernöstliche Religion und Philosophie bei Hermann Hesse und Bertolt Brecht. Mainz: Matthias Grünewald.
- HSIA, Adrian (2002): Hermann Hesse und China. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- ROSEN, David (1997): The Tao of Jung. The Way of Integrity. New York: Arkana-Penguin.
- WOLFF, Uwe (1979): Hermann Hesse. Demian – Die Botschaft vom Selbst. Bonn: Bouvier.

MARIA BALASKÓ/PETRA SZATMÁRI (Hrsg.): Sprach- und literaturwissenschaftliche Brückenschläge. Vorträge der 13. Jahrestagung der GESUS in Szombathely, 12.-14. Mai 2004. München: Lincom, 2007, ISBN 973-3-7069-0353-0, 613 S.

Eines der Ziele der 1987 gegründeten *Gesellschaft für Sprachen und Sprache* (GESUS) ist die Förderung der Vermittlung und der interdisziplinären Erforschung von Sprachen. Ein besonderer Schwerpunkt liegt dabei auf der Vernetzung von wissenschaftlicher und praktischer Arbeit mit und an Sprachen. Indem die GESUS sich dazu entschied, in Szombathely in Westungarn die dritte Jahrestagung im Ausland abzuhalten, unterstützte sie darüber hinaus die Bildung eines philologischen Diskussionsforums im Herzen Europas.

Die Publikation der Vorträge bietet einen faszinierenden Einblick in die vielfältigen Tätigkeitsbereiche der philologischen Institute in Mittel- und Südosteuropa. Es ist bezeichnend, dass es trotz der Reichhaltigkeit und Verschiedenheit der Beiträge nicht zu einer inhaltlichen Beliebigkeit kommt, sondern dass im Gegenteil so verschiedene Bereiche wie Literaturwissenschaft, DaF-Didaktik, Slawistik und Übersetzungswissenschaften (um nur einige zu nennen) aus häufig innovativer und erfrischender Perspektive beleuchtet werden.

Es ist eben dieser Reichhaltigkeit geschuldet, dass hier nur auf einige wenige Beiträge kursorisch eingegangen werden kann. **Lajos Szalaj** geht in seinem Essay auf die *Chronik des Marx Faut und Melchior Klein, 1526-1616* ein, die als Vorarbeit einer Stadtchronik von Sopron dienen sollte. Szalaj arbeitet heraus, wie sich die politischen Verwicklungen im Text spiegeln, besonders auffällig wird dies anhand der einsetzenden, der Reformation geschuldeten Polemik. **Detelina Georgieva** betrachtet, inwiefern Hypertexte im Internet die textuelle Kommunikation beeinflussen. Es fällt hier auf, dass die nichtlinearen Texte aus Internetzeitungen sich einer multimodalen Kommunikation bedienen, indem die Textoptik einen wichtigen Rang bei der Rezeption durch selektive Leser einnimmt.

Renata Cornejo untersucht die Prosa von Elisabeth Reichert aus den 1980er Jahren eingehender. Aus einer gendertheoretischen Perspektive stellt sie dabei dar, wie sich hier die Suche des weiblichen Ich nach einer eigenen Sprache widerspiegelt, die in den Texten z. B. anhand von Konflikten zwischen Mutter und Tochter codiert wird. Mit Goethes Petrarca-Rezeption beschäftigt sich **Mónika Cseresznyák**. Es ist auffallend, wie sehr sich die Differenz der lateinischen Renaissance, verbunden mit dem Namen Petrarca, und der griechischen Renaissance in der Weimarer Klassik in Goethes Umgang mit Petrarca einschreibt. Zwar übernimmt er von ihm so wichtige Konzepte wie z. B. den Arkadia-Begriff, dennoch scheint Goethe in seinen Sonetten verdeckt Petrarca zu persiflieren. Angesichts der tschechisch-deutschen Geschichte zieht **Jarmila Jehličková** Bilanz auf der Suche nach Kinderliteratur, die das Zusammenleben der beiden Nationen beschreiben. Trotz der tiefen Wunden, die der Krieg und die Nachkriegszeit geschlagen haben, findet sich in der Literatur eine Vielzahl an versöhnlichen Texten. Auf böhmischen Boden bewegt sich auch **Csilla Mihály**, indem sie in Kafkas Werk den Spuren theatralischer Elemente, des Erzähltheaters, nachgeht. In den Werken Kafkas wird der Kampf zwischen ratio und irratio mit theatralischen Mitteln ausgemalt, wobei der stetige Wechsel zwischen

Beobachter und Aktant den dünnen Boden verdeutlicht, auf dem sich Kafkas Akteure bewegen. **Dóra Takács** schließlich untersucht den Einfluss des deutschsprachigen Raums auf das Programm der ungarischen Thália-Theatergesellschaft. In diesem Kontext waren Autoren wie Hauptmann und Schnitzler wichtig, ebenso wie die Freie Bühne, dennoch fand die Theatergesellschaft einen eigenen Weg, der sie zu einem leider kurzen, aber intensiven kulturellen Schaffen führte.

In der Sektion Slawistik untersucht **Melita Aleksa** die Bilingualität von Schülern, die der ungarischen Minderheit in der kroatischen Baranja eingehender. Hier erscheint auch der schriftliche Sprachgebrauch beeinflusst durch z. B. prosodische Elemente. Es können Interferenzen mit der ungarischen Muttersprache angenommen werden, da die Schüler für kroatische Muttersprachler untypische Fehler produzieren. Im Bereich der Syntax, der hier auch angesprochen werden soll, beschäftigt sich **Petra Szatmári** mit dem Medium im Deutschen. Die Differenzierung zwischen den Modi muss hier nicht nur entlang den Schemas Aktiv-Medium-Passiv verlaufen, sondern kann sich auch nach den Merkmalen Handlung-Vorgang-Zustand ausdragen. Problematisch ist jedoch, dass es keinen klaren morphologischen Marker für das Medium gibt, so dass die Merkmale morphosyntaktischer sowie semantischer Natur sind.

Im Bereich DaF/Fachsprachen erläutert **Elisabeth Knipf-Komlósi** auf breiter Basis die Entwicklung und die Perspektiven von Deutsch in der EU und konkret in Ungarn. Sie formuliert ein Plädoyer für die Akzeptanz von Varietäten im Fremdsprachenunterricht, die im Kontext des zusammenwachsenden Europas von großer Bedeutung ist. **László Kovács** stellt, ausgehend von einer Definition des Begriffs „Fachsprache“ ein Unterrichtsprojekt vor, in dem die Studenten anhand eines Simulationsspiels Wirtschaftsdeutsch lernen. Die Verwendung von Werbung als authentischem Unterrichtsmaterial beleuchtet **Šárka Sršňová**. Werbung kann sowohl kulturelle Inhalte als auch Phraseologismen vermitteln und eignet sich daher für eine interkulturelle Schwerpunktsetzung im DaF-Unterricht.

In der Sektion Übersetzen und Dolmetschen stellt **Maria Balaskó** einen ungarisch-englischen Sprachkorpus vor. Obwohl sich dieser noch im Aufbau befindet, zeichnen sich bereits interessante Ergebnisse bezüglich der Vergleichbarkeit von Übersetzungstexten ab, hier erweist sich ein Vergleich anhand von Types und Tokens als wenig aussagekräftig für typologisch stark verschiedene Sprachen. Dem komplexen Feld von literarischen Übersetzungen wendet sich **Mária Barota** zu, die Übertragungen von Rilke-Gedichten ins Ungarische und Russische untersucht. Kulturspezifische Phänomene führen hier allzu oft dazu, dass sich die Problematik des Unsagbaren nicht nur in der Literatur, sondern auch in ihrer Übersetzung finden lässt. Einen interessanten Blick auf die Dolmetscherarbeit bei polizeilichen Verhören wirft **Veronika Pólay**. Sie definiert die Verhörsituation als konventionalisierte Gesprächsform, in der die Rollen der Teilnehmer nicht nach Konsens, sondern nach Konvention vergeben werden.

Als Beispiel für interkulturelle Kommunikation schildert **Monika Jiterská** ein E-Mail-Projekt zwischen tschechischen und deutschen Studenten. Die Studenten tauschten sich in diesem Rahmen über kulturelle Universalien aus und wurden so in die Lage versetzt, ihre eigene sowie die fremde Kultur kompetenter zu analysieren.

Die Rolle der Phraseologie in der universitären Lehrerausbildung wird von **Hana Bergerová** untersucht. Phraseologismen sollen als sprachliche Zeichen eigener Art gewürdigt und im Fremdsprachenunterricht verankert werden, besonders relevant sind hierbei in der Lehrerausbildung die Felder Phraseodidaktik, Phraseographie und kontrastive Phraseologie. Anhand des Beispiels tschechischer Opernsänger untersucht schließlich **Marek Schmidt** typische Probleme tschechischer Muttersprachler mit der deutschen Aussprache. Nach der politischen Wende werden Opern zunehmend in den Originalsprachen gesungen, gerade das Deutsche zeigt hier große Differenzen zwischen gesprochener und gesungener Sprache.

Der Konferenzband bildet die zahlreichen Ansätze und Forschungsrichtungen ab, die sich in den Lehrstühlen für Germanistik und Slawistik in Europa finden lassen. Er ist so nicht nur ein Nachschlagewerk für fachliche Spezialisten, sondern auch für alle, die sich für die philologischen Forschungsfelder in Mittel- und Osteuropa interessieren.

Jonathan Schütz (*Ústí nad Labem*)

PIA JANKE (Hrsg.): Elfriede Jelinek: Ich will kein Theater“. Mediale Überschreitungen. Mit einer DVD. Wien: Praesens, 2007, ISBN 978-3-7069-0456-8, 499 S. (DISKURSE.KONTEXTE.IMPULSE. Publikationen des Elfriede Jelinek-Forschungszentrums, Bd. 3)

Der in seinem Umfang und dem inhaltlichen Spektrum einmalige und außergewöhnliche Sammelband des Jelinek-Forschungszentrums (URL: www.praesens.at/elfriede-jelinek-forschungszentrum/), der Beiträge eines groß angelegten, internationalen und interdisziplinären Symposiums enthält, das vom 20. bis zum 26. Oktober 2006 zu Jelineks 60. Geburtstag in Wien stattfand, wird als der dritte Band der im Wiener Praesens Verlag publizierten Reihe mit dem Titel *Diskurse. Kontexte. Impulse* herausgegeben (der erste Band ist unter dem Titel *Literaturnobelpreis Elfriede Jelinek 2005* erschienen, der zweite von der Elfriede Jelinek-Tagung in Tromsø im Juni 2006 ist in Vorbereitung). Der dritte Band *Elfriede Jelinek: „ICH WILL KEIN THEATER“. Mediale Überschreitungen* versteht sich nicht nur als eine Dokumentation der gehaltenen wissenschaftlichen Beiträge zur Jelineks Theaterkonzeption oder gattungs- und medienüberschreitenden Fragestellungen, sondern auch als Dokumentation der anschließenden Publikumsdiskussionen und der sechs geführten Podiumsgespräche (mit Inge Arteil, Eva Brenner, Irene Dische, Elke Krystufek, Bärbel Lücke, Olga Neuwirth, Hilde Haider-Pregler, Tilmann Raabke, Nicolas Stemann und Emy Werner), die zusätzlich durch ein reiches Zusatzmaterial an Abbildungen, Entwürfen, Skizzen oder einer DVD (*Klage, meine liebe*. Zwei Lieder von Elfriede Jelinek, Ausschnitte aus *Der Tausendjährige Posten* oder *Der Germanist* u.a.) ergänzt und abgerundet werden.

Ein wichtiges Anliegen des Symposiums war auf die Gattungsvernetzungen, die „intermedialen Formen und Überschreitungen“, Jelineks „Umgang mit Klang/Akustischem,

Hörspiel, Film/Video, Musik, Oper, Tanztheater, bildender Kunst und Installation“ zu thematisieren sowie die „intermedialen Realisierungen“ (S. 9) von Jelineks Texten auf den internationalen Bühnen zu diskutieren (Aufführungen von Ulrike Ottinger, Einer Schleef, Christoph Schlingensiefel und Nicolas Stemann). Nicht zuletzt wurde auch auf die ‚andere‘ künstlerische Tätigkeit der Autorin hingewiesen (als Drehbuchautorin, Sprecherin, Moderatorin oder Schauspielerin). In diesem Sinne wurde der wissenschaftliche Teil um einige erstmalige Aufführungen und öffentliche Präsentationen bereichert, wie um Jelineks Lied *Klage*, die Ausschnitte aus dem Singspiel *Der tausendjährige Posten oder Der Germanist*, um Valie Exports Video *Elfriede Jelinek. News from Home. 18.8.88*, um Jelineks Hörspiele aus den 1970er Jahren sowie die Filmvorführungen *Was die Nacht spricht* und *Malina*.

Der wissenschaftliche Teil wurde entsprechend den einzelnen Schwerpunkten in sieben große Abschnitte geteilt. Es ist unmöglich auf die insgesamt 26 Beiträge im Einzelnen näher einzugehen, es seien hier zumindest die einzelnen Sektionen und Schwerpunkte der Tagung kurz vorgestellt und der Gedankenfaden umrissen: Die erste Sektion *Theaterkonzeptionen/Gattungsfragen/Gattungsüberschreitungen* fokussiert insb. Jelineks ästhetische Verfahrensweise, Autorenschaft, Allegorie und Bildzitate, Sprache (*Sprache verkehrt gekehrt*), Intertextualität und Intermedialität in *Die Wand*, *Bambiland/Babel*, *Parsifal*, *Prinzessinnendramen* und *Ulrike Stuart*.

Im zweiten Teil unter dem Titel *Theatrale Aspekte/Inszenierungsformen* kommen u.a. auch Regisseure, Dramaturgen und Schauspieler zu Wort und reflektieren kritisch ihre oft „bewusst medialen“ Realisierungen und eigene Schwierigkeiten ‚untheatralische‘ Texte für das Theater „zu öffnen“ (S. 11), sowie rein organisatorische und praktische Fragen wie Repertoiretauglichkeit oder Publikumsreaktionen.

In dem Abschnitt *Übersetzungen/Internationale Aufführungen/Interkulturelles* wird die Rezeption von Jelineks Dramen nicht nur in Europa, sondern auch weltweit (USA, Japan, Indien) erkundet und untersucht. Sowohl WissenschaftlerInnen als auch ÜbersetzerInnen berichten über die Kontroversen und Schwierigkeiten in den einzelnen Ländern, wobei die Probleme der Jelinekschen Rezeption im Hinblick auf die interkulturelle Vermittlung überprüft werden.

Die weiteren vier Sektionen widmeten sich nacheinander Jelineks Bezügen zu den verschiedenen Medien – angefangen von Hörspiel und Rundfunk, über *Drehbuch/Film/Video* bis zur Frage nach der *Komposition/Oper/Tanztheater* und *Bildender Kunst/Installation/Medienkunst/Performance*. Zunächst werden Jelineks radiophone Arbeiten, deren Umsetzung und intermediale Transformationen dargestellt. Anschließend wird Jelineks Auseinandersetzung mit Film und Video diskutiert (ihre für TV-Dokumentationen und Spielfilme verfassten Drehbücher), wobei deutlich wird, wie intensiv und komplex sich Jelinek mit intermedialen Strukturen immer wieder beschäftigte. Ebenfalls Jelineks eigene ‚musikalische‘ Leistung, ihre Zusammenarbeit mit der Komponistin Olga Neuwirth und das mit Irene Dische gemeinsam geschriebene, auf Singspielen von Franz Schubert basierende Libretto zu *Der tausendjährige Posten...* werden eingehend behandelt. Nicht zuletzt werden

auch die Tanztheateradaptationen ihrer Werke angesprochen.

Es kann ohne Übertreibung gesagt werden, dass mit dem vorliegenden Band zum ersten Mal ein umfassendes und facettenreiches Bild der aktuellen internationalen wissenschaftlichen Forschung und künstlerischen Auseinandersetzung mit Jelineks szenischen, auditiven, filmischen sowie medialen Arbeiten präsentiert wurde. Neben den Jelinek-Publikationen von Bärbel Lücke (*Jelineks Gespenster. Grenzgänge zwischen Politik, Philosophie und Poesie*, 2007) und *Elfriede Jelinek. Eine Einführung in das Werk*, 2008) und der Monographie *Theater im Medienzeitalter. Das postdramatische Theater von Elfriede Jelinek und Heiner Müller* von Dagmar Jaeger (2007) bietet der vorliegende Band zweifelsohne einen besonders wichtigen, wenn nicht wegweisenden Impuls zur weiteren internationalen Jelinek-Forschung.

Renata Cornejo (*Ústí nad Labem*)

DANA PFEIFEROVÁ: Angesichts des Todes. Die Todesbilder in der neueren österreichischen Prosa: Bachmann, Bernhard, Winkler, Jelinek, Handke, Ransmayr. Wien: Praesens, 2007, ISBN 973-3-7069-0353-0, 238 S.

Dana Pfeiferová geht in ihrer Studie über die Todesbilder in der Nachkriegsprosa aus Österreich von der Prämisse aus, dass der Tod ein Absolutum ist. Dies kann zur Aufstellung eines Wertesystems dienen, von dem die eventuellen Gegenbilder des Todes abzulesen sind. So kann er zum kritischen Ansatz des Schriftstellers verwendet werden, zur Darstellung dessen, was tödlich ist. Die Todesmotivik und -metaphorik wird anhand der Prosawerke der führenden österreichischen AutorInnen behandelt und auf Übereinstimmungen der einzelnen Aspekte – *Soziologie des Todes, Schreiben als Töten der Materie, Katholizismus als Todeskult, Der Habsburger-Mythos* – untersucht. Eingeleitet wird das Buch durch eine Zusammenfassung verschiedener Konzeptionen der österreichischen Literatur, wobei die Relevanz einiger Thesen, etwa vom austrianischen Umgang mit dem Tod (Walter Weiss) oder vom Endzeitcharakter der österreichischen Literatur (Robert Menasse), überprüft wird.

So hat die Verfasserin nachgewiesen, dass der Katholizismus die österreichische Literatur nach wie vor prägt, und zwar sowohl auf der narrativen als auch auf der sprachlichen Ebene. Thomas Bernhard hat ihn in seiner Autobiographie als ‚Unterdrückungsmechanismus‘ desavouiert und auf seine Nähe zum Nationalsozialismus hingewiesen. Diese Zuschreibungen behielt er auch im fiktionalen Spätwerk, vor allem in *Auslöschung*, bei. Auf die fatale Verbindung zwischen beiden Ideologien machen auch Elfriede Jelinek und Josef Winkler aufmerksam. In ihrer Poetik nimmt der Katholizismus überhaupt eine Schlüsselrolle ein, da er als Fundgrube der Todesbilder dient, die wiederum zur Bloßstellung der bedrohlichen Machtstrukturen, also auch der katholischen Kirche selbst, und dadurch zur Gesellschaftskritik eingesetzt werden.

Bei Josef Winkler und teilweise bei Thomas Bernhard hat Pfeiferová auch eine Faszination von der katholischen Liturgie, vor allem von ihrer sprachlichen Struktur und Bildhaftigkeit,

festgestellt. Diese haben sich auf den Sprachduktus und bei Winkler auch auf die Metaphorik in Form seiner schwarzen Gebete ausgewirkt. Ingeborg Bachmann hingegen gebraucht religiöse Todesmetaphern zur Darstellung des Schmerzes der weiblichen Figuren, die die Attribute des leidenden Christus übernehmen, und somit zur Bloßstellung des tödlichen Patriarchats.

Obwohl in dieser Arbeit keine primär antifaschistischen Werke behandelt wurden, konnte als nächste Übereinstimmung das Motiv des latenten Faschismus festgemacht werden. Von der österreich kritischen Intention der Werke leiten sich auch die entsprechenden Todesmetaphern ab. Drei der hier besprochenen KünstlerInnen verwenden in Auflehnung gegen die verklärende Selbstpräsentation Österreichs nach 1945 bzw. 1955 als sauberes ‚Land der Berge‘ die Natur als Chiffre für den Tod, die Naturbilder werden zu Todesmetaphern. Die schockierenden Effekte einer solchen Naturmetaphorik ergeben sich sowohl aus der Verdrängung der Kriegsverbrechen als auch aus der Verdrängung des Todes seitens der Gesellschaft. Thomas Bernhard bettet dies in einen existenziell anmutenden Zusammenhang des Lebens zum Tode ein, Elfriede Jelineks Naturbilder hängen mit ihrer Intention der Entmythisierung zusammen: als Kritik an der Verwandlung von Geschichte in Natur oder als ironische Hinterfragung des kulturellen Topos der Frau als Naturwesen. Auch Christoph Ransmayr stellt die Natur bzw. die Wildnis als menschenfeindlich dar, sie bleibt jedoch positiv konnotiert.

Von dem Grenzwertcharakter des Todes aus konstituieren die SchriftstellerInnen dessen mögliche Gegenbilder. Zu dem stichhaltigsten hat sich die Kunst entwickelt. Im Zusammenhang mit der Affinität der österreichischen SchriftstellerInnen zur Sprachreflexion ließ sich als nächste Übereinstimmung in den einzelnen ästhetischen Konzepten das Schreiben als Töten der Materie in seinen verschiedenen Ausprägungen feststellen, bei Ingeborg Bachmann und Peter Handke geht es sogar um einen der Grundzüge ihrer Ästhetik. Handke hinterfragt in *Wunschloses Unglück* andauernd das Schreiben vom Tode und erfüllt zugleich Walter Benjamins Auffassung des Erzählens, an dessen Anfang die Autorität des Todes steht; durch den Tod ausgelöst werden auch die Kärntner Romane Josef Winklers und zumindest formal, als Erzählrahmen, legitimiert auch Thomas Bernhards *Beton*, *Der Untergeher* und *Auslöschung*. Die *Todesarten* Ingeborg Bachmanns greifen wiederum ein anderes Theorem des Schreibens als Töten der Materie auf, und zwar das Verschwinden des Subjekts oder den Tod des Autors. Während dieses Motiv in vielen strukturell ausgerichteten Studien positiv gedeutet wurde, wird hier der Mord der Autorin in *Malina* gesellschafts- und kulturkritisch – d. h. als literarische Polemik mit dem Poststrukturalismus – verstanden.

Trotz der symptomatischen Sprachskepsis betrachten die AutorInnen das Schreiben als eine Möglichkeit, den Toten ein Denkmal zu errichten. Durch diesen ethischen Anspruch nähern sie sich laut Dana Pfeiferová dem Lebensauftrag Elias Canettis, angesichts des Todes dem einzelnen Menschenleben durch die Kunst seine Einzigartigkeit zurückzugeben und sich somit gegen den Tod aufzulehnen.

Alena Lejsková (České Budějovice)

SLAWOMIR PIONTEK: ‚Erben des Feuers‘. Krieg, Nationalsozialismus und Identitätsfrage in den Nachkriegsromanen der österreichischen ‚jungen Generation‘. Poznań: Wydawnictwo Naukowe UAM, 2008, ISBN 978-83-232186-9-2, 346 S.

Slawomir Piontek hat das folgende paradoxe Bild als Ausgangspunkt für seine Abhandlung über *Krieg, Nationalsozialismus und Identitätsfrage in den Nachkriegsromanen der österreichischen ‚jungen Generation‘* gewählt: „Hier brennt alles. [...] Und nirgends Feuer.“ (S. 7) Dieses Bild hat eine von Herbert Zands Figuren aus dem Roman *Erben des Feuers* von 1961 benutzt, um das Delacroixsche Gemälde *Schlacht von Taillebourg* zu charakterisieren. Auf die junge literarische Generation bezogen, die in Österreich nach dem Zweiten Weltkrieg aufkam (die eigentlichen „Erben des Feuers“, wie sie auch dem Titel von Pionteks Untersuchung vorangestellt wurden), soll dieser Vergleich ein interessantes Paradoxon treffen. Einerseits prägen zwar die Erinnerungen an die NS- und die Kriegszeit ungemein stark gerade diese Generation (das sollen nicht nur autobiographische Äußerungen sondern auch Aussagen von Freunden und Bekannten eindeutig belegen); andererseits erfolgte die Literarisierung dieser Erlebnisse, so Piontek, „verhältnismäßig, um nicht zu sagen überraschend, schmalspurig. Die Zahl der Romane, die sowohl auf Erfahrungen aus dem Kriegsgeschehen als auch aus dem Leben in einem nationalsozialistischen Staat rekurrieren, ist, verglichen mit der beteuerten Intensität und Prägungskraft dieser Erlebnisse, relativ gering.“ (S. 7)

Die zwei ersten Nachkriegsjahrzehnte, die das Hauptanliegen von Pionteks Darstellung bilden, umfassen für die ‚junge Kriegsgeneration‘ der besonders um 1920-1926 Geborenen zwei wichtige Kondensationspunkte ihrer literarischen Aktivitäten: den Anfang der 50er Jahre (die Romane *Das Boot kommt nach Mitternacht* und *Das zerbrochene Dreieck* von Fritz Habeck, *Tote auf Urlaub* von Milo Dor, die Texte *Der Tugendfall* von Karl Bednarik, *Auch in ihrer Sünde* von Herbert Eisenreich sowie Herbert Zands *Letzte Ausfahrt* erscheinen) und den Anfang der sechziger Jahre (mit *Die Wolfshaut* von Hans Lebert, *Ein Soldat und ein Mädchen* von Erich Fried und *Der Föhn bricht ein* von Franz Kain) – einen „unerwartet starken Schlussakkord“ (S. 13) von Gerhard Fritschs *Fasching* (1967) hierin eingerechnet. Aber auch Texte aus den 70er Jahren (wie Hans Leberts *Der Feuerkreis*) und die in den 50er Jahren zwar entstandenen, aber erst ab den 80er Jahren erschienenen (Herbert Eisenreichs *Die abgelegte Zeit*, Reinhard Federmanns *Chronik einer Nacht*) sowie die Neuauflagen etwa von Lebert (*Die Wolfshaut* 1991, 1994, 2001), Aichinger (*Die größere Hoffnung* 1997, 2000, 2007) oder Dor (*Tote auf Urlaub* 2005) werden mit berücksichtigt. Nicht zuletzt bilden deutsche Romane wie Bernhard Schlinks *Der Vorleser* (1995) eine wichtige Kontrastfolie, die auf die Eigenständigkeit der österreichischen Nachkriegsromane hinweist.

Die Methode, die Piontek für seine Analyse wählte, trägt wesentlich zum innovativen Charakter seiner Darstellung bei. Er betrachtet nämlich, wie es schon das einleitende Kapitel *Eine ‚junge Generation‘ stellt sich vor* klar darlegt, den Begriff der Generation nicht in seiner herkömmlichen, synchronen Perspektive als eine altersspezifische Erfahrungsgemeinschaft, sondern unterstreicht seine zeitliche, diachrone Dimension. So kann das Konstrukt „einer herkunftslosen Kriegsjugend“ (S. 22), das für die Nachkriegsjahre laut Piontek ganz konkrete

historische, politische und gesellschaftliche Konsequenzen nach sich zieht (S.22), Schritt für Schritt abgebaut werden; die Mannigfaltigkeit und die Ambivalenz der Antworten der Autorinnen und Autoren auf die Herausforderung der jüngsten Vergangenheit werden dadurch sichtbar.

Vor allem kann aber dadurch gegen die Gleichsetzung der aktiven militärischen Träger des nationalsozialistischen Regimes mit den von diesem Regime tatsächlich Betroffenen angeschrieben werden, so wie sie etwa in Erika Dannebergs *Bericht über eine Generation* von 1953 zum Vorschein kommt („Die Voraussetzungen unserer Generation sind Krieg und Emigration, Konzentrationslager oder Kriegsgefangenschaft, Bombenkeller oder Flucht“; S. 47). Der Begriff der „zweiten verlorenen Generation“ (S. 20, 40 u. a.) erweist sich in diesem Zusammenhang als ein Euphemismus, der allzu bereitwillig einer homogenen viktimisierenden Perspektive auch dort Platz macht, wo doch die Grenzen zwischen Opfer und Täter nicht verwischt werden dürften.

Auch legt Piontek bloß, wie es infolge der von Österreich angenommenen Opferthese in den österreichischen Romanen sogar der Emigranten (z.B. in Erich Frieds *Ein Soldat und ein Mädchen*) zur Externalisierung der NS-Ideologie kommen konnte: wahres Österreich und Nationalsozialismus werden als disjunktiv betrachtet, was die Opferthese impliziert fortschreibt. Und noch eine andere Tatsache kann als Folge von einem kompensatorischen Wunschenken aufgefasst werden. Obwohl Österreich, historisch gesehen, verhältnismäßig geringen Widerstand gegen den Nationalsozialismus geleistet hatte, wurde dieses Thema in der österreichischen Literatur (im Unterschied zum deutschen Kriegsroman) auffallend oft aufgegriffen. Die Vorliebe für dieses Motiv steht dann im Missverhältnis zur Zahl der tatsächlichen Deserteure im deutschen Militär, die etwa 300 000 betrug (wobei die Wehrmacht insgesamt 17 Millionen Soldaten aus vier Generationen an sich band).

Schon aus diesen unsystematischen, wegen Platzmangel notwendigerweise sehr reduzierten Ausführungen geht wohl hervor, dass der Ansatz Pionteks höchst fachübergreifend konzipiert ist und sein muss, will er doch gegen die Gleichsetzung der Wehrmacht mit der „deutschen Armee“ (S.96), in der Österreicher unter Zwang dienten und kämpften, gegen den immer noch recht häufig anzutreffenden Mythos der „sauberen Wehrmacht“ (S. 96, 134 u. a.) als einen ideologiefreien Raum (und nicht als voll integrierten und engagierten Teil des verbrecherischen NS-Staates, als der sie inzwischen von Historikern angesehen wird) und gegen viele ähnliche Vereinfachungen, die auch die österreichischen Romane und ihre Aufnahme widerspiegeln, argumentativ vorgehen und sie literarisch wie geschichtlich verorten und werten. Gerade dank der Integration der außendisziplinären Erkenntnisse gelingt es m. E. Piontek ausgezeichnet, ein sehr facettenreiches Bild der literarischen und gesellschaftlichen Landschaft Österreichs in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg zu zeichnen und der damaligen ‚jungen Generation‘ der Autorinnen und Autoren darin einen ihr gebührenden, nicht allzu enthusiastisch überbewerteten Platz zu geben. Dank der Untersuchung ihrer individuellen Kriegserfahrung (soldatische kontra nicht-soldatische Schreibende), ihrer ideologischen Positionen (links oder konservativ Orientierte) und schließlich der öffentlichen und politischen Nachkriegsdiskurse in Österreich kommt es schließlich doch dazu, dass das Feuer des Zweiten Weltkriegs und seine Folgen zumindest bei diesen ‚Erben‘ recht sichtbar werden.

Jana Hrdličková (*Ústí nad Labem*)

ESTER SALETTA: Die Imagination des Weiblichen. Schnitzlers *Fräulein Else* in der österreichischen Literatur der Zwischenkriegszeit. Wien u.a.: Böhlau, 2006, ISBN 3-205-77456-6, 220 S.

Ester Saletta legt mit diesem Band eine komparatistische und interdisziplinäre Studie über das Konzept der Weiblichkeit in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen vor. Im Zentrum ihrer Untersuchung steht Arthur Schnitzler als Autor einer „rätselhaften Weiblichkeit“ (XI) und dessen Erzählung *Fräulein Else*. Die weiteren literarischen Analysen der Arbeit, wie z.B. Schnitzlers *Spiel im Morgengrauen* und *Therese. Chronik eines Frauenlebens* werden neben Musils *Drei Frauen*, Werfels *Eine blaßblaue Frauenschrift* und einschlägigen Texten aus der „Trivalliteratur“ immer wieder mit *Fräulein Else* in Beziehung gesetzt, um einen möglichen Entwicklungsprozess von Weiblichkeitskonzepten in der österreichischen Literatur aufzuzeigen. Ziel dieser den Gender Studies verpflichteten Arbeit ist die Präsentation eines „komplexe[n], aber harmonische[n] Bild[es] der Frau“ (XI) in verschiedenen geschlechts- und gattungsspezifischen Kontexten. Im Mittelpunkt steht dabei aber nicht nur die „Imagination“, d.h. die Konstruktion der Weiblichkeit, sondern auch die „Wirklichkeit“, d.h. die Betrachtung realer Frauengestalten wie z.B. Ea von Allesch oder Alma Mahler.

Saletta stellt ihren literarischen Analysen ein umfassend recherchiertes Kapitel über den historischen und soziokulturellen Kontext Wiens in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen voran. Damit will Saletta vor allem deutlich machen, dass zwischen den real gegebenen Emanzipationsbestrebungen und den literarischen Frauengestalten der „Hochliteratur“ starke Diskrepanzen bestehen. Sie kommt zu dem Ergebnis, dass „die von den ersten emanzipierten Frauen errichteten sozial-historischen Verbesserungen keinen Widerhall in der ‚Hochliteratur‘ gefunden haben“ (62f.) bzw. dass der aktiven und engagierten Frau des Alltags die von ausschließlich männlichen Autoren imaginierte schwache und untergeordnete Frau der „Hochliteratur“ gegenübersteht.

Schnitzlers Else ist für Saletta der Prototyp dieser männlichen Imagination. Sie verkörpert all das, was „die männliche Imagination bei der Frau mit dem Weib, dem Geschlecht und der reinen Schönheit gleichsetzt“ (S. 71). Obwohl Saletta Else andererseits schon auch als Frauenfigur sieht, die sich nach Veränderung sehnt und sich entschlossen und emanzipiert verhält, bleibt sie für Saletta dennoch bis zum Schluss der Erzählung „kindliches Weib“ (S. 74). In *Spiel im Morgengrauen* stellt Schnitzler für Saletta mit der engagierten und unabhängigen Leopoldine zwar eine weitaus emanzipiertere Frau vor, stattet sie aber trotzdem noch mit vielen traditionellen Merkmalen aus. Auch Therese in Schnitzlers letztem vollendetem Roman *Therese. Chronik eines Frauenlebens* bleibt für Saletta trotz ihrer Selbständigkeit in der traditionellen Rollenzuschreibung verankert. Eine Linie im Werk Schnitzlers im Hinblick auf die Weiterentwicklung der Emanzipation der Frau in der „männlichen Imagination“ zeigt sich für Saletta also nur bedingt.

In Robert Musils *Drei Frauen* und Franz Werfels *Eine blaßblaue Frauenschrift* haben sich für Saletta die Weiblichkeitskonzeptionen nicht entscheidend verändert. Obwohl die Frau bei Musil und auch bei Werfel sehr viel mehr Wertschätzung und Autonomie erfährt

und nicht mehr nur „Opfer eines sexuellen männlichen Ausbeutungsprozesses“ (109) wie bei Schnitzler ist, bleibt sie für Saletta dennoch nur als Ergänzung des Mannes ohne wirkliche Eigenständigkeit konzipiert.

Dass es auch eine völlig andere Präsentation von Frauenfiguren in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen gibt, macht Saletta mit einem abschließenden Blick in die „Trivilliteratur“ deutlich. Bei Schriftstellerinnen wie Vicky Baum oder Gina Kaus sieht die Autorin „die Darstellung einer neuen literarischen Weiblichkeit, die nicht länger Bild der männlichen Imagination ist, sondern konkrete Realität“ (S.184). Diese Frauenfiguren fungieren für Saletta als vollkommen selbständige und unabhängige Individuen, sie sind emanzipiert und selbstbewusst und stehen im starken Kontrast zur Präsentation imaginierten Frauen in derjenigen „Hochliteratur“, die von Männern geschrieben ist.

Geht es Saletta bei ihrem Blick auf die „Trivilliteratur“ vor allem auch um die Demonstration einer „Spaltung in die Existenz einer weiblichen und einer männlichen Sicht der Weiblichkeit“ (173), die ihrer Ansicht nach besonders in der „Trivilliteratur“ klar wird, so zeigt sie mit dem Verweis auf Autoren wie Hugo Bettauer und Felix Dörmann, wie sehr sich die Perspektive der schreibenden Männer von der Perspektive der schreibenden Frauen unterscheidet. Während die Schriftstellerinnen emanzipierte Frauen darstellen, bleiben die Schriftsteller für Saletta im traditionellen Rollenschema verhaftet und zeigen eher passive Frauen, die Opfer eines patriarchalischen Systems sind.

Insgesamt bietet Salettas Untersuchung einen breit gefächerten Einblick in die imaginäre und tatsächlich gelebte Weiblichkeit der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen.

Barbara Hindinger (München)

ALICE STAŠKOVÁ (Hrsg.): Friedrich Schiller und Europa. Ästhetik, Politik, Geschichte. Heidelberg: Carl Winter, 2007, ISBN 978-3-8253-5244-8, 297 S.

Der von der Prager Germanistin Alice Stašková edierte Sammelband geht auf eine Konferenz zurück, die anlässlich des 200. Todestages von Friedrich Schiller im November 2005 vom Prager Goethe-Institut in Zusammenarbeit mit dem Institut für Germanistische Studien der Karlsuniversität Prag organisiert wurde. Das schicke und sehr handliche Buch gliedert sich in etwa so, dass in den Aufsätzen des ersten Drittels Schiller besonders als *Dichter der Freiheit* besprochen wird. Im Mittelteil folgen dann Untersuchungen zu Einzelaspekten seines Schaffens wie etwa seinem kriminalpsychologischen Interesse. Das Spektrum der Beiträge im letzten Drittel erfasst hauptsächlich Bezüge Schillers zum tschechischen Kulturbereich. Der Weimarer Klassiker wird in diesem Buch eher als Denker, denn als Dichter besprochen. Die Aufsätze beziehen sich meistens auf den Philosophen, Theoretiker der Ästhetik oder Geschichtswissenschaftler. Interpretationen literarischer Werke finden sich seltener. Vielleicht hätte in dieser Hinsicht, der auf der Konferenz gehaltene Vortrag zu *Schillers Königinnen* von Peter-André Alt, noch eine Bereicherung darstellen können.

Der wissenschaftliche Teil des Bandes wird durch **Norbert Oellers**, den Herausgeber der Schiller-Nationalausgabe, eröffnet. Oellers zeichnet – mit Hinweis auf Briefe, die Behandlung der Revolutionsthematik in den frühen Dramen, Schillers Editionstätigkeit (!) und den demonstrativen Abstand zu tagespolitischen Themen in den historischen Dramen der späten Schaffensphase – ein dezidiertes Bild der Haltungen Schillers, bekanntlich Ehrenbürger von Frankreich, zur französischen Revolution: Der Klassiker scheint sich etwa um die Jahreswende 1792/93 von einem eher maßvollen Revolutionsbefürworter zu einem „in seiner Heftigkeit fast maßlosen Revolutionsgegner“ gewandelt zu haben (S. 30).

Walter Hinderer setzt die Reihe mit einem Beitrag über den „schönen Traum der Freiheit“ fort, wobei dieser Zentralbegriff der Schillerschen Ethik und Ästhetik nach differenzierter Erläuterung im Finale am Beispiel des Marquis Posa auch auf seine politischen Schattenseiten hin befragt wird. Genau an dieser Stelle (was der geschickten Edition des Bandes zu Gute zu halten ist) setzt **Dieter Borchmayer** ein. Er erklärt die Ambivalenz von Freiheitslob und Freiheitspessimismus bei Schiller, die Dialektik von Freiheit und Willkür, auch die Interdependenz von Despotie und Ästhetik: „Welcher Realpolitiker der Geschichte wäre nicht ein fehlgeleiteter Ästhet gewesen – von Nero bis zu dem von Thomas Mann als verhunztem Künstler decouvrierten *Bruder Hitler*.“ (S. 69) Borchmayer entdeckt die Aktualität von Schiller, wenn er Karl Moor, das Freiheitsgenie des Sturm und Drangs, als „literarischen Ahnherren alles Terrorismus“ (S. 63) beschreibt und nach eingehender Analyse der Tragödie Wallensteins, welcher gerade durch die Vermischung der Bereiche Traum und Wirklichkeit scheitert, kommt er zu dem Schluss: „Aus dem *circulus vitiosus* der Geschichte und Politik gibt es für Schiller nur einen Ausweg: den der Ästhetik.“ (S. 78)

Mit dem Prager Professor der Philosophie **Milan Sobotka** kommt es dann zu dem ersten tschechischen Beitrag. Sobotka widmet sich dem die Weimarer Klassik u.a. kennzeichnenden *Griechenideal*, das er in Entsprechung zu dem Untertitel des ganzen Bandes in seinen ästhetischen, geschichtsphilosophischen und politischen Aspekten sowie in Bezug auf philosophiegeschichtliche Einflüsse und Wirkungen (etwa die Bedeutung des Gedankens der *Unendlichkeit im Endlichen* später für Hegel) erläutert.

In frischer Manier setzt **Ingeborg Fiala Fürst**, die sich als Olmützer Germanistik-Professorin auch um die Einrichtung eines Lehrstuhls für Judaistik an ihrer Universität verdient gemacht hat, dann einen neuen Akzent, wenn Sie Schillers Interpretation der *Sendung Moses* nachgeht. Die Intention ihres Aufsatzes betrifft, über die werkimmanente Rekonstruktion der (schillernden) Figur des jüdischen Erzpatriarchen hinaus, die Frage nach den Motivationen für Schillers – aus heutiger Sicht natürlich falscher – Moses-Darstellung: „Entgegen der allgemeinen Meinung behaupte ich [F. Fürst], es ist in erster Linie der zeitgemäße Antisemitismus, den Schiller mit seiner Zeit teilt – freilich in sehr zivilisierter und moderater Form –, weiter seine Begeisterung für die aufklärerischen Ideale, sein Interesse an den äußeren Formen der Freimaurerei und schließlich seine interpretatorische Lust, die alte Geschichte ‚gegen den Strich zu lesen‘, an ihr in schöpferischer Weise weiterzuwirken, ihr entgegenzuwirken.“ (S. 103)

Nachdem Schiller im ersten Drittel des Bandes eher als philosophischer Idealist behandelt

wurde, zeigt sich eine betont realistische Seite des Autors, wie **Alexander Košenina** überzeugend demonstriert, in seinem produktiven Umgang mit der *Tradition der (kriminal-)psychologischen Fallgeschichte*. Košenina erläutert Schillers konzeptionelles Interesse an diesem Genre und zeigt indirekt auch den Einfluss zweitrangiger Autoren (wie in diesem Fall August G. Meißner und Christian H. Spieß) auf Vertreter der Höhenkamm-Literatur.

Antje Büssgen weist in ihrem Beitrag auf eine bemerkenswerte Parallele zwischen Schillers und Nietzsches Auffassung, was den Sinn des Geschichtsstudiums betrifft, hin. Obwohl sich Nietzsche nach dem Aufschwung der Historie gerade im 19. Jahrhundert in Bezug auf die historische Wissenschaft in einer ganz anderen, geradezu diametral entgegengesetzten Situation weiß, fordert er – entgegen dem zeitgenössischen Trend und mit Schiller gut vergleichbar – einen kreativen Umgang mit der Geschichte. Durch das Studium der Vergangenheit inspirierte Illusionsbildung (bei Schiller) und „Wahnbilder“ (bei Nietzsche) sollen zu einer kreativen Haltung der Zukunft gegenüber verhelfen.

Konzentriert gearbeitet und dabei noch um einen Auszug aus Schillers satirischer Gelegenheitsdichtung *Körners Vormittag* bereichert, ist der Aufsatz von **Klaus Schenk**, der Schillers Spielkonzeption als wichtigen Knotenpunkt in der Tradition des Kreativitätsdiskurses herausstellt. Schenk erläutert, dass die in der Moderne bei den Romantikern, Nietzsche und bei Roman Jakobson angenommene Vorrangstellung des Unbewussten (auch: des Musikalischen) im Schreibprozess und die Beschreibung von Kreativität aus dem Prinzip der Assoziation auf Schillersche Positionen zurückverfolgt werden kann.

Der letzte Block von Beiträgen zeigt mehrere Perspektiven auf, unter denen das Thema *Schiller und die Tschechen* behandelt werden kann: **Kurt Krolp** zeichnet ein Bild der Schillerfeiern 1859 in Prag, die als letztes großes Kulturereignis gewertet werden können, das Vertreter der tschechischen und deutschen Bürgerschaft gemeinsam zelebrierten. **Alice Stašková** versucht die Schillerlektüren von Palacký und Patočka zu konfrontieren. Von beiden wird Schillers bipolares Menschen- und Geschichtsbild verschieden rezipiert. Stašková kann so, durch den Hinweis auf zwei exponierte Vertreter, Schillers Einfluss auf den tschechischen Geschichtsdiskurs deutlich machen. **Lenka Vodrážková-Pokorná** belegt materialreich die vielleicht doch eher peripher zu nennende Bedeutung Schillers für *die ersten Prager Germanisten nach 1882*. **Jiří Munzar** liefert einen Abriss über das Interesse an Schillers Werk im tschechischen Kulturraum seit dem 18. Jahrhundert und gibt auch einen Überblick zu den erstellten Übersetzungen. **Tomáš Glanc** schließlich macht eine Skizze zu Schiller als *russischem Nationaldichter*. Die zunächst paradox wirkende Betitelung wird durch das Konstrukt ‚russische Nationalliteratur‘ bei Dostojewski erklärt, der das Besondere der russischen Nationalliteratur gerade in ihrer Offenheit für fremdsprachige Literatur sieht.

Abschließend sei der ganze Sammelband allen an Schiller interessierten noch einmal aufrichtig empfohlen. Es ist eine meistens belehrende Lektüre auf hohem Niveau, die einem unterhaltende und sogar vergnügliche Momente nicht versagt. Erfreulich, dass dieser Tage auch aus böhmischen Landen ein neuer Impuls zur Beschäftigung mit dem Klassiker zu verzeichnen ist.

Filip Charvát (Ústí nad Labem)

BRITA STEINWENDTNER: Jeder Ort hat seinen Traum. Dichterlandschaften. Innsbruck, Wien: Haymon, 2007, ISBN 978-3-85218-540-8, 278 S.

Als ‚Entdecker‘ der Landschaft in der europäischen Kulturgeschichte gilt gemeinhin Petrarca mit seiner berühmten Schilderung der Besteigung des Mont Ventoux; dies hat schon Joachim Ritter in seinem nach wie vor grundlegenden Aufsatz *Landschaft. Zur Funktion des Ästhetischen in der modernen Gesellschaft* (1963) festgestellt, in dem er auch „Landschaft“ definiert als „Natur, die im Anblick für einen fühlenden und empfindenden Betrachter ästhetisch gegenwärtig ist“.

Als Thema der Dichtung ist Landschaft in der deutschsprachigen Literatur seit dem Barock, vor allem aber der Aufklärung – man denke nur an Klopstocks Ode *Der Zürichsee* (1750) – geläufig. Rudolf Borchardts bekannte Anthologie *Der Deutsche in der Landschaft* (1927) kann als ein erstes Résumé zum Thema gelten. Und bis heute ist dieses, unter zum Teil veränderten Auspizien, im literarischen wie im literaturwissenschaftlichen Diskurs präsent; so veröffentlichte, um nur zwei Titel zu nennen, Friedmar Apel 1998 seine literarhistorische Untersuchung *Deutscher Geist und deutsche Landschaft. Eine Topographie*, und gerade unlängst erschien David Blackburns monumentale kulturhistorische Studie *The Conquest of Nature. Water, Landscape, and the Making of Modern Germany* (2006, dt. 2007). Nicht zuletzt wird derzeit von einer internationalen Forschungsgruppe *Ein literarischer Atlas Europas* erarbeitet (www.literaturatlas.eu). Landschaft allerorten, könnte man also kalauern und sich fragen, ob es denn da noch terras incognitas gibt, regional wie auch von der Betrachtungsweise her.

Den Beweis für die Existenz der einen wie der anderen tritt nun Brita Steinwendtner mit ihrer Essaysammlung *Jeder Ort hat seinen Traum* an, über *Dichterlandschaften*, wie der präzisierende Untertitel lautet. Der schön und auch mit Photos ausgestattete Band enthält zwölf Essays über dreizehn, meist österreichische Schriftstellerinnen und Schriftsteller und eine für sie wichtige Landschaft, nicht wenige davon übrigens in der italienischen Heimat Petrarcas gelegen: Bruce Chatwin auf dem Peloponnes, Paul Wühr am Trasimenischen See, Hartmut Lange (ebenfalls) in Umbrien, Veit Heinichen in Triest, Ingeborg Bachmann und Johannes Urzidil in Rom, Ilse Aichinger in Wien, Peter Turrini im Weinviertel, Barbara Frischmuth im Ausseerland, Christoph Ransmayr im Salzkammergut, Raoul Schrott im Gurgltal, Wolfgang Hildesheimer im Puschlav und Peter Handke in den „Wälder[n] von Versailles“ (S. 249).

Steinwendtner hat alle diese Landschaften, die bei ihr auch Stadtlandschaften sein können wie Rom und Triest, bereist und ist den Spuren nachgegangen, die sie im Werk der Schriftsteller hinterlassen haben, und auch denen, die von diesen vor Ort (noch) zu finden sind. Wenn sie noch lebten, hat sie die Autoren besucht, und sie schildert diese Begegnungen in ihren Essays ebenso plastisch und lebendig wie die Landschaften, in denen diese Begegnungen stattfanden. So vermittelt sie ein eindringliches und nicht selten poetisches Bild von beiden und macht auch die Faszination nachvollziehbar, die die jeweilige Landschaft auf ‚ihren‘ Schriftsteller ausübt(e) und sie ihm folglich, mit Ritter zu sprechen, „ästhetisch gegenwärtig“ macht(e).

Die Texte des Bandes sind Essays im besten Sinne, sie nähern sich ihrem ‚Gegenstand‘

aus durchaus subjektiver Sicht. Steinwendtner beschreibt nicht nur die Schriftsteller und Landschaften, sondern auch ihren eigenen Zugang resp. Weg zu beiden, und sie reflektiert zudem immer wieder ihr eigenes Schreiben darüber, wenn es etwa heißt: „Wir sind da, um Wolfgang Hildesheimer nach-zu-denken“ (S. 229). Die Autorin ist aber nicht ‚nur‘ Schriftstellerin, sondern auch Literaturwissenschaftlerin, eine poeta docta mithin, was man – und das ist als Lob gemeint – nicht nur an den Fußnoten erkennt, mit denen sie Zitate nachweist. Der Leser merkt rasch, dass die Autorin faktensicher ist und er sich darauf verlassen kann.

Schon Theodor W. Adorno beklagt freilich in *Der Essay als Form* (1958), dass dieser „in Deutschland als Mischform verrufen“ sei und „unter den Allotria“ rangiere. Und dieses Vorurteil mag es dem Band beim wissenschaftlichen wie beim breiten Lesepublikum schwer machen, das Wissenschaft und Literatur als Genres gern geschieden weiß. Wer aber solcherart in Schubladen denkt, begibt sich einer interessanten und anregenden Lektüre, die auch wichtige neue Perspektiven auf das Thema ‚Literatur und Landschaft‘ eröffnet.

In ihrem brillanten Doppelporträt – dem einzigen des Bandes – Bachmanns und Urzidils in Rom schreibt die Autorin, gleichsam als Forderung an sich selbst: „Jeden Tag ein Stück näher kommen jenen, die ich suche“ (S. 88). Steinwendtner ist den dreizehn Schriftstellerinnen und Schriftstellern und ihren Landschaften sehr nahe gekommen, und der Leser kann es ihr, dank ihrer Schreibkunst, nachtun.

Klaus Johann (Münster)

MIRJAM TRIENDL-ZADOFF: Nächstes Jahr in Marienbad. Gegenwelten jüdischer Kulturen der Moderne. Göttingen: Vandenhoeck&Ruprecht, 2007, ISBN 9783525569955, 246 S.

Der von Mirjam Triendl-Zadoff im Vandenhoeck&Ruprecht Verlag vorgelegte Band *Nächstes Jahr in Marienbad* mag Großbuchhändlern als typisches Nischenprodukt erscheinen. Man wird es daher weder in den Fachbuchregalen noch in den Auslagen finden. Welches Fachpublikum sollte hier auch angesprochen werden? Tatsächlich bedient das Buch weit mehr als nur eine Nische im Spektrum wissenschaftlicher Publikationsreihen und kann ohne Übertreibung als publizistisches Bravourstück en miniature bezeichnet werden. Die Verfasserin widmet sich einem Thema, dessen vielfältige Dimensionen bisher kaum erforscht, ja nicht einmal entdeckt zu sein scheinen: Sie begibt sich auf eine historische Reise in die böhmischen Bäder Marienbad, Karlsbad, Fanzensbad, um das jüdische Milieu dieser einst blühenden Kurorte zu untersuchen. Herausgekommen ist dabei eine kultur- bzw. sozialhistorische Studie von großer Tragweite und erstaunlicher Detailfülle. Und obendrein: ein hervorragend recherchiertes und glänzend geschriebenes Buch.

In insgesamt vier Kapiteln beschreibt Triendl-Zadoff diesen vergessenen Kulturraum jüdischer Lebenswelten vom status nascendi Ende des 19. Jahrhunderts bis kurz vor der Zerstörung durch die Shoah. So wird zunächst das Kurbad einerseits als Ort medizinischer

Heilsversprechen und andererseits als Imaginationsraum bürgerlicher Repräsentation und Ästhetik vorgestellt. Die aus Sicht jüdischer Kurgäste beschriebene Perspektive wird im zweiten Abschnitt differenzierend weitergeführt, indem die Relationen unterschiedlicher jüdischer Kulturen bzw. Mentalitäten – kurz: einer heterogenen Gemeinschaft aus Orthodoxen, Chassidim, Liberalen, Zionisten und Assimilanten – vor Ort näher in den Blick gerückt werden. Der dritte Abschnitt legt den Akzent auf die Stellung der jüdischen Gemeinden dieser Kurorte unter den Bedingungen deutsch-tschechischer Nationalitätenkonflikte. Im letzten Abschnitt wird schließlich der Wandel des jüdischen Kurortes vom „geschützten Raum“ der Vorkriegsjahre bis hin zum „Treffpunkt selbstbewusster jüdischer Kulturen“ (S.17) verfolgt.

Triendl Zadoff zieht diese Entwicklungslinie sehr kenntnisreich und ohne zu vereinfachen von der Jahrhundertwende bis in die 1930er Jahre. Anhand zahlreicher Beispiele kann sie den Charakter der Kurorte, die sich während der Saison in multiethnische, nicht zuletzt jüdische Begegnungsstätten (mit einer eigens auf die Bedürfnisse jüdischer Gäste abgestimmten Versorgungs- und Dienstleistungs-Infrastruktur) verwandelten, als „geschützte Räume“ einer gesellschaftlich utopischen Imagination veranschaulichen. Angeführt werden dazu die exemplarischen Erfahrungen eines Karl Marx, Theodor Herzl, Franz Kafka, Scholem Aljechem, Yosef Agnon, aber auch weniger bekannter Zeugen. Der Ruf Marienbads, Karlsbads und Franzensbads als temporäre Stätten einer „imagined community auf supranationalem Territorium“ (S. 87) gab schließlich auch den Ausschlag dafür, dass hier von 1920-1924 eine Reihe bedeutender internationaler Zusammenkünfte – u.a. der XII und XIII zionistische Weltkongress, die zionistische Jahreskonferenz, die I. und II. Jüdische Welthilfskonferenz – abgehalten wurden. Anders als in den Metropolen konnte hier in der intimen Öffentlichkeit des Kurbezirks ein neues Bild zionistischer Jugendkultur inszeniert werden; nirgends ließ sich die Symbolik des Heils mit der Präsenz von Körperlichkeit besser verbinden als in der Atmosphäre der Bäder. Andererseits war der „geschützte Raum“ der Kurbäder eine Illusion, tröstend für die einen, verhängnisvoll für die anderen – wie 1933 der Mord an Theodor Lessing in Marienbad auf tragische Weise zeigte (S. 200ff.).

Das Buch zeichnet die Vexierbilder vom ‚jüdischen (Kur)Ort‘ in ihrer ambivalenten Fülle nach. Vor diesem Hintergrund ist auch die im 4. Kapitel vorgestellte *Landkarte von Jutopia* (Abb. auf S. 175), entworfen 1939 von A. Isr. Gutfeld, ein letztes beredtes Zeugnis jener jüdischen ‚mental map‘, deren reale und utopische Koordinaten am Vorabend der Schoah noch dicht beieinanderlagen, bevor sie endgültig zum Verlöschen gebracht wurden.

Mirjam Triendl-Zadoff hat eine beeindruckende Arbeit vorgelegt, die zu weiteren – interdisziplinären – Diskussionen einlädt. Eine ultimative Empfehlung für Germanisten und Bohemisten!

Ekkehard W. Haring (Wien)

CHRISTOPH VON UNGERN-STERNBERG: Willy Haas 1891-1973. „Ein grosser Regisseur der Literatur“. München: edition text + kritik, 2007, ISBN 978-3-88377-858-7, 328 S.

Willy Haas, geboren 1891 in Prag, gestorben 1973 in Hamburg, gehört gewiss zu den wichtigen und interessanten Persönlichkeiten, die aus den Prager literarischen Kreisen um die vorletzte Jahrhundertwende hervorgegangen sind. Dennoch hat sich die Forschung, mit Ausnahme einiger Monographien (vor allem der von Pascale Avenel, Luisa Valentini und, ebenfalls 2007 erschienen, Christina Prüver) und Aufsätze, bis vor kurzem kaum mit ihm befasst, und auch aus der Öffentlichkeit ist sein Name weitgehend in die Vergessenheit entschwunden.

Dafür mag es mehrere Gründe geben, so ist z. B. Haas' Bedeutung als literarischer Mittler und Organisator für die Nachgeborenen wenig greifbar und allenfalls aus zweiter Hand manifest; dies ist bei anderen Gestalten der Literaturgeschichte wie etwa Hans Werner Richter oder Karl Schwedhelm ähnlich. Auch gibt es, abgesehen vielleicht von seiner Autobiographie *Die literarische Welt* (1957), recht eigentlich kein literarisches Hauptwerk, mit dem sich die Wissenschaft beschäftigen und das ihn im Gedächtnis der Leser lebendig halten könnte – dagegen gibt es etliche kulturhistorische Studien und Essay sowie unzählige Zeitungsartikel, die freilich verstreut publiziert und zum Teil nur schwer zugänglich sind; auch hier mag man an vergleichbare ‚Fälle‘ aus der Literaturgeschichte denken, etwa an Victor Auburtin oder Joseph Wechsberg.

Christoph von Ungern-Sternberg hat sich nun der Mühe unterzogen und all dies zusammengetragen, gesichtet und ausgewertet. Er ist den Lebenswegen Haas' nachgereist, hat ihm nachgespürt und die Stationen und Episoden nachgezeichnet, von Prag, wo Haas als Sohn eines deutschjüdischen Anwalts geboren wurde, 1920 weiter ins Berlin der ‚Goldenen Zwanziger‘, nach der Machtübernahme durch die Nazis 1933 ins Exil in die Geburtsstadt Prag zurück, von dort im Juni 1939, schon nach der Besetzung Prags durch Nazideutschland, über Triest ins spätkoloniale Indien und schließlich 1947 über London ins Hamburg der frühen Bundesrepublik.

Es ist von Ungern-Sternberg dabei nichts weniger gelungen als ein Grundlagenwerk für die künftige Haas-Forschung. Faktengesättigt und minutiös beschreibt er das Leben Haas', die Fußnoten und die Bibliographie im Anhang belegen, wie exakt er dabei gearbeitet hat. Doch er wird nie ausschweifend und wahrt die Disziplin, ganz im Sinne der Lesbarkeit der Arbeit, die nicht nur für eine Dissertation ganz erstaunlich ausgezeichnet ist. Man würde sich für jeden Autor einen Biographen wünschen, der wie von Ungern-Sternberg Wissenschaftlichkeit und die Fähigkeit zum Schreiben verbindet. Als kleines Monitum im Hinblick auf etwaige Neuauflagen sei freilich das Fehlen eines Personenregisters bedauert.

Liest man von Ungern-Sternbergs Biographie, so fällt einem vor allem auf, in wie vielen Zusammenhängen und Netzwerken Haas eingebunden war und sich bewegt hat, wen er alles gekannt hat, nicht nur im berühmten und (in seiner Beschaffenheit) vieldiskutierten ‚Prager Kreis‘, sondern auch in den Berliner Literatenzirkeln der Weimarer Republik; in

Bombay (heute Mumbai) war er als Filmautor am Aufbau der Filmstudios beteiligt und kann füglich als einer der Begründer Bollywoods betrachtet werden, und in der neugegründeten Bundesrepublik Deutschland bemühte er sich mit Erfolg um den Wiederaufbau eines niveauvollen Feuilletons. Jeder dieser Lebensabschnitte (und die darin entstandenen Werke) birgt noch reichlich Stoff für weitere Forschungen, und von Ungern-Sternberg zeigt deutlich, dass Haas für Kulturwissenschaftler verschiedener Provenienz (Literatur-, Zeitungs-, Filmhistoriker etc.) von großem Interesse ist und die Beschäftigung lohnt.

Die Grundlage dafür ist mit von Ungern-Sternbergs Biographie gelegt – und Lust, Haas zu lesen, macht sie auch.

Klaus Johann (Münster)

Neue Publikationen zum Kafka-Jubiläumjahr (Sammelrezension)

- BINDER, Hartmut (2007): Mit Kafka in den Süden. Eine historische Bilderreise in die Schweiz und zu den oberitalienischen Seen. Prag: Vitalis, ISBN 978-3-89919-058-8, 418 S.
- BINDER, Hartmut (2008): Kafkas Welt. Eine Lebenschronik in Bildern. Reinbek: Rowohlt, ISBN 978-3-498-00643-3, 687 S.
- JAGOW, Bettina von/JAHRAUS, Oliver (Hrsg.) (2008): Kafka-Handbuch. Göttingen Vandenhoeck & Ruprecht, ISBN 978-3-525-20852-6, 576 S.
- KOCH, Hans Gerd (2008): Kafka in Berlin. Eine historische Stadtreise. Berlin: Wagenbach, ISBN 978-3-8031-1252-1, 136 S.
- PRINZ, Alois (2007): Auf der Schwelle zum Glück. Die Lebensgeschichte des Franz Kafka. Frankfurt am Main: Suhrkamp, ISBN 978-3-518-45894-5, 392 S.
- SALFELLNER, Harald (2007): Franz Kafka und Prag. Prag: Vitalis, ISBN 978-3-89919-077-9, 336 S.
- SELG, Peter (2007): Rainer Maria Rilke und Franz Kafka. Lebensweg und Krankheitsschicksal im 20. Jahrhundert. Dornach: Pforte, ISBN 978-3-85636-175-4, 292 S.
- STACH, Reiner (2008): Kafka. Die Jahre der Erkenntnis. Frankfurt am Main: S. Fischer, ISBN 978-3-10-075119-5, 729 S.
- WITTE, Bernd (2007): Jüdische Tradition und literarische Moderne. Heine – Buber – Kafka – Benjamin. München: Carl Hanser, ISBN 978-3-446-20845-2, 271 S. (S.141-204).

„Die Schrift ist unveränderlich, und die Meinungen sind oft nur ein Ausdruck der Verzweiflung darüber“ – eine vielzitierte Sentenz aus der Feder eines Autors, dessen Schriftzüge selbst inzwischen den Rang des Kanonischen eingenommen haben. Über die Verzweiflung der Interpreten ist seither viel geschrieben worden; Michael Müller konstatierte bereits 1994 „rund 11000 Experten-Meinungen, die sich den Anspruch der Kompetenz streitig machen“: Zwar habe sich dabei die Kenntnis über Kafka (Geburt, Augenfarbe, Geschlechtsreife, Gewicht, Krankheit und Tod) vermehrt, „aber dem Kern seines Werkes sind wir dadurch nicht unbedingt näher gekommen“ (MÜLLER 1994: 8). Susan Sontag unterlegte dies schon 1966 in ihrem Essay *Against Interpretation* mit

suggestiver Anschaulichkeit, indem sie behauptete, der Prager Autor sei mittlerweile zum Opfer einer Massenvergewaltigung durch eine Armee von Interpreten geworden. Mit selbstironischen Verweisen und Texten wie *Everyone's Darling* (Franz R. Kempf) oder *Kafka und kein Ende* (Hans Mayer) wurde schließlich – tonangebend in der Philologie moderner Dichtung – der Sekundärliteratur ein neues Genre, eine Tertiärliteratur zur Seite gestellt, deren kritisch-hermeneutische Reflexionen buchstäblich auf die neuere Rezeption zurückstrahlen mussten. Für die Interpreten ist es heute längst zur rhetorischen Usance geworden, „die Vergeblichkeit aller Kafka-Deutungen zu beschwören, um dann doch eine weitere vorzubringen“ (ANZ 2000).

In dieser Spannung zwischen Erkenntnisdrang und -verweigerung liegt ein durchaus produktionssträchtiges Potential für Deutung und Forschung. Angesichts der Fülle an Kafka-Literatur, die längst die Kapazitäten germanistischer Fachbibliotheken sprengt, sollte freilich nicht bloß der Mangel an verbindlichen ‚Offenbarungen‘ festgehalten werden, denn unter den Publikationen der letzten Jahre findet sich zweifellos viel Nützliches, Erhellendes, ja Unverzichtbares. Ambitionierte Arbeiten zu Werk und Autor, die auch an den zahlreichen Bruchstellen des Mythos Kafka nicht vorbeisehen, geben ebenso innovative Impulse wie jene Studien, die neue Zusammenhänge aus kulturwissenschaftlicher- und historischer Perspektive erhellen: Kafka ist eine für interdisziplinäre Studien stets faszinierende Gestalt, die in vielen Kontexten beachtlich leuchtende Facetten zeigt. Die hier lauenden Gefahren mögen gleichermaßen als Chancen begriffen werden. So gesehen hat die Kafka-Forschung eine längst eigendynamische Entwicklung genommen, die auch für die Hochschulgermanistik prekäre Herausforderungen bereithält – nicht zuletzt, indem sie deren Wahrnehmungshorizont neue Territorien und Perspektiven erschließt.

Allerdings haben sich die Rezeptionsbedingungen in den vergangenen 30 Jahren auch gravierend verändert. Das inzwischen fast vollständige Vorliegen einer Kritischen Werkausgabe (KKA) einschließlich Nachlass, Tagebüchern, Briefen und amtlichen Schriften sowie die editorischen Bemühungen um eine authentische Wiedergabe der Handschriften und Typoskripte in diversen Faksimile-Ausgaben (hier v.a. die FKA) stellen die Forschung auf eine philologisch grundsätzlich fundiertere Basis, und grenzen somit die oft strapazierten spekulativen Zugänge stärker ein, als es vorher der Fall war. Neue Quellen werden zukünftig – aller Wahrscheinlichkeit nach – kaum mehr zu erschließen sein, so dass der vorliegende Bestand, dokumentiert durch die KKA, für die Forschungen des kommenden Jahrzehnts verbindlich sein wird.

Unter diesen Bedingungen und der nach wie vor großen Aufmerksamkeit, die dem Prager Autor allgemein entgegengebracht wird, durfte man in publizistischer Hinsicht an das Kafka-Jubiläumsjahr 2008 einige Erwartungen knüpfen. Die hier vorgestellte Buch-Auswahl stellt nicht den Anspruch einer Bilanz; sie möchte unter der Vielzahl neuerer Veröffentlichungen lediglich einige Arbeiten vorstellen, deren Lektüre für die weitere Auseinandersetzung mit Werk und Autor positive Impulse geben könnten.

Nach dem vielbeachteten ersten Band seiner Kafka-Großbiografie hat **Reiner Stach** nun mit *Die Jahre der Erkenntnis* den Folgeband nachgelegt. Opolent wie sein Vorgänger

werden hier auf 730 Seiten die letzten Lebensjahre des Prager Dichters beschrieben. Stach hat wie schon in *Die Jahre der Entscheidung* (2002) einen sehr dichten Text vorgelegt, dessen Informationsreichtum, Detailfülle und Präzision durch flüssiges ‚Erzählen‘ leserfreundlich aufbereitet sind und somit nicht nur Experten ansprechen. Die aus biografischer Sicht zentralen Kapitel, z.B. *Zivilist Kafka: Die Arbeit des Krieges* oder *Der Palästinenser*, machen deutlich, wie eng die Lebensgeschichte – auf unterschiedlichsten Ebenen – mit der äußeren Geschichte bzw. politischen und kulturellen Ereignissen verknüpft ist. Hinsichtlich Kafkas Schreiben verdient das Kapitel *Der private Mythos: Das Schloss* besondere Beachtung. Stach illustriert darin eine für sein Kafka-Bild insgesamt sehr wichtige Hypothese – nämlich, dass der Autor weder eindeutig die Außenwelt noch die Innenwelt abbilde, sondern einen „Privaten Mythos“: Während dieser Mythos in seiner Struktur v.a. psychische Gesetzmäßigkeiten spiegelt, adaptiert er in seinen Bildern vornehmlich die Außenwelt. Stach legt nahe, dass der Begriff „Mythos“ hier durchaus buchstäblich aufgefasst werden kann.

Die letzten zwei Lebensjahre Kafkas werden in einer Ausführlichkeit geschildert, wie sie bislang in keiner Biografie zu finden ist. Erstmals wurden hierzu auch unveröffentlichte familieninterne Korrespondenzen ausgewertet. Im Vergleich zu *Die Jahre der Entscheidung* bietet der zweite Band weniger Reflexion als Deskription. Entsprechend ist auch der Anmerkungsteil um das Doppelte angewachsen. Da im neuen Band offensichtlich weit mehr Informationen über äußere Ereignisse zu verarbeiten waren, erscheint es als lässlicher Verzicht, wenn mancher exkursive Hinweis nur im Fußnotenteil Platz hat. Der hohe Anspruch, den der Biograf Reiner Stach sich selbst (und anderen Biografen) mit dem ersten Band gesetzt hat, kann jedenfalls im Fortsetzungsband eingelöst werden und verpflichtet damit seine Leser auf einen weiteren faszinierenden Abschnitt der Kafka-Biografie.

Auskünfte in ähnlicher Dichte und Komplexität gibt auch **Hartmut Binders** Jubiläumsband *Kafkas Welt. Eine Lebenschronik in Bildern*. Binder, der sich seit Jahrzehnten um die Erforschung schwer zugänglicher Quellen verdient gemacht hat, versucht die Welt des Prager Autors in kommentierten Bildern wiederaufleben zu lassen. Das Verfahren ist bereits von Klaus Wagenbach mit nachhaltigem Erfolg (Wagenbachs Bildband *Franz Kafka. Bilder aus seinem Leben* erscheint in diesem Jahr in erweiterter Wiederauflage) erprobt worden. Auch an kenntnisreichen Darstellungen der kafkaschen Lebenswelt – insbesondere aus der Hand Binders selbst – fehlte es in den letzten Jahren nicht. Womit sich für Leser die Frage nach dem speziellen Beitrag der *Lebenschronik* ergibt. Ein Vorzug des umfangreichen Bandes liegt zweifellos in der Akribie seiner Recherchen. Binder ist mit seinen Forschungen auf einem Wissens-Plateau angelangt, das keine Allgemeinplätze anstrebt, jedes Detail seines bildreich arrangierten Kafka-Kosmos, mag es auch noch so weit hergeholt erscheinen, stellt einen erkenntnistragenden Bezugspunkt zu Leben und Werk des Dichters dar. Der interessierte Leser erfährt so z.B. Näheres über die Prager Weinstube *Eldorado* in der Obstgasse, erhält detailliert Einblick in den Ortsplan und sämtliche Gehöfte von Zürau, und sogar Portraits von Arbeitskollegen und Kurgästen, Aufnahmen von nahezu allen Bekannten, denen Kafka begegnete (!), sind abgebildet. Ausführliche Kommentare begleiten die Fotos. Eine solchermaßen „rückhaltlose Versenkung in die Lebensumstände“ eines Schriftstellers

mag „etwas tief Zwiespältiges“ haben und immer auch seine Kritiker auf den Plan rufen (STEINFELD 2008: 11). Dass die Liebe zum Detail und zur Genauigkeit nicht immer vor Ungenauigkeiten versichert, ist bei der Vielfalt des dokumentierten Materials nicht zu vermeiden: So war Grete Obernik 1915 nicht die Leiterin eines zionistisch organisierten ostjüdischen Kindergartens (der wurde erst 1918 gegründet) und den zitierten Brod-Aufsatz *Die Ostjuden in Prag* sucht man vergebens im *Prager Tagblatt* vom 8.8.1915 (BINDER 2008: 498). Zweifellos liegt der Gewinn des Bandes in der einmaligen Aufbereitung von seltenem Informations- und Bildmaterial. In diesem Sinne ist Binders *Kafkas Welt* eigentlich ein Katalog, der Einblicke gestattet in das exklusive Reich des Sammlers. Man blättert und ist erstaunt über die detektivische Beharrlichkeit solchen Bemühens, welche gleichsam Bedeutendes wie Unbedeutendes bis in die mikroskopischen Tiefenstrukturen verfolgt: für Laien, die einen Zugang zur Welt Kafkas suchen, eine klare Überforderung, für Kafka-Kenner eine Fundgrube von unschätzbarem Wert – leider ohne angehängten Namenregister.

Das sowohl an Gewicht wie auch an Umfang imposante Buch steht in einer Reihe mit Binders Bildband *Mit Kafka in den Süden*. Das prächtig, teils bunt illustrierte Werk über Kafkas Reisen in die Schweiz und zu den oberitalienischen Seen darf in der gegenwärtigen Editionspraxis wohl als außergewöhnlicher Glücksfall bezeichnet werden. Sowohl Text als auch Bilder zeichnen hier eindrucksvoll die Stationen des Reisenden Franz Kafka nach. Das Resultat ist eine komplexe kulturgeschichtliche Spurensuche, die trotz vielfältigster Details und zahlreicher Schauplätze für den Leser kohärent bleibt. Binder erklärt im Vorwort sein Programm „imaginativer Vergegenwärtigung“: Durch möglichst minutiöse „Bildfolgen, die das überlieferte Geschehen [...] aus der Perspektive des Erlebenden zeigen sollen“ (sh. Vorwort BINDER 2007), lässt der Verfasser gewissermaßen Kafkas Welt neu auferstehen – hier übrigens weitaus geschlossener als in der oben beschriebenen *Lebenschronik* von 2008. Für die Dokumentation seiner Reisebiografie konnte Binder u.a. auf bisher unbekannt veröffentlichten des Reisebegleiters Max Brod zurückgreifen. Weniger ertragreich an Bildern und Dokumenten scheint dabei der einwöchige Sanatorien-Aufenthalt des Dichters in Erlenbach zu sein, vergleicht man etwa mit den minutiös aufgearbeiteten neuneinhalb Stunden, die Kafka und Brod im August 1911 in Zürich verbrachten. Davon abgesehen bietet der Band eine nahezu lückenlose Dokumentation der Reisen.

Mit Kafka in den Süden erscheint im Verlag Vitalis, der sich seit geraumer Zeit sehr verdienstvoll der Prager Literatur widmet. Zu erwähnen ist in diesem Zusammenhang auch **Harald Salfellners** Buch *Franz Kafka und Prag*, das in einer stark erweiterten Neuauflage als Taschenbuch erschienen ist und auf Grund seiner ortskundigen Recherchen sowie zahlreicher historischer Abbildungen zum Grundbestand eines jeden Kafka-Handapparats gehören sollte.

Ebenso hilfreich für die Erschließung lokaler Schauplätze und Lebensstationen ist **Hans Gerd Kochs** *Kafka in Berlin*. Der Herausgeber der Kritischen Briefausgabe erweist sich hier nicht nur als profunder Kenner der Kafkaschen Lebenszeugnisse, sondern auch als genauer Beobachter, der die Projektionen des Schriftstellers an den realen Bildern der Metropole, insbesondere in den 20er Jahren, spiegelt. Das reich illustrierte Buch beschreitet damit ein Desiderat, das in der Forschung bislang kaum Beachtung fand.

Wer einen weniger prononcierten Zugang zur Welt Kafkas sucht, findet bereits bei **Alois Prinz' *Auf der Schwelle zum Glück. Die Lebensgeschichte des Franz Kafka*** eine solide Zusammenfassung. Das Taschenbuch bietet eine knappe, aber flüssig geschriebene Einführung in die Vita des Dichters. Ausgehend vom Jahr 1910 werden Lebenssituation und Werdegang Kafkas sehr anschaulich beschrieben und dem Leser ohne plakative Hinweise auf die Lebensproblematik nahe gebracht. Das Buch eignet sich durchaus für Einführungskurse in Schule und Studium, sollte aber weiterführend durch vertiefende Diskussionen und Lektüren ergänzt werden.

Mit ihrem jüngst erschienenen ***Kafka-Handbuch*** legen die Herausgeber **Bettina von Jagow** und **Oliver Jahraus** einen ebenso umfangreichen wie ambitionierten Fachbeitrag vor. Der Titel *Handbuch* ist allerdings irreführend, denn eigentlich handelt es sich um eine Sammlung von Aufsätzen, geordnet nach Themenstellungen. Unter den Kapiteln „Franz Kafka. Der Mensch zwischen Leben und Werk“, „Werküberblick“, „Deutungsperspektiven“ und „Einzelinterpretationen“ finden sich Beiträge von überwiegend hohem Forschungsniveau versammelt. Hervorzuheben sind hier – stellvertretend – Darstellungen von Andreas B. Kilcher (*Kafka und das Judentum*, S. 194-211), Scott Spector (*Kafka und die literarische Moderne*, S. 181-193) bzw. Oliver Jahraus (*Kafka und die Literaturtheorie*, S. 304-316), die für den Leser gleichsam informative wie instruktive Texte vorlegten. Insgesamt kann die Auswahl an Aufsätzen freilich nur herausgelöste Segmente des Forschungsgegenstandes ‚Kafka‘ widerspiegeln. Überdies wird der Anspruch objektiver Darstellung im Überblicksteil immer wieder gebrochen durch eingeflochtene (subjektive) Deutungen. So betont z.B. Hans Dieter Zimmermann in einem Beitrag (*Kafka und seine Geschwister*, S. 45-60) beharrlich die „toten Brüder“ als Ursache „für das eigenartige Verhalten, die eigenartige Sicht der Welt durch Franz Kafka“ (JAGOW/JAHRAUS 2008: 47). Psychologische Mutmaßungen, wie sie ähnlich generalisierend schon Binder in seinem Handbuch von 1979 anstellte, entbehren leider ihrer wissenschaftlichen Haltbarkeit und lassen sich bestenfalls als ‚essayistisch‘ bezeichnen. Auch einige der im 2. und 3. Abschnitt vorgelegten *Deutungsperspektiven* und *Einzelinterpretationen* bleiben hinter den Erwartungen zurück und geben längst nicht das gesamte Spektrum an Deutungen wieder. Mit Blick auf diese Abweichungen wäre ein weniger anspruchsvoller Buch-Titel wahrscheinlich zielführender. Empfehlenswert ist das ***Handbuch*** daher in erster Linie als aktueller Querschnitt durch die Vielfalt profilierter und noch zu profilierender Kafka-Forschungen.

Bernd Witte hat mit seiner Publikation ***Jüdische Tradition und literarische Moderne. Heine – Buber – Kafka – Benjamin*** thematisch keineswegs Neuland beschritten. Dennoch gelingt es ihm, einige beachtliche Akzente zu setzen. Was für das Buch zunächst einnimmt, ist der namentliche Verweischarakter des Titels auf vier sehr unterschiedliche Exponenten. Witte stellt die moderne deutsch-jüdische Literatur in eine Tradition des jüdischen Sprachdualismus von Schriftlichkeit und Mündlichkeit. Ausgehend von Kafkas Modell einer „kleine[n] Literatur“ (WITTE 2007: 147ff.) werden die Versuche des Prager Autors, sich ein „reines Ich“ zu erschreiben, am Beispiel von Erzählungen, Briefen und Romanen geschildert. Vielleicht hätte Witte, um die Brisanz des von ihm fokussierten Bezugsrahmens – Oralität und/oder

Literalität – zu unterstreichen, aber noch einen Schritt weiter gehen und die Debatten um das sogenannte ‚Mauscheln‘ mit in seine Überlegungen einbeziehen können. Warum er dieses für Kafka nachweislich so wichtige Thema auslöst, ist angesichts der gedanklichen Engführung seiner Untersuchung auf Sprachliches eigentlich erstaunlich. Gelungen ist Witte indes eine konzentrierte Arbeit, die zahlreiche Verknüpfungen und Bezüge zum soziokulturellen Umfeld Kafkas herstellt und – im Rahmen des Gesamtkonzepts seines Buches – die Wege einer zwischen Tradition und Aufbruch schwankenden Identitätssuche nachzeichnet.

Eine bemerkenswerte Sicht auf die Krankengeschichte Kafkas verspricht **Peter Selgs** im Pforte Verlag erschienene Publikation **Rainer Maria Rilke und Franz Kafka. Lebensweg und Lebensschicksal im 20. Jahrhundert**. Ausgehend von den ähnlich geprägten Ausrichtungen beider Dichter auf eine „nahezu absolute Künstlerschaft“ werden die jeweiligen Krankheitserfahrungen im Kontext des lebens- bzw. werkgeschichtlichen Zusammenhangs, „im Sinne einer – aus Selbsterfahrungen und -zeugnissen gewonnenen medizinischen Anthropologie“ beschrieben (vgl. SELG 2007: 9, 11). Der (von Selg eingangs als Missing Link angedeutete) Bezug auf Rudolf Steiners Lehre mag hier zunächst wenig hilfreich erscheinen, doch schlägt die Studie ohnehin eine andere Richtung ein. Dargestellt werden Krankheitsverlauf und Begleitumstände, sowie persönliche und dichterische Reflexionen Kafkas bzw. Rilkes in einer Reihe von Textdokumenten. Im Fall Kafkas, konzentriert sich Selg auf den Tuberkulose-Patienten ab dem Jahr 1917, den Neurastheniker und dessen starken Zuspruch zur Naturheilbewegung in den vorangehenden Jahren übergeht die Untersuchung aus konzeptionellen Gründen. So ist das Ergebnis – zwei sehr kenntnisreiche, exemplarische Krankheits-Chroniken in einem Buch – wohl auch ein Beleg dafür, dass die vielschichtigen Affinitäten von Literatur und Krankheit in den aktuellen Diskussionen weiterer Aufarbeitung bedürfen.

Die hier vorgestellten Publikationen können nur streiflichtartig das Spektrum neuerer Forschungen andeuten, lassen aber das besondere Gewicht biografischer Studien deutlich hervortreten. Wie wirksam die Ergebnisse einer solchen Konzentration auch in die Interpretation und Werkanalyse einfließen, wird sich in den kommenden Jahren zeigen. Das Ende des Jubiläumjahres 2008 hält zumindest noch zwei editorische Großprojekte bereit, deren Nachhaltigkeit gesichert scheint: Im Dezember erscheinen Band 4 der von Hans Gerd Koch edierten **Kritischen Briefausgabe** (1918 – 1920), und das längst überfällige, von Manfred Engel / Bernd Auerchs herausgegebene **Kafka-Handbuch** der Metzlerreihe.

Ekkehard W. Haring (Wien)

Literatur:

ANZ, Thomas (2000): Rohrschach-Tests. Kafka und seine Interpreten. In: literaturkritik.de, Jg. 2, Nr. 5 (05.05. 2000).

MÜLLER, Michael (Hrsg.) (1994): Franz Kafka – Romane und Erzählungen (Vorwort). Stuttgart: Reclam jun., S. 7-10.

STEINFELD, Thomas (2008): Der Heilige und seine Hobbys. In: Süddeutsche Zeitung, 08.05. 2008.

URL: www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=3556&ausgabe=200005
[01.05.2008]

III

**AKTUELLE BERICHTE,
FORSCHUNGSPROJEKTE u.a.**

Mitteuropa. Kontakte und Kontroversen.

II. Kongress des Mitteleuropäischen Germanistenverbandes (MGV) in Olomouc, 13.-16.09.2007

Vom 13.-16. September fand unter der Schirmherrschaft von Frau Mgr. Dana Kuchtová, der Ministerin für Bildung, Jugend und Sport der Tschechischen Republik, und Frau Dr. Annette Schavan, der Ministerin für Bildung und Forschung der Bundesrepublik Deutschland, im Konvikt der Universität Olmütz unter dem Motto „Mitteleuropa. Kontakte und Kontroversen“ der zweite Kongress des Mitteleuropäischen Germanistenverbandes (MGV) statt, veranstaltet vom MGV, in Zusammenarbeit mit dem Germanistischen Institut der Universität Olmütz (Prof. Dr. Ingeborg Fiala-Fürst), dem Mitteleuropa-Institut der TU Dresden (Prof. Dr. Walter Schmitz) und dem Seminar für Deutsch als Fremdsprachenphilologie der Universität Heidelberg (Dr. Jürgen Joachimsthaler). Ermöglicht wurde der Kongress durch großzügige Unterstützung durch den Deutschen Akademischen Austauschdienst (DAAD), den Deutsch-Tschechischen Zukunftsfonds, den Stifterverband für die deutsche Wissenschaft und die Robert Bosch Stiftung. Den ca. 200 Teilnehmern aus Belgien, Bulgarien, Deutschland, Estland, Kroatien, Lettland, Litauen, Österreich, Polen, Rumänien, Russland, der Slowakei, Slowenien, der tschechischen Republik, der Ukraine und Ungarn (unter ihnen viele, teilweise von weither angereiste Student/innen, Doktorand/innen und Stipendiat/innen des MGV) wurde ein reichhaltiges Programm mit insgesamt einhundert Vorträgen in insgesamt 12 Sektionen und einigen Plenarveranstaltungen angeboten, die sich aus germanistischer Perspektive unterschiedlichen Aspekten des Mit- und Gegeneinanders in Mitteleuropa widmeten.

Am 13. September fand unter Leitung des Präsidenten des MGV (Prof. Dr. Walter Schmitz) die Eröffnung mit Grußworten der Schirmherrinnen, Begrüßungsworten der Vorort-Organisatoren (Prof. Dr. Ingeborg Fiala-Fürst für die Organisation und Prof. Dr. Jörg Krappmann für das gastgebende Germanistische Institut der Universität Olmütz) statt. In weit über einstündiger, mitreißender freier Rede führte dann Moritz Csáky (Wien) als Fest- und Eröffnungsredner in zentrale Aspekte des Themas „Mitteleuropa“ ein und bereitete damit viele der Diskussionen der folgenden Tage vor. Der anschließende feierliche Empfang bot den versammelten Teilnehmern erste Möglichkeiten zu persönlichem Austausch und direktem fachlichem Gespräch in (in diesem Umfang sonst noch immer seltener) interkultureller Konstellation.

Die folgenden Tage gehörten den Sektionen: Sektion 1 versuchte unter der Überschrift *Literaturen im Kontakt. Neue Lektüren* zentrale Texte Mitteleuropas neu zu lesen – das Spektrum der Themen reichte von „Landschaften der Mischung“ über die Betrachtung einzelner literarischer Regionen wie Galizien oder Ostpreußen und die Vorstellung neuerer interkultureller Literatur (etwa von in Deutschland lebenden polnischen Schriftstellern) bis zur Einbindung bereits klassischer Texte (etwa der *Todesfuge*) in bisher zu wenig bekannte interkulturelle Kontexte.

Sektion 2 war linguistisch angelegt und untersuchte *Phänomene der Interkulturalität* in sprachlichen Austauschprozessen. Behandelt wurden Wechselwirkungen zwischen der deutschen und der polnischen Sprache, zwischen der deutschen und der lettischen, der deutschen und der ungarischen, aber auch „Deutsch als Minderheitensprache“, Rumänisches Deutsch und Probleme des Übersetzens.

Sektion 3 fragte unter der Überschrift *Wissen im Kontakt* nach dem Austausch kulturell codierter Welt- und Kulturvorstellungen im Zeitalter der Nationen und Nationalismen. Das Themenspektrum reichte vom Einfluss der deutschen Philosophie des 19. Jahrhunderts auf die ungarische Lyrik über mitteleuropäische Fremdwahrnehmungen etwa in Reiseberichten bis hin zu Analysen zwischenkultureller wissenschaftlicher Diskurse in Vergangenheit und Gegenwart.

Sektion 4 widmete sich, dem Tagungsort angemessen, der Kultur und Literatur im deutsch-tschechischen Spannungsfeld und fokussierte einerseits auf den deutsch-tschechischen Nationalitätenkonflikt (etwa die nationalistische Instrumentalisierung Adalbert Stifters, Sudetendeutsche Grenzromane oder Schulkonflikte) und andererseits auf den jüngeren Kulturaustausch, wie er beispielsweise in den Texten in Deutschland lebender tschechischer Autoren sichtbar wird.

Thema der Sektion 5 war das *Literarische Mitteleuropa vor 1914*. Darin ging es um Mitteleuropa-Entwürfe *avant la lettre* (seit der Frühen Neuzeit), historische Spuren eines Miteinanders, das einst selbstverständlich schien und dann im Zeitalter der Nationalismen fast unterging. Das Themenspektrum umfasste mitteleuropäische Kalenderliteratur ebenso wie die mitteleuropäische Ibsen-Rezeption, neu entdeckte Quellen ebenso wie Fragen der deutsch-slawisch-ungarischen Wechselseitigkeit vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges, die Repräsentation mitteleuropäischer Vielfalt in Texten der deutschen Klassik (Schiller, Jean Paul) ebenso wie Fragen der durchaus heiklen Funktion des übernational angelegten Reichsgedankens im mitteleuropäischen Kontext.

Sektion 6 wandte sich den Kontroversen und Konflikten in Mitteleuropa zu. Hier wurden die im 19. Jahrhundert oft gegeneinander platzierten nationalen Mythen neben mentalitätsgeschichtlich relevanten Zeugnissen konfliktgeprägter wechselseitiger Wahrnehmung behandelt, Pressekriege zwischen den Nationen neben den Auseinandersetzungen um den Prager Frühling und seine Deutung in Mitteleuropa.

Sektion 7 stellte *Literarische Grenzgänger* vor, Schriftsteller, die sich nicht mit dem gegeneinander der Nationen abgefunden hatten, sondern über die Grenzen hinweg vermitteln und wirken wollten und oft auch gezielt literarische Traditionen verschiedener Länder und Kulturen synkretistisch versöhnend in ihr Werk einzubinden versuchten.

Sektion 8 und 9 widmeten sich dem Sprachvergleich – und dem Vergleich national unterschiedlicher Methoden der Sprachbeschreibung gerade in Hinsicht der Unterscheidung und Abgrenzung der Sprachen voneinander. In Sektion 8 erfolgte dies auf eher grundsätzlicher Ebene, teils in direkter konfrontativer Betrachtung einzelner Unterschiede zwischen jeweils zwei mitteleuropäischen Sprachen und teils in synthetisierenden Betrachtungen

der wechselseitigen Einflüsse mehrerer am selben Ort gesprochener Sprachen wie im multikulturellen Raum Transkarpatiens. Sektion 9 konkretisierte dies anhand einzelner spezifischer Textbeispiele vorrangig aus Publizistik und Literatur, z.B. dem Werk Franz Kafkas oder den Romanen Vladimir Kaminers.

In einer gesonderten Plenumssektion wurden die Probleme der germanistischen Didaktik vor und während des laufenden Bologna-Prozesses behandelt. Neben dem Rückblick auf wichtige fachhistorische Impulse wie der Gründung des Seminars für Deutsch als Fremdsprachenphilologie an der Universität Heidelberg wurden Überlegungen zu den Möglichkeiten einer Länder übergreifenden germanistischen Didaktik, einer mitteleuropäischen „Kontakt Didaktik“ vorgestellt, aber auch die aktuellen Probleme und Möglichkeiten des Deutschunterrichts etwa in Rumänien und Polen diskutiert.

Zwei weitere Sektionen widmeten sich der Vorstellung laufender wissenschaftlicher, didaktischer und publizistischer Projekte mit Bezug zum Thema „Mitteleuropa“. Deren Vorstellung bot den Teilnehmern die Möglichkeit, sich über ihre Arbeit auszutauschen und auf diese bezogene neue Kontakte zu knüpfen.

Abgerundet wurde der Kongress durch eine Dichterlesung des Chamisso-Preisträgers Vladimir Vertlieb, eine Präsentation des Prager Literaturhauses deutschsprachiger Autoren und ein klassisches Konzert im festlichen Rahmen der *Kaple Božího těla*.

Jürgen Joachimsthaler (Heidelberg)

Otakar Veselý (†) zu Ehren: die Tagung *Uferdasein* in Ústí nad Labem, 19.09.2007

Am 19. September 2007 veranstaltete der Lehrstuhl für Germanistik der Philosophischen Fakultät der Jan-Evangelista-Purkyně-Universität in Ústí nad Labem eine eintägige Tagung mit dem Namen *Uferdasein*. Sie widmete sich der tschechisch-deutschen Problematik auf dem Gebiet der Linguistik, der Literatur, der Kulturgeschichte sowie der Didaktik und war dem Begründer und langjährigen Leiter dieses Lehrstuhls, Herrn Doc. PhDr. Otakar Veselý, CSc., zugeeignet, der gerade seinen 75. Geburtstag feierte. Dass er Nachfolger in seinem professionellen Bemühen fand, konnten elf Referate bezeugen, die in der ersten Nummer der Aussiger Beiträge (1/2007), der neuen Schriftenreihe aus Forschung und Lehre des Lehrstuhls für Germanistik in Ústí nad Labem, abgedruckt worden sind.

Der Vortrag von **Peter Schmidt** stellte ein E-learning-Projekt des Lehrgangs *German for Academic Purposes* vor, das den künftigen ausländischen Stipendiaten, die nach Deutschland kommen wollen, den Spracherwerb wesentlich erleichtert. **Renata Cornejos** Beitrag *Alles nur böhmische Dörfer?* beschäftigte sich daraufhin mit dem Bild der Deutschen in den deutschsprachigen Werken tschechischer Autor/innen nach 1968 wie Ota Filip, Jiří Gruša, Libuše Moníková, Jaromír Konečný und Michael Stavarič. Sie alle „verließen häufig unter schwierigen Umständen ihre Heimat und mussten sich, wollten sie als Schriftsteller erfolgreich werden, einer neuen, für sie fremden Literatursprache in einem fremden Land bedienen“. Der Bohemist **Josef Peřina** berichtete in seinem auf Tschechisch verfassten Beitrag über die

Prager liberale Zeitschrift *Ost und West*, das deutsch-tschechische Zusammenleben im Prag der 1830er und 1840er Jahre sowie über den Einfluss, den dieses angesehene deutschsprachige Periodikum auf die tschechische Literatur und Kultur der Zeit ausübte. Der darauf folgende Beitrag von **Jan Kvapil** ging der Frage nach der *Ignatianische[n] Auffassung der Liebe Gottes in der Literatur der frühen Neuzeit* nach. Ein bisher kaum beachteter Faktor der Rekatholisierung in den böhmischen Ländern, die Liebe Gottes, wurde zum zentralen Thema der *Geistlichen Übungen* von Ignatius von Loyola und als solches auch seitens der Protestanten als ein Kompromissthema angenommen. Der Beitrag von **Mírek Němec** thematisierte daraufhin *Die Leiden und Freuden eines Sprachlehrers* aus Wien des ausgehenden 19. Jahrhunderts, Eduard Vencl. Anhand seiner Biografie wurden die politischen und nationalen Konflikte der Epoche sichtbar. Doch kam Němec zu der Schlussfolgerung, dass „die Schule nicht nur als ein Instrument in den Nationalitätenkämpfen missbraucht wurde, sondern durchaus auch einen Beitrag zur Überwindung der nationalen Gegensätze leisten konnte“. Der unterrichtspraktisch orientierte Beitrag von **Marie Maroušková** beschäftigte sich mit dem *Frühbeginn von DaF an tschechischen Schulen*. Im Zusammenhang mit dieser Problematik präsentierte Maroušková sechs Verbesserungsvorschläge, die die Wissenschaftler Peter Edelenbos und Angelika Kubanek-Germann 2004 für diese Zielgruppe entwickelt haben und zeigte, wie sie auch an tschechischen Grundschulen, und zwar in der dritten Klasse, angewendet werden könnten. **Filip Charváts** Beitrag verglich unter dem Aspekt des Ich-Zerfalls angesichts des Todes zwei Werke der Zwischenkriegszeit: Hermann Hesses *Steppenwolf* und Karel Čapeks *Obyčejný život*. Er kam zu dem Schluss, dass es in beiden Romanen darum geht, „die Selbst-Identität durch Integration verschiedener Stimmen und Existenzformen, in die das Ich dissoziiert ist, [...] herzustellen.“ **Jonathan Schüz** widmete seinen Beitrag der Problematik der *Topik und textuelle[n] Kommunikation*. Er leistete eine Definition der Topik, die insbesondere für die Literatur der Frühen Neuzeit relevant ist, klassifizierte Topoi und behandelte anschließend die Topik als Tiefenstruktur sozialen Erlebens, denn „die Natur der Topoi hat sich nicht geändert, letzten Endes dienen sie als Grundlage für Argumente, somit auch (aber nicht nur) für intentionale Kommunikation, für die Konstruktion von Sinn“. Der linguistische Beitrag von **Hana Bergerová** präsentierte einige *Überlegungen zur Phraseologismenvermittlung im DaF-Unterricht* sowie einen ausgefeilt herausgearbeiteten Didaktisierungsvorschlag anhand der Textsorte Filmankündigung. Insgesamt neun praktische Aufgaben mit authentischen Texten und erläuternden Kommentaren zeigten unmissverständlich, dass eine effiziente Vermittlung insbesondere der Redewendungen „von der Arbeit mit und an Texten nicht zu trennen ist“. Die Aufmerksamkeit von **Šárka Blažková Sršňová** galt den Ausdrucksmöglichkeiten der Höflichkeit im Fremdsprachenunterricht, aus theoretischer wie praktischer Sicht. Am Beispiel des Siezens und Duzens im Deutschen und Russischen präsentierte sie ihr Zentralthema *Höflichkeit in der interkulturellen Kommunikation* in einigen Thesen und schloss mit einem Ausblick auf die Höflichkeitskonzepte in einer globalisierten Welt. Das abschließende Wort bekam der Schriftsteller **Hans-Bernhard Zeidler**, ein ehemaliger Mitarbeiter des Lehrstuhls. Er berichtete von seiner siebenbändigen Saga *Ossi Ossizissimus*, in die u.a. seine Erlebnisse während seiner Tätigkeit in Ústí mit eingeflossen sind und würdigte noch einmal den Beitrag von Doc. Veselý für den Lehrstuhl.

Die ganze Tagung wurde, in Anwesenheit aller Mitarbeiter der Aussiger Germanistik, vieler prominenter Gäste sowie einiger Studenten, durch die Eröffnung der neuen Bibliothek des Lehrstuhls abgerundet. Sie entstand aus der Mediothek des Lehrstuhls und den Teilbibliotheken zur deutschen, österreichischen und schweizerischen Literatur. Sie bietet allen Interessenten die Nutzung einer umfangreichen Videothek, von CDs und CD-Roms, den Internetzugang und Empfang von deutschen Satellitenprogrammen, ferner die neuesten Werke der deutschsprachigen Literatur, die grundlegende Fachliteratur zur Linguistik, Literaturwissenschaft, Didaktik und Landeskunde sowie ausgewählte Fachzeitschriften (Alle ihre Kataloge sind online zugänglich).

Jana Hrdličková (Ústí nad Labem)

Kanon – Kontakte – Kultur.

Zum österreichisch-tschechischen Germanist/innen-Treffen in Olomouc, 20.-23. 09. 2007

Zur Diskussion über Kanon und Kanones aus unterschiedlichsten germanistischen Perspektiven lud die Österreichische Gesellschaft für Germanistik im vergangenen Herbst nicht nur die eigenen Mitglieder, sondern auch Vertreter des Tschechischen Germanistenverbandes in die mährische Universitätsstadt. Gastgeber fungierte bei dieser Begegnung die Olmoucer Germanistik, welche in die Organisation vor Ort und als Partnerin des von der Aktion Österreich – Tschechien finanziell unterstützten Projektes maßgeblich an der Realisierung des Symposiums mitbeteiligt war. Die Tagung des Mitteleuropäischen Germanistenverbandes (MGV), welche vom 13. bis zum 16.9. ebenhier stattgefunden hatte, war dieser weiteren Konferenz nur knapp vorausgegangen und stellte somit für die Austragenden eine Herausforderung der besonderen Art dar, welche es hieß, kraft der organisationsgebenden „Klagenfurt-Olomouc-Connection“ zu meistern. Dem Aufruf zur Konferenzbeteiligung folgten letztlich gut 45 Germanistinnen und Germanisten, welche in fünf Sektionen ihre Reflexionen zur Kanondiskussion präsentieren sollten; hinzu kam Fachpublikum aus weiteren österreichischen und tschechischen Instituten.

Der Frage, wie welcher Kanon/wie welche Kanones warum (nicht) wirken oder bei einzelnen Autoren relevant werden können und welche Rolle die Kanondiskussion im literatur- und kulturwissenschaftlichen Kontext überhaupt einnehmen kann bzw. darf, wurde auch aus der Sicht der Sprachwissenschaft, der Sprach- und Literaturdidaktik, sowie im Zusammenhang mit mediävistischer Forschung nachgegangen. Aufgrund der begrenzten Zeitspanne tagten die insgesamt fünf Abteilungen, welche im Konvikt eingerichtet wurden, zwangsweise parallel, wobei jedoch die Zusammenkünfte zwischen den Tagungsblöcken und an den Abenden, bei denen abwechselnd das Olmoucer Organisationsteam unter Frau Prof. Dr. Ingeborg Fialová, RKF Praha – Direktor Mag. Walter Persché, sowie ÖGG-Präsident Ao. Univ.-Prof. Dr. Hubert Lengauer zu Raut resp. zur Tafel luden, dennoch Raum zum Knüpfen

oder Auffrischen von Kontakten, insbesondere zwischen österreichischen und tschechischen Kollegen boten.

Eine rot-weiß-rote Komponente, oder besser Dominante, verliert die diskussions- und diskursreichen Zusammenkunft nicht nur die Nationalität des Gros ihrer Teilnehmer/innen, sondern auch die Tatsache, dass das Symposium – gemeinsam mit der gleichzeitig im Olomoucer Erzbischöflichen Museum eröffneten Otto-Mauer-Ausstellung (welche bis Ende Dezember zu sehen blieb) – den Auftakt zum 1. Österreichischen Kulturherbst vor Ort bildete, welchem es dank der fruchtbaren Zusammenarbeit zwischen dem RKF-Praha und der Olomoucer Germanistik bis Dezember 2007 gelang, zur Feier des 15. Geburtstages der hiesigen Österreich-Bibliothek ein wahres Aktionsfeuerwerk abzubrennen.

Nachzulesen sind die präsentierten Beiträge im Konferenzband mit dem Titel *Der Kanon – Perspektiven, Erweiterungen und Revisionen. Tagung österreichischer und tschechischer Germanistinnen und Germanisten*, herausgegeben von Dr. Jürgen Struger (Klagenfurt), welcher im Juni 2008 im Wiener Praesens-Verlag erscheint (ISBN 978-3-7069-0494-0).

Sabine Eschgfäller (Olomouc)

Komparatistik und die Weltliteratur in der Epoche der Globalisierung. Bericht aus dem Kongress KCTOS in Wien, 06.-09. 12. 2007

Anfang Dezember 2007 – vom 6. bis zum 9. Dezember – hat in Wien ein Weltkongress zum Thema *Wissen, Kreativität und Transformationen von Gesellschaften* stattgefunden. Im Rahmen dieses groß angelegten wissenschaftlichen fächerübergreifenden Unternehmens unter dem Ehrenschutz des Bundespräsidenten Dr. Heinz Fischers sind 96 Sektionen zu verschiedenen Themenkreisen entstanden.

Für die Sektion 3.10. *Komparatistik und die Weltliteratur in der Epoche der Globalisierung* haben sich fünfzehn Referent/innen aus fünf verschiedenen Ländern (BRD, Indien, Österreich, Slowakei, Tschechien) angemeldet. Die Arbeit in dieser Gruppe hat den Teilnehmer/innen die Gelegenheit geboten, aus ihrer eigenen Perspektive die Rolle der Interkulturalität und der Alterität in der Literatur zu erforschen, sie anhand von konkreten Darstellungen darzubieten und zur Diskussion zu stellen. Alle Beiträge wurden auf Deutsch präsentiert.

Themenkreis: Das Fremde und das Eigene

Die Wahrnehmung des Fremden ist innerhalb der letzten Jahrzehnte zu einem wichtigen Forschungsfeld der Komparatistik geworden. Dabei haben sich – sowohl konkurrierend als auch interdisziplinär verbunden – Literatur und Kulturwissenschaft in zahlreichen Arbeiten mit dem Phänomen des Fremden auseinander gesetzt. Alterität und Interkulturalität wurden im doppelten Sinn zum Thema der vergleichenden Literaturwissenschaft: Zum

einen ging es um die in den literarischen Werken beschriebenen Kulturkontakte und die sich in ihnen mitteilende Erfahrung der Alterität fremder Kulturen; zum anderen ging es um die Alterität der untersuchten, vor allem epischen Werke selbst, die als Zeugen einer anderen Epoche und ihres Weltbildes zu Zeugen für die Historizität der Erfahrung des Fremden wurden.

Den Impuls zu diesem Themenkreis gab die Sektionsleiterin **Mária Bielíková** mit Ihrem Beitrag *Zum Phänomen des Fremden im Werk von Hermann Hesse*. Für die Untersuchung der literarischen Texte unter interkulturellen Fragestellungen ist die Differenzierung zwischen Eigenem und Fremdem in Kategorien des Raums und der Bewegung im Raum relevant. Hermann Hesses Werk ist von einer Relativierung des Eurozentrismus bestimmt. Er setzt sich mit dem Phänomen des Fremden ohne Überlegenheitskomplex auseinander. Sein Weg führt ihn weg von der zeitgenössischen deutschnationalen Kultur, die das Eigene verherrlichte und das Fremde verteuflte. Sein Anliegen hat ihn in die Lage versetzt, ein Werk zu schaffen, das keine Trennung zwischen dem Fremden und Eigenen zuließ. Dieser Dichter wurde wie kaum ein anderer zum Vermittler fernöstlicher Weisheit in Europa. Er hat das Unzugängliche zugänglich gemacht, er hat das Eigene in der Alterität erkannt und das in uns verborgene Fremde enthüllt. Die Forschungsergebnisse wurden am Beispiel von Hesses Epik illustriert. Der Beitrag von **Renata Cornejo**, der in diesem Rahmen viel Zuspruch fand, behandelte das Thema *Das Fremde und das Eigene. Zu Entwürfen der kulturellen Identität der deutsch schreibenden AutorInnen tschechischer Herkunft am Beispiel der Romane von Michael Stavaric*. Er geht von der These aus, dass sich die Alterität und Identität als dichotome Begriffe gegenseitig bedingen. Die Abgrenzung und Ausgrenzung des Fremden bildet nicht nur die Voraussetzung für die Konstitution der eigenen Identität, sondern das „konstitutive Außen“ ist zugleich immer auch ein Teil des sich „konstituierenden Ich“. Dies wird am Beispiel der Romane *stillborn* (2006) und *Terminifera* (2007) von Michael Stavaric dargelegt und illustriert.

Themenkreis: Rezeptions- und vergleichende Literaturforschung

Der Beitrag von **Petr Kučera** befasste sich mit dem Thema der *Rezeption des Werkes von R.M. Rilke in der tschechischen und slowakischen Literatur*, insbesondere mit der unterschiedlichen Rezeption der Lyrik von R.M. Rilke in den verwandten slawischen Literaturen Mitteleuropas. Die poetologischen Fragen der Rezeptionsforschung behandelte auch der hochinteressante Vortrag von **Mária Bátorová** *Der europäische Roman der literarischen Moderne. „Das Feld des Möglichen“ in der Moderne des zwanzigsten Jahrhunderts*, in dem sie sich mit den Fragen über die Stellung des europäischen Romans in der Zeit der literarischen Moderne beschäftigte.

Der Beitrag von **Edita Jurčáková** aus dem Bereich der vergleichenden Literaturforschung untersuchte die *Bedeutung der Komparatistik für die Märchenforschung*, wobei sie auch auf die Theorien über Ursprung und Entstehung der Volksmärchen (Migrationstheorie, historisch-geographische Theorie, Theorie der Polygenese usw.) näher einging. **Andrea Mikulášová** versuchte in ihrem Beitrag mit dem Titel *Adoleszenzliteratur komparativ*, die

Traditionen der vergleichenden Literaturforschung im Bezug auf die Adoleszenzliteratur im deutschsprachigen Raum auszuleuchten.

Themenkreis: didaktisch und praxisorientierte Literaturforschung

Tamara Bučková beschäftigte sich in ihrem didaktisch orientierten Beitrag *Die Kinderwelten und Phänomene der Realität im gegenwärtigen Jugendbuch* mit dem Vergleich ausgewählter Aspekte des Kinder- und Jugendliteratursystems in der deutschsprachigen und tschechischen Literatur. **Agáta Dinzl-Rybářová** analysierte in ihrem Beitrag mit dem Titel *Die wissenschaftlichen Mythen in der Zeit der Globalisierung. Am Beispiel der Lehrbücher in Tschechien und der Slowakei* die Rezeption historischer und kultureller Ereignisse und Tatsachen in der tschechischen und slowakischen Kultur.

Themenkreis: Komparatistische Imagologie, literaturwiss. Komparatistik

Róbert Gáfrík besprach in seinem Beitrag *Kulturelle Imagologie: hermeneutische und ästhetische Anmerkungen* eine andere Dimension des Zugangs zu Texten mit fremdkulturellen Darstellungen, nämlich die Frage nach der Authentizität der Beschreibungen fremder Kulturen in literarischen Texten. Obwohl Literatur Wirklichkeit nicht abbildet, wirkt das literarische Bild auf die Leser. **Roman Mikuláš** versuchte anschließend, die Rolle des Konstruktivismus in der Komparatistik zu erläutern und aufzuzeigen, welche Möglichkeiten sich aus der konstruktivistischen Theorie der Autopoiesis, der Kommunikation, dem konstruktivistischem Konzept des Verstehens und dem Konzept des Beobachters für die literaturwissenschaftliche Komparatistik ergeben können.

Themenkreis: Interkulturalität – kulturelle Vielfalt in Europa

Uli Rothfuss befasste sich in seinem Beitrag *Der Schriftsteller als Arbeiter für eine funktionierende Welt. Kulturelle Identität und die Aufgabe der Schriftsteller* mit der Aufgabe des Schriftstellers in der Epoche der Globalisierung und betonte die Stellung der Schriftsteller – sie können zu Chronisten ihrer Zeit werden und Einsichten über ihre Zeit vermitteln, d.h. sie können als Kämpfer für Pluralismus und Toleranz fungieren. **Bisera Dakovas** Beitrag erörterte am Beispiel der Lyrik von Teodor Trajanov die Frage, wie die sprachliche Spezifik zur lyrischen Begrifflichkeit wird. Ohne die Einflüsse von Hugo von Hofmannsthal, Stefan George, R.M. Rilke u.a. auf Trajanovs Poetik zu verleugnen, gelang es ihr die Neologismen in Trajanovs dichterischer Sprache als Einfluss von fremden Elementen (Deutsch) durch eine fremde Kultur zu deuten.

Die Arbeit in der Sektion *Weltliteratur und Komparatistik in der Epoche der Globalisierung* war sehr gewinnbringend und anregend. Dabei kann betont werden, dass die Literatur zur Kenntnis anderer, fremder Kulturen und Menschen führen und die Grenzüberschreitung zwischen Eigenem und Fremdem vermitteln kann.

Mária Bielíková (Banská Bystrica)

„Ein oft kopiertes Format“.

12. Münchner Bohemisten-Treffen des Collegium Carolinum, 07.03.2008

Der erste Freitag im März sollte ein festes Datum im Kalender sein, wenn man sich beruflich oder aus privater Neigung mit der Geschichte der böhmischen Länder befasst. Denn seit 1997 findet an diesem Tag alljährlich das Münchner Bohemistentreffen statt. Dieses Forum für den Aufbau und die Pflege von Fach- und interdisziplinären Kontakten ist mittlerweile ein oft kopiertes Format, wie der Institutsleiter **Martin Schulze Wessel** in seiner Begrüßungsansprache nicht ohne Stolz konstatierte; so haben das Ungarische Institut in München und das Deutsche Polen-Institut in Darmstadt mittlerweile ähnliche Veranstaltungsreihen ins Leben gerufen.

Das Original erfreut sich nach mehr als einem Jahrzehnt ungebrochener Beliebtheit: Der etwa 130 Plätze fassende Adalbert-Stifter-Saal in der Münchner Hochstraße 8 war fast voll besetzt, die 106 angemeldeten Teilnehmer/innen kamen aus Deutschland, aus der Tschechischen und der Slowakischen Republik und aus Österreich. Sie alle verbindet ein historisches Interesse, das in der Gegenwart wirkt und in die Zukunft weist: Der stellvertretende Generalkonsul der Tschechischen Republik in München, **Ivo Losman**, hob in seinem Grußwort die Vorbildfunktion der im Saal Versammelten für die deutsch-tschechische Wiederannäherung hervor.

Die erste Sektion des Vormittags widmete sich dem Themenkreis Sprache und Unterricht. Den Auftakt bildete der Vortrag von **Bernd Kesselgruber**, **Isabelle Hardt** und **Bettina Hofmann-Käs**, dem Bearbeiterteam des *Sudetendeutschen Wörterbuchs*, über Geschichte, Konzept und Zielsetzungen dieses schon in den 1930er Jahren begründeten philologischen Großprojekts. Der erste Band des Sammelwerks erschien 1988; 2017 soll der achte und voraussichtlich letzte Band die Edition komplettieren. Die Grundlage bildet ein Zettel-Archiv mit zirka 2,7 Millionen alphabetisch geordneten Belegen, 182.000 Synonymenverweisen und 16.500 Arbeitskarten. Dafür wurden 650 Gewährsleute mit hundert umfangreichen, bebilderten Fragelisten konfrontiert. Das Ergebnis dieser Arbeit präsentierte Bettina Hofmann-Käs dem Münchener Publikum anhand einer Beispielseite aus dem *Sudetendeutschen Wörterbuch*.

Im Anschluss gaben **Theresa Langer** und **Miloslav Man** (Passau) einen Einblick in die *Online-Module für grenzüberschreitenden Geschichtsunterricht*. Unter www.onlinemodule.eu finden Schüler/innen und Lehrer/innen auf einer komplett zweisprachigen Website didaktisch ansprechende Materialien zur deutsch-tschechischen Vergangenheit – derzeit mit den Themen Zlatá stezka/Goldener Steig, Železná opona/„Eiserner Vorhang“ und Nucené vysídlení/Zwangsausiedlung. Das Projekt wird gefördert von der Universität Passau und der Europäischen Union. Anknüpfend an ihre Affinität zum Internet, sollen die jungen Menschen diesseits und jenseits der Grenze durch dieses Angebot angeregt werden, ihren Wohnort als Teil einer größeren Region zu verstehen.

In der zweiten Sektion, die Raum für Kurzinformationen von Einrichtungen und Organisationen bot, stellte **Klaus Johann** (Münster) die *Aussiger Beiträge – Germanistische*

Schriftenreihe aus Forschung und Lehre vor. Daran schlossen sich die Kurzvorstellungen aktueller Forschungsvorhaben an. 37 Exposés aus Deutschland, der Tschechischen Republik, Österreich und Ungarn wurden im Vorfeld beim Collegium Carolinum eingereicht und von den anwesenden Forschenden selbst präsentiert. Sie boten ein breites Themen- und Methodenspektrum – von einer historiographischen Bestandsaufnahme zur Königsaal-Chronik bis hin zur Vorstellung des Digitalen Forums Mittel- und Osteuropa.

Die dritte Sektion des Tages befasste sich mit Forschungsvorhaben zur Ersten Tschechoslowakischen Republik. Als erster Referent stellte **Thomas Oellermann** (Düsseldorf) sein Dissertationsprojekt *Sozialdemokratisch geprägtes deutsches Arbeitermilieu in der Ersten Tschechoslowakischen Republik* vor. Die Dissertation will der Frage nachgehen, welche Überzeugungen, welche Lebensvorstellungen und welche Kulturformen ein Milieu prägten, das gegen die Versprechungen der Sudetendeutschen Partei resistent war. Die aktuelle Forschungslage umreißend, konstatierte Oellermann das Fehlen einer Gesamtdarstellung dieses Milieus; als widerständig erwiesen sich bislang die regionale Inhomogenität und die internen Konflikte. Ein Herunterbrechen auf die lokale Ebene soll hier Abhilfe schaffen. Im Fokus der geplanten Innenansicht steht das Wirken der Kultur- und Freizeitverbände als Orte, an denen Werte entstehen sollen; eine wichtige Frage wird die nach dem Durchdringungsvermögen dieses erzieherischen Anspruchs sein.

Als zweiter Referent der Sektion stellte **Armin Krahl** (Berlin) seine Magisterarbeit *Nationale Schande oder rationale Chance? Die Regionalpresse Westböhmens und die Wahrnehmung des beginnenden Regierungsaktivismus 1926* vor. Der Regierungsaktivismus wurde vor allem vom Bund der Landwirte und von der Deutschen Christlichsozialen Volkspartei getragen und wollte durch aktive politische Mitarbeit innerhalb der tschechoslowakischen Republik die schrittweise Veränderung der deutschen Position mit dem Ziel einer Autonomie im Staat erreichen. Im Mittelpunkt von Krahls Interesse steht nun die Bewertung dieser Haltung in der Regionalpresse, wobei er davon ausgeht, dass Zeitungstexte eine Form von Realitätskonstruktion mit gesellschaftlicher Wirkung darstellen. Als erstes Ergebnis der noch laufenden Untersuchungen konstatierte er eine anti-aktivistische Grundstimmung: Von den meisten Blättern wurde die geplante deutsche Beteiligung an der Regierung als nationaler Verrat bewertet; moderater wurden diese Töne in den liberalen Blättern erst nach erfolgtem Regierungsbeitritt.

Die vierte Sektion des Treffens war zwei Forschungsvorhaben zur Kunstgeschichte gewidmet. Zunächst präsentierte **Birgit Lange** (Haidershofen/Leipzig) ihr Dissertationsprojekt *Korporatives Mäzenatentum in Böhmen im 19. Jahrhundert: Strategien sozialer und politischer Standortbestimmung*. Sie geht darin von der These Gary B. Cohens aus, dass die Nationalisierung der böhmischen Gesellschaft in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts über das öffentliche Leben erfolgte – bei gleichzeitiger Nähe der Nationen im privaten Bereich. Hierbei spielten die Identifikationsangebote der zahlreichen Vereine eine tragende Rolle. Zwei von ihnen stellt Lange einander gegenüber: den in den 1830er Jahren gegründeten „Kunstverein für Böhmen“, der von landespatriotisch orientierten böhmischen Adelligen dominiert wurde, und den Verein „Umělecká Beseda“ (tsch. „Künstlerkreis“), der 1863 ins Leben gerufen

wurde, um eine spezifisch tschechische Kunst zu fördern. Bei der Analyse der Struktur und der Aktivitäten beider Vereine bedient sich Lange sowohl sozialwissenschaftlicher als auch kunsthistorischer Methoden.

Auch der letzte Vortrag des Tages widmete sich den politischen Implikationen von Kunst und Kunstbetrachtung: **Alena Janátková** (Berlin) berichtete aus der Werkstatt des DFG-Forschungsprojekts *Kunsthistoriographien im gesellschaftspolitischen Umbruch: Kunstgeschichte in Böhmen und Mähren 1930 bis 1950*. Dieses Projekt befasst sich mit der Rolle der Wissenschaftsdisziplin Kunstgeschichte unter verschiedenen gesellschaftspolitischen Vorzeichen. Der Untersuchungszeitraum ist für dieses Vorhaben besonders ergiebig, weil die Zweisprachigkeit und Zweigleisigkeit von Forschung und Wissenschaft, die für die böhmischen Länder kennzeichnend ist, immer wieder von den Folgen staatspolitischer Einschnitte und Neuorientierungen überlagert wurde. Im Fokus des DFG-Forschungsprojekts stehen die institutionelle Organisation der Disziplin Kunstgeschichte, die Inhalte und methodischen Grundlagen der Kunsthistoriographien sowie deren gesellschaftspolitische Funktion.

Eine gute Gelegenheit für eine informelle Fortsetzung der Fachgespräche bot im Anschluss der traditionelle Ausklang des Bohemistentreffens im Hofbräukeller am Wiener Platz.

Vera Schneider (Berlin)

Hauptwerke der österreichischen Literatur aus der Sicht der internationalen Literaturwissenschaft.

Tagung der Franz Werfel-Stipendiat/innen in Wien, 28.-29.03.2008

Die 5. wissenschaftliche Tagung der ehemaligen Franz Werfel-Stipendiat/innen widmete sich, wie auch die vorhergegangenen, der österreichischen modernen Literatur, diesmal betont aus der Sicht der internationalen Literaturwissenschaft, die durch folgende Länder repräsentiert wurde: Bulgarien, Polen, Rumänien, Russland, Tschechien, Tunesien, Ungarn, die Ukraine und die USA.

Unter der wissenschaftlichen Leitung von Prof. Wendelin Schmidt-Dengler von der Universität Wien und unter Beteiligung der Gäste Dr. Karl Koppensteiner und Dr. Arnulf Knafl vom ÖAD, Prof. Konstanze Fliedl (Universität Wien) und Prof. Paul Michael Lützeler (Washington University in St. Louis) präsentierten die ehemaligen Franz Werfel-StipendiatInnen ihre Forschungsergebnisse zu den Hauptwerken der österreichischen Literatur:

Den Europa-Diskurs der Schriftsteller als Plädoyer für den Frieden hat **Paul Michael Lützeler** (USA) an Hand von ausgewählten Abhandlungen und Essays von Dante, Antoine Marini, Maxmilien de Béthune, dem Abbé de Saint-Pierre, Jean-Jacques Rousseau, Novalis, Victor Hugo, Saint-Simon, Richard Courdenhove-Kalergi, Ernst Jünger und Georgy Konrad in seinem Beitrag gezeichnet.

Eleonora Ringler-Pascu (Rumänien) interpretierte Handkes Theatertrilogie (*Im Spiel vom Fragen, Die Stunde da wir nichts voneinander wussten* und *Zurüstungen für die Unsterblichkeit*) als ein aus Details bestehendes Mosaik, das dem Prinzip einer „Wegstruktur“ folgt, da es Handkes Hauptanliegen sei, kein „Wiederholungstäter“ vom Formalen her zu sein, was ihn immer wieder veranlasst, nach neuen Formen zu suchen bzw. suchend „stets auf dem Weg nach größeren Visionen pilgernd“ zu sein.

Der ungarische Wissenschaftler **Attila Bombitz** (Ungarn) untersuchte Handkes Erzählung *Die Wiederholung* als eine Art der Welt Darstellung, die die auktoriale Absicht hat, ein zusammenhängendes System zu schaffen, das nicht die tatsächliche Struktur der jeweiligen bestehenden Welt enthält, sondern jene übersteigend, die Möglichkeitsstruktur eines mythischen Weltalls entwirft, in dem alles in Form von Prototypen seinen Ort auffindet und in dem sich die Zeit in eine mythische Zeit verwandelt.

Dana Pfeiferová (Tschechien) erläuterte am Beispiel des Romans *Die Kinder der Toten* von Elfriede Jelinek die Auseinandersetzung der österreichischen AutorInnen mit Geschichtslügen und Identitätskonstruktionen der Nachkriegszeit. Bei Jelinek wird die Natur zur Chiffre für den Tod und die Naturbilder verwandeln sich im Zuge der Entmythisierung in Todesmetaphern, die als Mittel der Kritik an der Verwandlung der Geschichte in Natur sowie als Ironisierung des kulturellen Topos der Frau als Naturwesen verstanden werden können.

Im anschließenden Beitrag von **Renata Cornejo** (Tschechien) wurde Jelineks Roman *Die Klavierspielerin* auf einen gender-orientierten Diskurs hin überprüft und die weibliche Hauptfigur als ein auf den „kopfflosen“ Körper reduziertes weibliches Wesen interpretiert, das auf Grund des über die phallische Mutter praktizierten „anerzogenen Masochismus“ sowie der Enteignung des weiblichen Körpers zu einer „körperlosen“ Frau wird, für die ihr eigener Körper zu einem „Fremd-Körper“ wird.

Der Vortrag von **Pál Kelemen** (Ungarn) ging den Spuren von Stifters Werk in Thomas Manns Roman *Der Zauberberg* nach, wobei anhand der motivischen Korrespondenz intertextuelle Beziehungen aufgedeckt und Stifters Texte als deutliche Artikulation der Probleme der Sinnespsychologie und der ästhetischen Wahrnehmung identifiziert werden konnten.

Auf Thomas Bernhards variable Gestaltung eines erzählerischen Programms ging in seinem Beitrag **Chiheb Mehtelli** (Tunesien) ein. In Bernhards Erzählung *Jauregg* kommen seiner Darstellung nach klar formulierte Gedanken eines auf sich selbst gestellten und bis zum Schluss namenlos bleibenden Ich-Erzählers zur Sprache, doch dennoch trägt auch diese Erzählung eine für das Gesamtwerk nicht untypische Singnatur in sich.

Tymofiy Havriliv (Ukraine) befasste sich mit den gattungsmäßigen Identifizierungsmöglichkeiten der autobiographischen Texte von Thomas Bernhard, wobei er deutlich machte, dass der Begriff „autobiographische Pentalogie“ als keine reine Gattungs-zuordnung verstanden werden, sondern höchstens als Arbeitsbegriff geltend gemacht werden kann.

Zu Erich Frieds Poetik der „Wörtlichkeit“ gehört, laut Alexander Bormann, die kreativ eingesetzte Tautologie, deren komplexe poetische Leistung v.a. von seiner lakonischen Gedankenlyrik hervorgehoben wird. **Laura Cheie** (Rumänien/Österreich) untersuchte in

ihrem Beitrag, wie sich Denken, Literatur, Welt, menschliches Dasein und Liebe dichterisch in subversiven tautologischen Definitionen erklären lassen.

Insgesamt handelte sich um einen äußerst anregenden und intensiven Gedankenaustausch der Auslandsgermanist/innen zur modernen österreichischen Literatur, der im nächsten Jahr auch in Buchform erscheinen und so einem breiteren Fachpublikum zugänglich gemacht werden soll.

Renata Cornejo (Ústí nad Labem)

Ein weiblicher „Prager Kreis“?

Symposium des Instituts für Wissenschaft und Kunst in Wien, 24.-25.04.2008

„Einen weiblichen Prager Kreis hat es nie gegeben.“ – Diese provokative These von Wilma A. Iggers stand am Beginn eines Symposions des Instituts für Wissenschaft und Kunst in Wien. Sie versuchte damit eine erste Antwort auf die Frage, die der Veranstaltung ihren Titel gab. Kooperationspartner und Gastgeber war das Tschechische Zentrum in der Wiener Herrengasse 17, das am 24. und 25.04.2008 rund 70 Gäste begrüßen durfte.

Wilma A. Iggers bezog sich in ihrem Eröffnungsreferat auf den von Max Brod geprägten Begriff des „Prager Kreises“. Brod unterschied einen ‚engeren Prager Kreis‘, dem außer ihm noch Franz Kafka, Ludwig Winder, Felix Weltsch und Oskar Baum angehörten, und einen ‚weiteren Prager Kreis‘, der jene Gruppen und Personen einschloss, mit denen der engere Kreis in Beziehung stand. Hier spielten Frauen zwar eine Rolle als Quelle der Inspiration, als Ehefrauen, Geliebte oder Schwestern. Als Autorinnen mit eigenem künstlerischem Profil traten sie jedoch nicht hervor. Iggers sah eine Ursache in der Rolle, die das konservative Prager deutsche Milieu den Frauen aufzwang und sie darauf festlegte, Französisch, Handarbeiten und Kochen zu lernen und mit Zwanzig zu heiraten. So kam es auch, dass Prager deutsche Frauen mit künstlerischen oder intellektuellen Ambitionen oft schon sehr jung nach Berlin auswanderten.

Der ‚Prager Kreis‘ war nicht weiblich, konstatierte auch Rahel Rosa Neubauer, die neben Susanne Blumesberger für die Konzeption und Organisation des Symposions verantwortlich zeichnete, in ihrer Begrüßungsrede. Dass man auch über die Abwesenheit eines Phänomens eine kontroverse und erhellende Diskussion führen kann, zeigte sich im Verlauf des Symposions. In seiner ersten Sektion suchte es den Kultur- und Literaturbegriff zu erweitern, indem es den Fokus weg von der reinen schriftstellerischen Produktion und hin zur Pflege kultureller Netzwerke lenkte. Als Auftakt zeichnete **Hartmut Binder** (Ditzingen bei Stuttgart) die Geschichte des 1906 gegründeten Vereins *Klub deutscher Künstlerinnen* in Prag nach. Von der ersten Idee – einen geschützten Raum zu schaffen, in dem Frauen unbehelligt Kaffee trinken und Billard spielen konnten – führte die Entwicklung hin zu einem „Zentrum der Förderung und Anregung für Künstlerinnen“, das neben der Geselligkeit auch der Fortbildung und der Kunstverwertung diene. Für gediegene Inhalte

sorgten Frauen wie die erste Präsidentin Hedda Sauer, die auch selbst als Lyrikerin und Erzählerin hervortrat.

Im seinem Referat *Vertuschte Tribünen: Veranstaltungen von „Frauenfortschritt“ und „Künstlerinnenklub“ als Plattformen von Frauen in der Prager Zwischenkriegszeit* fragte **Stefan Benedik Karner** (Graz) nach den Ursachen für die beharrliche Nichtwahrnehmung weiblicher Aktivitäten durch die Geschichtsschreibung. Er unternahm dafür einen methodologischen Exkurs zu den Narrativen der Literaturhistorie, die Frauengeschichte stets über den Umweg der Männergeschichte erzählt oder sich – etwa wenn es um die Shoah geht – auf weiblich-jüdische Opferstereotype beschränkt.

Den Prager *Klub jüdischer Frauen und Mädchen* stellte **Rahel Rosa Neubauer** (Wien) in ihrem Referat vor. Wandten sich „Frauenfortschritt“ und „Künstlerinnenklub“ an Frauen der deutschsprachigen Ober- und Mittelschicht – unabhängig von ihrer Konfession –, so hatte sich der „Mädchenklub“ dem Hauptziel des Prager Zionismus verschrieben: einer Erziehung der jüdischen Jugend zum bewussten Judentum. Klassenschränke spielten dabei keine Rolle. Darüber hinaus bot der Klub den damals noch unbekanntem Autoren des ‚Prager Kreises‘ ein wichtiges Forum.

Ein weiteres Betätigungsfeld für literarisch ambitionierte Pragerinnen waren die speziell an Frauen gerichteten Zeitungs- und Zeitschriftenbeilagen. Zwei Beispiele für dieses journalistische Genre wurden in der nächsten Sektion des Symposions näher betrachtet. Zunächst gab **Anthony Northey** (Wolfville, Kanada) einen Überblick zur Geschichte der *Prager Frauen-Zeitung*; sie erschien in den Jahre 1905 bis 1918 als Beilage der *Deutschen Zeitung Bohemia*. Zum einen richtete sich diese Beilage an die Ehefrau aus der wohlhabenden Mittelschicht in ihrer Rolle als Hausfrau und „Zierde des Salons“, zum anderen verstand sie sich auch als Vorkämpferin für die Rechte der „neuen Frau“, die studierte oder berufstätig war und den Anschluss an die internationale Frauenbewegung suchte.

Die didaktische Beilage *Für unsere Frauen*, die 1910/11 einmal monatlich mit der zionistischen Wochenschrift *Selbstwehr* erschien, stand im Mittelpunkt des Referates von **Bernd Kühne** (Sulz am Neckar). Zielgruppe waren die jüdischen Frauen und Mütter; mit Negativdarstellungen der assimilierten Juden suchte die Herausgeberin Ida Barber der „Zeitkrankheit Taufseuche“ entgegenzutreten. Weitaus entschiedener als die *Prager Frauen-Zeitung* propagierte die Beilage *Für unsere Frauen* die Ehe bürgerlichen Zuschnitts und die Aufopferung der Frau für die Familie. Auch die Erzählungen Ida Barbers, die neben ihrer redaktionellen Tätigkeit selbst schrieb, zielten auf die Eingliederung der Protagonistinnen in eine intakte bürgerliche Welt.

Die dritte Sektion des Symposions war der Würdigung exemplarischer Persönlichkeiten gewidmet. In seinem Referat *Kafkas Schwester Ottilie – eine Prager Assimilantin oder Zionistin par excellence?* warnte **Ekkehard W. Haring** (Wien/Dresden) davor, Ottilie Kafka (1892–1943) auf ihre Funktion als virtuelle Ko-Autorin des Kafkaschen Oeuvres zu reduzieren. Er betonte statt dessen ihre Renitenz gegen den herrschenden Zeitgeist mit seinen Entscheidungszwängen: Einerseits rebellierte Ottilie gegen die traditionelle Heiratsvermittlung und heiratete einen christlichen Tschechen, andererseits bewirtschaftete sie – angeregt durch

die zionistische Forderung nach der Heranführung jüdischer Großstädter an das Landleben – einen Hof in Zürau und schloss eine Landwirtschaftsusbildung erfolgreich ab.

Mit einer zweiten Frauengestalt, deren Name meist nur noch im Zusammenhang mit dem eines Mannes genannt wird, befasste sich **Jörg Thunecke** (Köln) in seinem Vortrag *Die Prager Lyrik Gertrude Urzidils*. Gertrude Urzidil (1898–1977), Tochter eines Rabbiners und Schwester des Religionsphilosophen Friedrich Thieberger, studierte an der Prager Karlsuniversität. Bis zu ihrer Emigration 1939 verfasste sie Naturlyrik im Stil der Neuen Sachlichkeit und beschrieb die positiven Aspekte des Landlebens. Thunecke hob die vom Herzen kommende „weibliche“ Ästhetik hervor, die diese Gedichte auszeichnet. Er äußerte aber auch die These, erst das Exil habe die Lyrik der Autorin zur Vollendung gebracht.

Als letzte Referentin widmete sich **Hella-Sabrina Lange** (Neuss) unter dem Titel *Zeitlebens Prag verbunden* der Rolle Auguste Hauschners (1850–1924) als kulturelle Mittlerin. Die Schriftstellerin hatte Prag schon 1871 in Richtung Berlin verlassen, blieb aber in engem Kontakt mit der Prager Kunst- und Literaturszene. Trotz eines recht umfangreichen Lebenswerkes wird auch Hauschner von der Wissenschaft lediglich in ihrem Bezug auf die männlichen Protagonisten der Kulturgeschichte wahrgenommen. Lange lud in ihrem Referat zu einer Beschäftigung mit dem literarischen Schaffens Hauschners ein, indem sie auf dessen Reichtum an historischen und zeittypischen Themen verwies.

Aller gute Wille der Leserschaft ist hinfällig, wenn es am Zugang zu den Texten fehlt; auch über die Editions politik kann Literaturgeschichte geschrieben werden. Besondere Verdienste hat hier **Christoph Haacker** vom Wuppertaler Arco Verlag erworben, der den von Dieter Sudhoff herausgegebenen Band *Holunderblüten. Erzählungen deutscher Schriftstellerinnen aus Böhmen und Mähren* publizierte. Mit einer Lesung aus dieser Anthologie sorgte Haacker für einen stimmigen Ausklang des Symposions.

Einen weiblichen ‚Prager Kreis‘ à la Max Brod hat es tatsächlich nicht gegeben, diese Erkenntnis konnte das Publikum als Fazit mit nach Hause nehmen. Wohl aber haben zahlreiche engagierte Frauen in Prag ihre Kreise gezogen, deren (Wieder-)Entdeckung sich lohnt.

Vera Schneider (Berlin)

Germanistik und die neuen Herausforderungen in Forschung und Lehre. Germanistentreffen in Telč, 22.-23.05.2008

Es ist bereits zu einer guten Tradition geworden, dass der Germanistenverband der Tschechischen Republik alle zwei Jahre eine germanistische Tagung veranstaltet und somit allen Kollegen eine willkommene Gelegenheit zu einem Erfahrungsaustausch bietet. Im Mai 2008 haben die Veranstalter – diesmal das Institut für Germanistik, Nordistik und Niederlandistik an der Philosophischen Fakultät der Masaryk-Universität Brno und Lehrstuhl für die deutsche Sprache und Literatur an der Pädagogischen Fakultät der Masaryk-Universität

Brno ihre Kollegen von allen germanistischen Instituten der Tschechischen Republik in das malerische Städtchen Telč eingeladen.

Die Tagung fand am 22. und 23. 05. 2008 in Telč statt und ihr Thema lautete: **Germanistik und die neuen Herausforderungen in Forschung und Lehre**. Die Ziele der Konferenz wurden in der Einladung wie folgt proklamiert: „Eine sich immer steigernde Dynamik im Anwachsen neuer Erkenntnisse sowie die sich ständig wandelnden Forschungsmethoden der modernen germanistischen Linguistik, Literaturwissenschaft und Fremdsprachendidaktik ebenso wie die neuen Herausforderungen der nationalen Bildungssysteme stellen neue Ansprüche an die Germanistik als Wissenschaftsdisziplin und deren Umsetzung in Lehre und Unterricht. Das Ziel der Konferenz besteht darin, diese neuen Tatsachen zu beschreiben und gleichzeitig Erfahrungen auf diesem Gebiet mit tschechischen und ausländischen Germanistenkollegen auszutauschen.“

Das gewählte Thema hat sich als wichtig und tragbar erwiesen, denn mehr als 80 Germanisten aus dem In- und Ausland waren der Einladung nach Telč gefolgt, womit dieses Treffen zu der meistbesuchten Veranstaltung in der Geschichte des Germanistenverbandes geworden ist. Germanistische Lehrstühle, Institute und Forschungsstellen (die in dieser Aufzählung alphabetisch geordnet sind) aus Brno, České Budějovice, Hradec Králové, Jihlava, Liberec, Olomouc, Opava, Ostrava, Pardubice, Plzeň, Praha, Ústí nad Labem und Zlín waren ebenso vertreten wie Gäste von Universitäten aus Banská Bystrica, Košice, Madrid, Prešov, Regensburg, Wien oder Würzburg.

Für die einleitenden Plenarvorträge konnten die Veranstalter zwei hervorragende Germanistenkollegen aus Deutschland gewinnen, die beide nicht nur einen Ruf als versierte Fachleute auf dem Gebiet der germanistischen Linguistik genießen, sondern bereits über lange Jahre intensive Kontakte zu Kollegen in der Tschechischen Republik pflegen und viele gemeinsame Projekte mit unseren germanistischen Instituten unterstützen. Prof. Dr. Albrecht Greule (Universität Regensburg) sprach über *Perspektiven der Sprachkulturforschung*, Prof. Dr. Dr. h.c. Dr. h.c. Norbert Richard Wolf (Universität Würzburg) über *Modalität als Ausdruck des sprechenden Menschen*.

Nach den beiden Plenarvorträgen folgte die Tagung in den Sektionen. Die ursprünglich drei geplanten Sektionen (Linguistik, Literaturwissenschaft, Fremdsprachendidaktik) mussten wegen zu großen Anzahl an angemeldeten Beiträgen noch weiter geteilt werden (in Linguistik I: *Aktuelle Untersuchungen in der Historio- und Textlinguistik, Phraseologie und Onomastik in Tschechien* und Linguistik II: *Deutsch und Tschechisch kontrastiv*, in Literatur I: *Deutsch-tschechische und tschechisch-deutsche literarische Beziehungen* und Literatur II: *Deutschsprachige Literatur in Vergangenheit und Gegenwart*, in Sprachdidaktik I: *Beiträge zu speziellen didaktischen Fragen* (lernschwache Deutschlernende, Fehlerkorrektur, selbstreflektiertes Lernen, kreatives Schreiben, Fachsprache, Literatur, Landeskunde, Phonetik) und Sprachdidaktik II: *Fragen der Hochschuldidaktik, Konzepte zur Interkulturalität und Landeskunde*). Auch die geplante Länge der Beiträge musste so auf 15-20 Minuten gekürzt werden – um so mehr Raum steht aber für die gedruckten Beiträge zur Verfügung. Es wird nämlich nicht ein einzelner Konferenzband herausgegeben,

sondern es sind gleich drei selbstständige Publikationen geplant, thematisch geordnet nach den drei Bereichen Linguistik, Literaturwissenschaft und Didaktik des Deutschen als Fremdsprache.

Der Fachtagung ging eine Vollversammlung des Germanistenverbandes der Tschechischen Republik voran, auf der die Tätigkeit des Verbandes in den letzten beiden Jahren einer kritischen Diskussion unterzogen wurde und Schwerpunkte für seine Arbeit in den kommenden Monaten und Jahren definiert wurden. Es gab auch Anlass zu einer feierlichen Gratulation und Würdigung: Der Ehrenvorsitzende des Germanistenverbandes der Tschechischen Republik Prof. PhDr. Zdeněk Masařík, DrSc. aus dem Institut für Germanistik, Nordistik und Niederlandistik der Masaryk-Universität beging im Frühjahr 2008 seinen achtzigsten Geburtstag – wir gratulieren und wünschen noch viele erfolgreiche Jahre!

Austragungsort der Konferenz war das Bildungs- und Konferenzzentrum des Ministeriums für Bildung der Tschechischen Republik Telč (Konvikt) sowie das benachbarte Bildungszentrum der Masaryk-Universität Brno. Und somit ist es an der Zeit, sich nach dem nächsten Veranstalter und nach einem geeigneten Tagungsort für die nächste Konferenz des Germanistenverbandes 2010 umzuschauen; die erfolgreiche Tagung in Telč hat die Nützlichkeit eines solchen Treffens aller tschechischen germanistischen Arbeitsstätten erneut unter Beweis gestellt.

Věra Janíková, Jaroslav Kovář (Brno)



**„Franz Kafka und Robert Walser“.
Internationales Symposium der Germanistik in Maribor, 19.-20.06. 2008**

In der Universitätsbibliothek der slowenischen Stadt Maribor verlief vom 19.-20. Juni 2008 ein erfolgreiches Symposium, das von der Germanistik der dortigen Universität in Zusammenarbeit mit der Österreich-Bibliothek organisiert wurde und auf dem Wissenschaftler/innen aus der ganzen Welt im interkulturellen Dialog viele neue Erkenntnisse über zwei Größen der Weltliteratur – Franz Kafka und Robert Walser – präsentierten.

Die Organisation von wissenschaftlichen Symposien hat an der Germanistik der Universität Maribor trotz ihres relativ kurzen Bestehens bereits eine reiche Tradition und so hatte man sich vorgenommen auch im „Europäischen Jahr des interkulturellen Dialogs“ – der hoffentlich zu einem „Symbolwert in der gegenwärtigen europäischen Politik“ werden wird – und der EU-Präsidentschaft Sloweniens in dieser Form einen kleinen Beitrag zu einem besseren Verständnis beizusteuern, die Bedeutung des multikulturellen Dialogs hervorzuheben sowie die Erweiterung des Dialogs zwischen den EU-Ländern einerseits und zwischen EU-Ländern und der übrigen Welt andererseits zu fördern. Von der Bedeutung und dem Bedarf an diesem Dialog zeugt die Tatsache, dass die Einladung zum interkulturellen Dialog, als dessen Stichworte zwei weltberühmte Schriftsteller angeboten wurden, auf ein großes Echo stieß und Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen aus der ganzen Welt zusammen brachte.

Robert Walser und Franz Kafka: Der aus einer deutschsprachigen jüdischen Familie in Prag stammende, Zeit seines Lebens nur als lokaler Autor beachtete, heute bereits zum Weltklassiker avancierte Franz Kafka und der still am Bielersee in der Schweiz lebende, und zu Lebzeiten ebenso nur von wenigen, darunter auch von Kafka und Hesse im heutigen Maße anerkannte Mikrokosmiker Robert Walser sind beide längst zu Klassikern der Moderne erklärt worden, die nicht nur ihre Zeitgenossen, sondern auch namhafte heutige Schriftsteller beeinflusst haben (wie z.B. Ilse Aichinger, Peter Handke, Elfriede Jelinek, Libuše Moníková). Beiden Autoren wurden schon viele Studien gewidmet, doch sind sich die Wissenschaftler/innen bisher nur darin einig, dass sie sich uneinig sind und das fordert zu neuen Forschungen heraus, vor allem weil beide Schriftsteller noch heute überaus präsent sind und ihre Werke schon lange als visionär gelten. Auch die Mariborer Germanistik organisierte, in Zusammenarbeit mit der Österreichischen Botschaft in Ljubljana, 1994 ein erfolgreiches slowenisch-österreichisches Kafka Symposium und die jetzige Veranstaltung versteht sich als eine Weiterführung der damaligen.

Obwohl schon einige Studien über die Verwandtschaft von Kafkas und Walsers Werk vorliegen, wissen nur wenige, dass sie nicht nur jeder für sich wichtig waren, sondern ebenso ihre Verbindung zueinander. Im Jahr 2008, in dem sich Kafkas Geburtstag (3.7.1883) zum 125. Mal und Walsers (15.4.1878) zum 130. Mal jährt, erwies man den beiden Ehre, indem ihre literarische Beziehung ins Rampenlicht gestellt und an ihrem Beispiel die Möglichkeit des interkulturellen Dialogs demonstriert wurde.

Den Dialog führten 26 Wissenschaftler/innen aus 12 Ländern: ReferentInnen aus den USA, Norwegen, aus der Schweiz und aus vielen EU-Ländern (Deutschland, Finnland, Italien, Österreich, Polen, Portugal, Slowenien, Spanien und Tschechien). Sie haben bewiesen, dass große Kunst immer universell ist, zu einem intensiven Austausch einlädt und für einen Dialog zwischen verschiedenen Kulturen immer offen ist.

Vesna Kondrič Horvat (Maribor)

Treue oder Veränderung: Ein Literaturpreis im Wandel? Bericht über die 32. Tage der deutschsprachigen Literatur in Klagenfurt, 27.-28.06.2008

Die Eröffnungsrede zu den 32. *Tagen der deutschsprachigen Literatur*, die vom 26. bis zum 28. Juni in Klagenfurt stattfanden, hielt dieses Jahr der deutsch-bulgarische Schriftsteller Ilija Trojanow. Der Vortrag signalisierte nicht nur den faktischen Start des Lesewettbewerbs für den Bachmannpreis, sondern verhandelte auch inhaltlich den Prozess des Beginnens. *Beginne den Begüne – Oder wie aller Anfang anfängt*, lautete der Titel der Rede. Trojanow setzte sich darin nicht nur mit dem von Cole Porter komponierten Swingstück (*Begin The Beguine*) auseinander, sondern übertrug die Thematik auch



auf die *Tage der deutschsprachigen Literatur*: Als ein „Wochenende der Anfänge“ bezeichnete er den Wettbewerb. War die diesjährige Veranstaltung des Bachmannpreises eine Art Neuanfang? Zumindest gab es über Trojanows Rede hinaus einige Anlässe, die einen Wandel des Wettbewerbes vermuten ließen. Zunächst einmal war das äußere Erscheinungsbild des Veranstaltungsorts nicht mehr das gleiche wie in den vergangenen Jahren. Im Studio des ORF-Theaters saßen alle verkehrt herum, was weniger Platz für die Zuschauer zur Folge hatte, sodass sich ein Teil des Publikums, zu dem dieses Jahr auch die Studierenden aus Bamberg sowie eine Schulklasse aus Nürnberg zählte, die Lesungen vor dem ORF-Theater auf den Bildschirmen oder im Café ansehen musste.

Neben der veränderten Innenarchitektur habe der „Dinosaurier unter den Fernsehformaten“ auch eine „Verschlankungskur“ erlebt, merkte der Jury-Vorsitzende Burkhard Spinnen an. Statt drei Lesetagen gab es dieses Jahr nur zwei und statt 18 Autoren hatte die Jury nur 14 eingeladen. Auch die Zahl der Juroren selbst ist mit den Autoren Burkhard Spinnen, André Vladimir Heiz und Alain Claude Sulzer, den Literaturkritikern Ursula März (*Frankfurter Rundschau*, *Die Zeit*), Ijoma A. Mangold (*Süddeutsche Zeitung*) und Klaus Nüchtern (*Wiener Stadtzeitung Falter*) sowie der Literaturwissenschaftlerin Daniela Strigl (Universität Wien) von neun auf sieben verringert worden.

Für die vorgenommene Kürzung und ‚Verschlankung‘ dürfte es mehrere Gründe gegeben haben: „Wir wollten das Angebot, die Preisverleihung am Samstag zur Primetime auszustrahlen, nicht ausschlagen“, so die Cheforganisatorin Michaela Monschein. Doris Moser dagegen sieht eine schlichte Sparmaßnahme als Grund für die Komprimierung. Die

Literaturwissenschaftlerin der Universität Klagenfurt hat nicht nur ihre Dissertation über die Entwicklung des Bachmannpreises geschrieben, sondern war selbst vier Jahre lang verantwortlich für die Organisation der *Tage der deutschsprachigen Literatur*. Sie betonte auch, dass der Wettbewerb immer auch ein Ort der Begegnung des Literaturbetriebs sei, und „wenn er so verkürzt ist, bleibt abzuwarten, ob die Leute auch in Zukunft extra nach Klagenfurt fahren, oder ob sie sich die Veranstaltung lieber im Fernsehen anschauen“. Eine weitere Veränderung betraf die Moderation. Statt Ernst Grandits führte dieses Jahr der Schauspieler Dieter Moor durch den Wettbewerb. Anders als sein Vorgänger griff er häufig in das Geschehen ein, so dass dadurch „so manches gute Streitgespräch gar nicht erst entstehen“ konnte, meinte Doris Moser. Obwohl Burkhard Spinnen in seiner Rede immer wieder Wolf Biermanns Satz „Nur wer sich ändert, bleibt sich treu“ programmatisch zitierte und den „Wandel“ des diesjährigen Lesewettbewerbs damit zu begründen versuchte, übten die Feuilletons scharfe Kritik aus, insbesondere was die ‚neue Moderationsart‘ betraf.

Es sind jedoch auch eindeutig positive ‚Erneuerungen‘ nicht zu übersehen und an dieser Stelle zu betonen. So zum Beispiel das Projekt *Bachmannpreis goes Europe*. Erstmals wurden die Texte der Autoren sowie die anschließenden Diskussionen und Kommentare online ins Internet gestellt und in sechs europäische Sprachen übersetzt (ins Englische, Französische, Italienische, Spanische, Slowenische und Tschechische). Die Veranstalter wollen auf diese Weise die Sprachbarriere überwinden und die Autoren auch dem europäischen Ausland vorstellen – ein lobenswertes Vorhaben, das den Autoren dazu verhelfen dürfte, auch außerhalb des deutschsprachigen Raums wahrgenommen zu werden. Auch hier bleibt allerdings abzuwarten, wie sich der Widerspruch einer Komprimierung auf der einen Seite und einer Erweiterung auf der anderen auf die Zukunft des Bachmannpreises auswirken wird.

Auf die Texte selbst scheinen all die Neuerungen allerdings keinen wesentlichen Einfluss gehabt zu haben. Die Tatsache, dass dieses Jahr mit Tilman Rammstedts ‚rasanter Pointenjagd‘ *Der Kaiser von China* ein komischer Text gewonnen hat, dürfte kein Indiz für eine zunehmende Orientierung der Jury hin zum Publikum sein, selbst wenn dieses den gleichen Text zum Sieger des Publikumpreises wählte. Trotz seiner Komik sei der Text durchaus tragisch, hob die Jurorin Ursula März hervor. Es wird nicht nur ein ‚Horror-Szenario‘ eines omnipräsenten und omnipotenten, quasi monströsen Großvaters entworfen, der nicht sterben und alle Familienmitglieder überleben will, sondern es geht in *Der Kaiser von China* vor allem um die problematische Beziehung des Enkels zu seinem Großvater, sowie um dessen Umgang mit dem unerwarteten und traumatisierenden Tod des Vorfahren. Der mit 10.000 Euro dotierte Telekom-Austria-Preis ging nach einer Stichwahl an den Romanauszug *Das Zimmermädchen* von Markus Orth aus Karlsruhe. Darin porträtiert er die putzneurotische Hotelangestellte Lynn, die so sehr davon besessen ist, in das Leben ihrer Gäste einzutauchen, dass sie ganze Nächte unter deren Betten verbringt. Daniela Strigl bezeichnete Orths Text als eine aufregende Geschichte, die er furios aus der Perspektive in Wadenhöhe erzähle und die doch den ganzen Menschen ins Auge fasse. Auffällig sei, dass die Autoren zunehmend aus Schreibschulen wie den Literaturinstituten Hildesheim und Leipzig kämen, bemerkte Doris

Moser. So beispielsweise Patrick Findeis, der in Leipzig sein literarisches Handwerk erlernt hat. Beim Wettbewerb trat er mit der beklemmend melancholischen Provinz-Geschichte *Kein schöner Land* an und bekam dafür den 3sat-Preis (7500 Euro). Der Romanauszug erzählt von einem Altbauern, dessen Leben inhaltslos geworden ist. Sein Vieh ist verkauft und sein Sohn ist schwul – und das, obwohl in der Pseudo-Idylle des Dorfes Goldshof gilt: „ein toter Sohn wäre vielleicht besser als ein schwuler: weil man die Toten ehren muss.“ Mit dem Ernst-Willner-Preis im Wert von 7000 Euro zeichnete die Jury den Österreicher Clemens J. Setz aus. Der Mathematiker und Germanist aus Graz las eine skurrile Novelle über eine Waage, die plötzlich im Hinterhof eines Mietshauses auftaucht.

Auf der Nominiertenliste stand außerdem Alina Bronsky. Die gebürtige Russin trat mit einem Auszug aus ihrem Roman *Scherbenpark* zum Wettbewerb an. Darin geht es um die 17-jährige Sascha, die aus Moskau nach Deutschland gekommen ist und mit ihren beiden jüngeren Geschwistern in einem Hochhaus-Ghetto lebt. Die Jury bemängelte unter anderem die Diskrepanz zwischen der als hochintelligent beschriebenen Protagonistin und der naiv-kindlichen Ich-Erzählerstimme. Nominiert für den Bachmannpreis war außerdem Sudabeh Mohafez für ihren Romanauszug *Im roten Meer*. Darin beschreibt die aus Teheran stammende Stuttgarterin nicht nur die Rettung aus einem brennenden Haus, sondern erzählt auch eine unerfüllte Liebesgeschichte. Auch Ulf Erdmann Ziegler wurde für den Bachmannpreis vorgeschlagen. Doch selbst die Beharrlichkeit, mit der sein Juror Alain Claude Sulzer für ihn stimmte, konnte nicht verhindern, dass er mit seinem Text *Pomona* am Ende leer ausging. Heike Geißler, Dagrun Hintze, Pedro Lenz, Thorsten Palzhoff, Angelika Reitzer, Anette Selg und Martin von Arndt kamen nicht in die engere Auswahl.

Auch wenn bei den 32. *Tagen der deutschsprachigen Literatur* vieles anders war als die Jahre zuvor, spricht die Cheforganisatorin Michaela Monschein nicht von einem Wandel. Sie weist auf die Dynamik des Bachmannpreises hin, der sich jedes Jahr weiterentwickelt habe. In Zukunft solle die Veranstaltung noch kommunikativer werden und leichter zu erreichen sein – auch für diejenigen, die nicht extra nach Klagenfurt fahren können. Doris Moser rät allerdings, die Kritik aus den Feuilletons ernst zu nehmen. Auch Spinnen mahnte in seiner Rede, genau zu überlegen, was noch verändert werden könne und was bleiben müsse, damit der Bachmannpreis sich in seinem Kern treu bleibe. Er schloss den diesjährigen Lesewettbewerb mit den Worten ab: „Uns treu bleiben, das heißt natürlich nichts anderes, als treu bleiben dem Anliegen der Literatur.“

Anne Guhlich (Bamberg)

Forschungsprojekt:

Die Identitätssuche der böhmisch-deutsch-jüdischen Autorin Irma Singer aus Prag

Die Sprach- und damit verbundene Identitätsproblematik war bei der in der böhmischen Ortschaft Tochovice im Bezirk Blatná geborenen Autorin Irma Singer, die nach der Übersiedlung ihrer Familie nach Prag deutsche Schulen besuchte, von Anfang an Thema innerer Auseinandersetzungen:

Meine Muttersprache war czechisch [sic], obzwar ich deutsche Schulen besuchte und dadurch mich der deutschen Sprache als schriftsprache [sic] bediene. Czechisch sprachen die ersten Dienstmädchen, die mich pflegten, Czechisch sprachen meine Freundinnen und czechisch [sic] war die Sprache meiner Umgebung. Ihretwegen war ich – trotz der deutschen Schulen – nach deren Beendigung eine fanatische Anhängerin der czechischen Freiheitsbewegung. (SINGER Nachlass c)

Dass sie dann letztendlich, obwohl sie das Tschechische als ihre eigentliche Muttersprache empfand, doch auf Deutsch zu schreiben und zu publizieren begann, hängt mit den Bedingungen ihrer ersten Veröffentlichung zusammen. Die jüdischen Märchen, die später in der Märchensammlung *Das verschlossene Buch* (1918/1920/1925) erschienen, erzählte sie ursprünglich ostjüdischen Flüchtlingskindern in einem Heim der Prager Kriegsfürsorge, um ihnen Hoffnung auf „eine bessere Zeit“ zu machen (SINGER Nachlass d). Sie tat dies auf Deutsch, da die Kinder aus Galizien nur Jiddisch sprachen und des Tschechischen nicht mächtig waren: „Sie sprachen zu mir in einer Sprache, die ich nicht verstand, aber langsam konnte ich hie und da einige deutsche, oder deutschähnliche Worte herausfischen und es entstand eine Brücke des Verstehens“ (SINGER Nachlass d).

Max Brod, der an der dem Flüchtlingskinderheim angeschlossenen Notschule unterrichtete, vermittelte sie an den Wiener Löwit-Verlag – und da dieser ebenfalls deutschsprachig war, ist es nur folgerichtig, dass die Märchen also auch auf Deutsch verschriftlicht wurden. In der Folge engagierte sich Irma Singer weiterhin im Umfeld der deutschsprachigen Kulturzionist/innen, identifizierte sich jedoch als aktive Wanderin des Jüdischen Wanderbundes *Blau-Weiß* zunehmend als Angehörige des jüdischen Volkes, entwickelte also eine neue Identität als bewusste Jüdin. Unabhängig davon war sie nach wie vor stolz auf „ihr Prag“. Im Frühjahr 1920 führte sie A.D. Gordon durch die Stadt und schilderte später das dabei geführte Gespräch:

Wir sprachen über Ost- und Westjudentum. Ein Problem, das uns Prager Juden damals sehr beschäftigte. [...] Inzwischen gingen wir durch die alten Straßen Prags und über die Moldau-Brücke, um auf den Hradschin zu gelangen. Von dort aus gibt es nämlich den schönsten Ausblick

auf die Stadt und Zionisten hin und Zionisten her – wir waren damals stolz auf „unsere“ schöne Stadt. (SINGER Nachlass a)

Trotz ihrer Liebe zu Prag verließ Irma Singer mit 22 Jahren die tschechische Heimat ihrer Jugend in der Hoffnung auf eine neue jüdische in Erez Israel – hier allerdings wiederholte sich die Sprachproblematik:

Es fehlte ihr die Sprache [...]. Als einzige Jüdin westlicher Kultur kostete sie Einsamkeit und Abgeschiedenheit in vollem Masse aus, denn Dagania bestand damals fast [sic] nur aus russischen Juden. Die Einsamkeit war schwerer zu tragen als die vielen Malariaanfänge [sic]. Trotzdem sie sich im Jahre 1922 mit einem der Gründer von Dagania verheiratete, litt sie von dem [sic] Anderssein und an Einsamkeit, da sie die Sprache nicht beherrschte, weder ein Buch noch eine Zeitung lesen konnte. (SINGER Nachlass b)

Auch Hugo Bergmann, mit dem Irma Singer gemeinsam mit dessen Frau Else Bergmann und der Prager Kulturzionistin Grete Obernik im Mai 1920 nach Palästina ausgewandert war, empfand diese sprachliche Vereinsamung:

Wir sind ja hier wie auf einer einsamen Insel im Meer und fühlen uns oft von allen Seiten von Feinden umgeben, denn niemand versteht unsere Art, niemand die inneren Schwierigkeiten, mit denen wir, in Sehnsucht zerrissen zwischen Deutsch-Hebräisch, Tschechisch und Hebräisch, zu kämpfen haben. Wir sind nur „die Deutschen“[...]. (BERGMANN 1985: 138)

Der spezifischen Identitätsproblematik sowohl der kulturzionistischen Kreise in Prag als auch der deutsch-böhmischen Community in Erez Israel wird derzeit im Rahmen des Dissertationsprojekts *Die Sozialisation der Autorin Irma (Miriam) Singer im Umfeld der Prager KulturzionistInnen als Entstehungshintergrund ihrer jüdischen Märchen* von Rahel Rosa Neubauer an der Universität Wien nachgegangen.

Vgl. <http://www.collegium-carolinum.de/vera/boht2008/2008-25-Neubauer.pdf>

Rahel Rosa Neubauer (Wien)

Literaturverzeichnis:

- BERGMAN, Schmuël Hugo (1985): Tagebücher und Briefe. Hrsg. v. Miriam Sambursky, Bd. 1. Königstein/ Ts: Jüdischer Verlag, Athenäum.
- SINGER, Irma (1918/1920/1925): Das verschlossene Buch. Jüdische Märchen [Nachwort von Max Brod], Wien u.a.: Löwit.
- SINGER, Irma (Nachlass a): Begegnungen und Eindrücke, Nachlass Irma Singer.
- SINGER, Irma Singer (Nachlass b): Ein Lebenslauf [1970 von Irma Singer in der dritten Person verfasst], Nachlass Irma Singer.
- SINGER, Irma (Nachlass c): Mein Lebenslauf, Nachlass Irma Singer.
- SINGER, Irma (Nachlass d): ohne Titel. [Erinnerung an Max Brod, kurz nach seinem Tod Dezember 1968 verfasst], Nachlass Irma Singer.



Abb.: Irma Singer und Hugo Bergmann in den 20er Jahren im Kibbuz Deganya. Für die Erlaubnis der erstmaligen Publikation dieses Fotos wird Irma Singers Sohn gedankt. © Chen Barak, Israel

VERZEICHNIS DER BEITRÄGER/INNEN

Dr. Mária Bieliková

Univerzita Mateja Bela v Banskej Bystrici
Fakulta humanitných vied, Katedra germanistických štúdií
Tajovského 51, SK-974 01 Banská Bystrica
E-Mail: bielikova.maria@fhv.umb.sk

Dr. Filip Charvát

Univerzita J.E. Purkyně v Ústí nad Labem
Filozofická fakulta, Katedra germanistiky
České mládeže 8, CZ-400 96 Ústí nad Labem
E-Mail: filip.charvat@ujep.cz

Dr. Renata Cornejo

Univerzita J.E. Purkyně v Ústí nad Labem
Filozofická fakulta, Katedra germanistiky
České mládeže 8, CZ-400 96 Ústí nad Labem
E-Mail: renata.cornejo@ujep.cz

Prof. Dr. Hans-Peter Ecker

Otto-Friedrich-Universität Bamberg, GuK
Neuere deutsche Literaturwissenschaft und Literaturvermittlung
An der Universität 5, D-96045 Bamberg
E-Mail: hans-peter.ecker@uni-bamberg.de

Dr. habil. Jürgen Eder

Jihočeská univerzita v Českých Budějovicích
Pedagogická fakulta, Katedra germanistiky
Jeronýmova 10, CZ-370 01 České Budějovice
E-Mail: eder@pf.jcu.cz

Dr. Sabine Eschgfäller

Univerzita Palackého v Olomouci
Filozofická fakulta, Katedra germanistiky
Křížkovského 10, CZ-771 80 Olomouc
E-Mail: Sabine.Eschgfaeller@gmx.net

Prof. Dr. Ingeborg Fiala-Fürst

Univerzita Palackého v Olomouci
Filozofická fakulta, Katedra germanistiky
Křížkovského 10, CZ-771 80 Olomouc
E-Mail: ingeborg.fialova@centrum.cz

Anne Guhlich

(Fränkischer Tag)

Franz-Ludwig-Straße 16, D-96047 Bamberg

E-Mail: anne-christine.guhlich@stud.uni-bamberg.de

Dr. Ekkehard W. Haring

(Mitteleuropazentrum/TU Dresden)

Einsiedeleigasse 7/18, A-1130 Wien

E-Mail: ewharing@yahoo.de

Dr. Barbara Hindinger

Hangstraße 15, D-82362 Weilheim i. OB

E-Mail: barbara.hindinger@t-online.de

Ao. Prof. Dr. Hans Höller

Paris-Lodron-Universität Salzburg

FB Germanistik

Akademiestr. 20, A-5010 Salzburg

E-Mail: hans.hoeller@sbg.ac.at

Dr. Jana Hrdličková

Univerzita J.E. Purkyně v Ústí nad Labem

Filozofická fakulta, Katedra germanistiky

České mládeže 8, CZ-400 96 Ústí nad Labem

E-Mail: jhrdlickova@yahoo.de

Dr. habil. Věra Janiková

Masarykova univerzita v Brně

Pedagogická fakulta, Katedra německého jazyka a literatury

Poříčí 9, CZ-603 00 Brno

E-Mail: janikova@ped.muni.cz

Dr. Jürgen Joachimsthaler

Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg

Institut für Deutsch als Fremdsprachenphilologie

Plöck 55, D-69117 Heidelberg

E-Mail: joachimsthaler@idf.uni-heidelberg.de

Dr. Klaus Johann

Rudolfstraße 16, D-48145 Münster

E-Mail: Klaus.Johann@web.de

Ao. Prof. Dr. Vesna Kondrič Horvat

Univerza v Mariboru
Filozofska fakulteta, Oddelek za germanistiko
Koroška cesta 160, SI-2000 Maribor
E-Mail: vesna.kondric@uni-mb.si

Dr. Jaroslav Kovář

Masarykova univerzita v Brně
Filozofická fakulta, Ústav germanistiky, nordistiky a nederlandistiky
Arna Nováka 1, CZ-602 00 Brno
E-Mail: jkovar@phil.muni.cz

Dr. Alena Kovářiková

Západočeská univerzita v Plzni
Pedagogická fakulta, Katedra německého jazyka
Jungmannova 1, CZ-306 19 Plzeň
E-Mail: akovarik@knj.zcu.cz

Dr. Alena Lejsková

Jihočeská Univerzita v Českých Budějovicích
Pedagogická fakulta, Katedra germanistiky
Jeronýmova 10, CZ-371 15 České Budějovice
E-Mail: lejskova@pf.jcu.cz

Dr. des. Mirek Němec

Univerzita J.E. Purkyně v Ústí nad Labem
Filozofická fakulta, Katedra germanistiky
České mládeže 8, CZ-400 96 Ústí nad Labem
E-Mail: mireknemec@hotmail.com

Mag. phil. Rahel Rosa Neubauer

Universität Wien, Komparatistik
Große Spertlgasse 41/17, A-1020 Wien
E-Mail: rosa_neubauer@yahoo.de

Friederike Partzsch, M.A.

Univerzita J.E. Purkyně v Ústí nad Labem
Filozofická fakulta, Katedra germanistiky
České mládeže 8, CZ-400 96 Ústí nad Labem
E-Mail: friederikepartzsch@web.de

Dr. des. Vera Schneider

(Deutsches Kulturforum östliches Europa)
Zillertalstraße 13, D-13187 Berlin
E-Mail: veraschneider@web.de

Jonathan Schüz

Univerzita J.E. Purkyně v Ústí nad Labem
Filozofická fakulta, Katedra germanistiky
České mládeže 8, CZ-400 96 Ústí nad Labem
E-Mail: jonathan.schuez@yahoo.de

Dr. László V. Szabó

Pannonische Universität Veszprém
Philosophische Fakultät, Germanistisches Institut
Pf. 158, Fűredi u. 2, H-8201 Veszprém
E-Mail: vszabol@btk.uni-pannon.hu

Prof. Dr. Joachim W. Storck

Urbanstraße 16, D-79104 Freiburg
E-Mail: evelyn.grill_storck@fmr.de

Dr. Gerhard Trapp

Meranerstr. 16d, D-81547 München
E-Mail: gerhard_trapp_giesing@yahoo.de

Prof. Dr. Benno Wagner

Universität Siegen
FB 3/AL, Sprach-, Literatur- und Medienwissenschaft
Adolf-Reichwein-Str. 2, D-57076 Siegen
E-Mail: wagner@lit-wiss.uni-siegen.de

Dr. Karin Wozonig

Susannenstraße 29, D-20357 Hamburg
E-Mail: karin@datadive.com

GUTACHTER/INNEN DER AB 2 (2008)

Nach Einführung des neuen Peer-Review-Verfahrens für die vorliegende Ausgabe bedankt sich der Redaktionsrat der Aussiger Beiträge bei allen Gutachterinnen und Gutachtern für ihre Unterstützung. Von den insgesamt 24 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern aus unterschiedlichen Fachbereichen dürfen wir an dieser Stelle namentlich danken:

Dr. Stephanie Catani (Otto-Friedrich-Universität Bamberg, Deutschland)
Dr. Joanna Drynda (Universität Poznań, Polen)
Dr. Sabine Eschgfäller (Palacký-Universität in Olomouc, Tschechien)
Dr. Martin A. Hainz (Berlin, Deutschland)
Prof. Dr. Isabel Hernández (Universität Complutense in Madrid, Spanien)
Dr. Ján Jambor (Universität Prešov, Slowakei)
Prof. Dr. Brigitte Jirku (Universität Valencia, Spanien)
Dr. Jan Kubica (Palacký-Universität in Olomouc, Tschechien)
Dr. Zdeněk Mareček (Masaryk-Universität in Brno, Tschechien)
Dr. Roman Mikuláš (Akademie der Wissenschaften in Bratislava, Slowakei)
Dr. Gabriela Ociepa (Universität Wrocław, Polen)
Dr. Michael Ostheimer (TU Chemnitz, Deutschland)
Dr. Slawomir Piontek (Universität Poznań, Polen)
Dr. Thomas Schneider (Schlesische Universität in Opava, Tschechien)
Dr. László V. Szabó (Universität Veszprém, Ungarn)
Prof. Dr. Mari Tarvas (Universität Tallinn, Estland)
Prof. Dr. Jill E. Twark (University of Greenville, USA)
Prof. Dr. Klaus Werner (Schlesische Universität in Opava, Tschechien)
Dr. Anikó Zsigmond (Universität Veszprém, Ungarn)

Die AB stehen im Austausch mit den germanistischen Zeitschriften **Brüner Beiträge zur Germanistik und Nordistik** sowie **Germanoslavica** in Tschechien, **Studia Germanica Universitatis Vesprimiensis** in Ungarn, **Bohemia** in Deutschland, **Literatur und Kritik** in Österreich, **Gegenwartsliteratur** und **Modern Austrian Literature** in den USA sowie mit den Institutionen **Deutsches Literaturarchiv** in Marbach, **Adalbert Stifter Verein** in München und **Adalbert-Stifter-Institut des Landes Oberösterreich**.

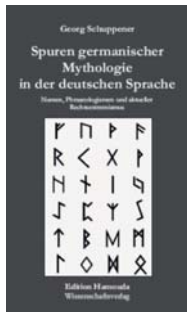
Zum Ausbau des Netzwerkes sind Kontakte mit weiteren Fachjournalen oder Einrichtungen willkommen.

Die Redaktion

Georg Schuppener

Spuren germanischer Mythologie in der deutschen Sprache

Namen, Phraseologismen und
aktueller Rechtsextremismus



Noch heute finden sich Spuren germanischer Mythologie in der deutschen Sprache. Dies gilt sowohl für die Namen der Wochentage als auch für einige Orts- und Personennamen.

Selbst in Sprichwörtern und Redewendungen lassen sich Nachwirkungen der germanischen Mythologie nachweisen.

Das vorliegende Buch widmet sich der Suche nach diesem verborgenen Kulturgut und möchte die vielfach verstreuten Erkenntnisse zu diesem Thema zusammentragen, kritisch bewerten und verständlich darstellen.

Besondere Aufmerksamkeit richtet der Verfasser ferner darauf, welche Elemente aus der germanischen Mythologie für die Identitätsstiftung des derzeitigen Rechtsextremismus Verwendung finden. Dabei zeigt sich, in welchem großen Umfange die Mythologie der Germanen in diesen Gruppen vereinnahmt und für rechtsextreme Ideologie missbraucht wird.

ISBN 978-3-940075-01-7
136 S., [D] 12,90 €

Edition Hamouda
www.hamouda.de

Georg Schuppener

Sprache des Rechtsextremismus

Spezifika der Sprache rechtsextremistischer
Publikationen
und rechter Musik



Identitätsstiftung, Selbstdarstellung und Propaganda des Rechtsextremismus erfolgen im Wesentlichen mit sprachlichen Mitteln. Dennoch hat die Sprache des Rechtsextremismus bislang noch keine hinreichende Aufmerksamkeit gefunden. Zudem sind sprachliche Codes oftmals schwerer zu entschlüsseln als beispielsweise grafische Symbole. Aus diesen Gründen lohnt es sich, die Spezifika der Sprache in rechtsextremen Medien näher zu betrachten.

Der vorliegende Band versammelt Beiträge, die sich dieser Thematik auf sehr unterschiedliche Weise nähern. Im Zentrum des Interesses stehen dabei vor allem rechtsextreme Fanzines und Texte rechtsextremer Musik. Die Grundlage der Untersuchungen stellt authentisches Quellenmaterial dar, das außerhalb der rechtsextremen Szene nicht oder nur sehr schwer zugänglich ist.

ISBN 978-3-940075-14-7
200 S., [D] Preis: 17,90 €